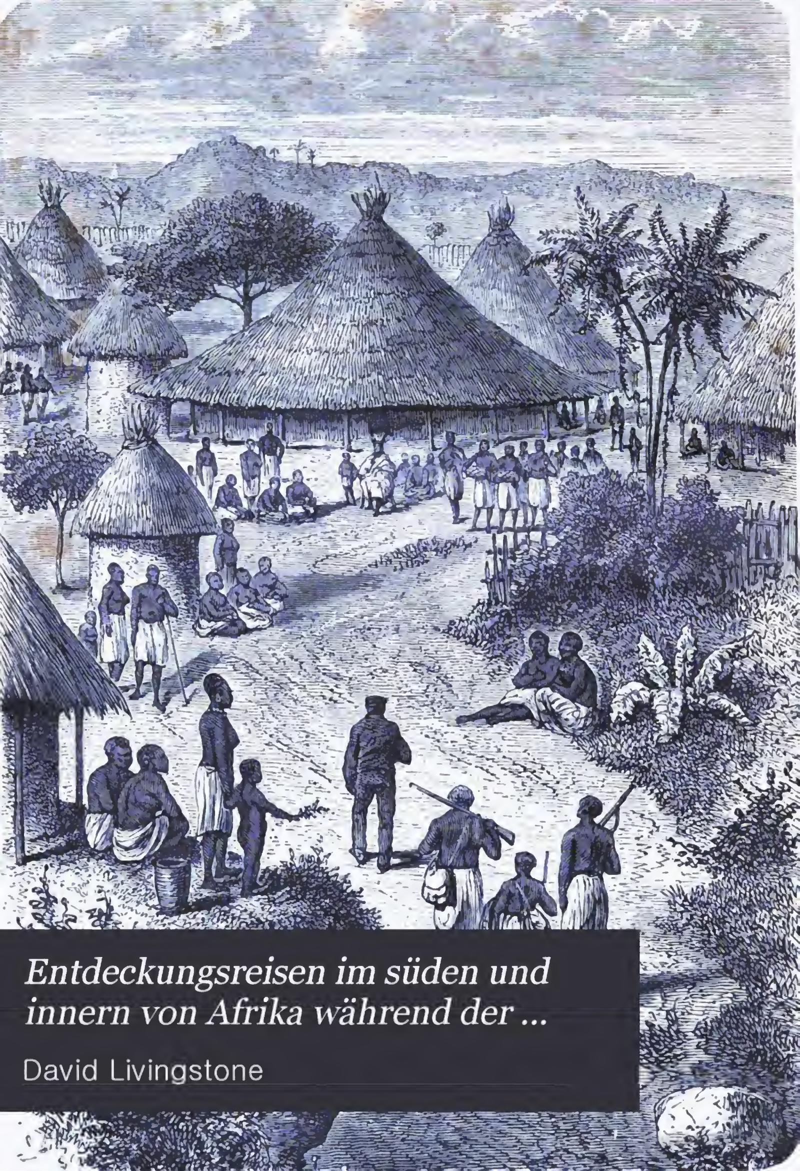



VERITAS
UNION THEOLOGICAL SEMINARY.

21/4.37. [illegible]

Das

Buch der Reisen und Entdeckungen.

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

III.

Livingstone, der Missionär und Länderentdecker.

Sechste Auflage.

Zur gefälligen Beachtung.

Als eine Ergänzung und Fortsetzung dieses Buches ist erschienen: Livingstones Nachfolger. Afrika von Osten nach Westen quer durchwandert von Stanley und Cameron. Nach den Tagebüchern, Berichten und Aufzeichnungen der Reisenden bearbeitet von Richard Oberländer. Mit über 80 Textabbildungen, 4 Tonbildern und 2 Karten. Leipzig 1879.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntnis der Fremde.

Unter Redaktion

von

Richard Oberländer.

III.

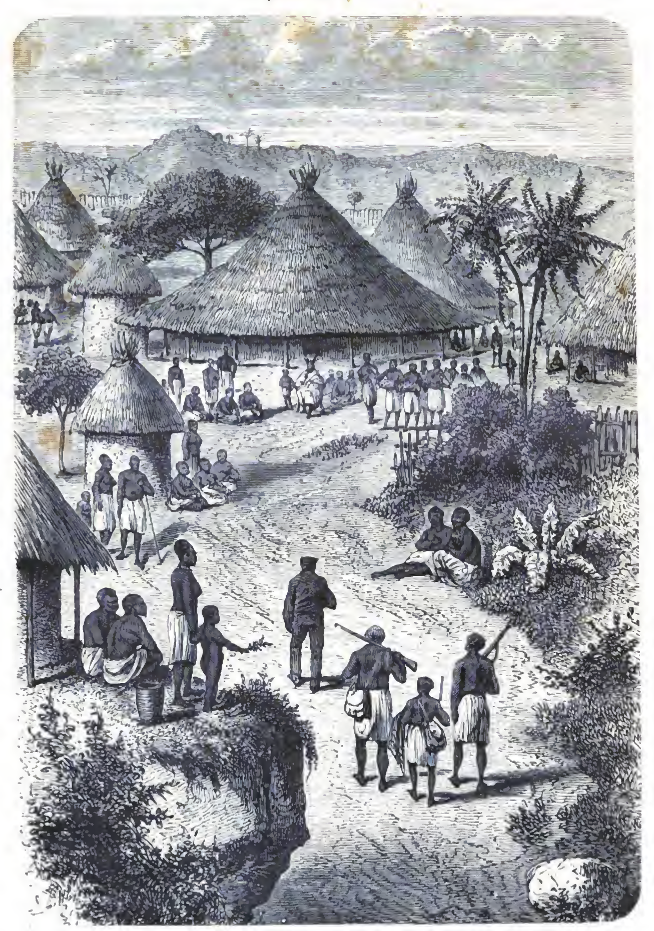
Livingstone, der Missionär und Länderentdecker.

Sechste durchgesehene und ergänzte Auflage.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen und Tonbildern.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.



Livingstone. 6. Auflage. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Livingstone's Besuch bei Tschitapangwa.

[illegible]

Afrika

[illegible]

[illegible]

[illegible] Oberländer.



[illegible]

[illegible]

Leipzig [illegible] Berlin

Verlag [illegible]

[illegible]



Verlag von

Livingstone's ...

David Livingstone, der Missionär.

Entdeckungsreisen
im Süden und Innern von Afrika
während der Jahre 1840 bis 1873.

Nach

David Livingstones Werken und hinterlassenen Aufzeichnungen

bearbeitet

von

Richard Oberländer.



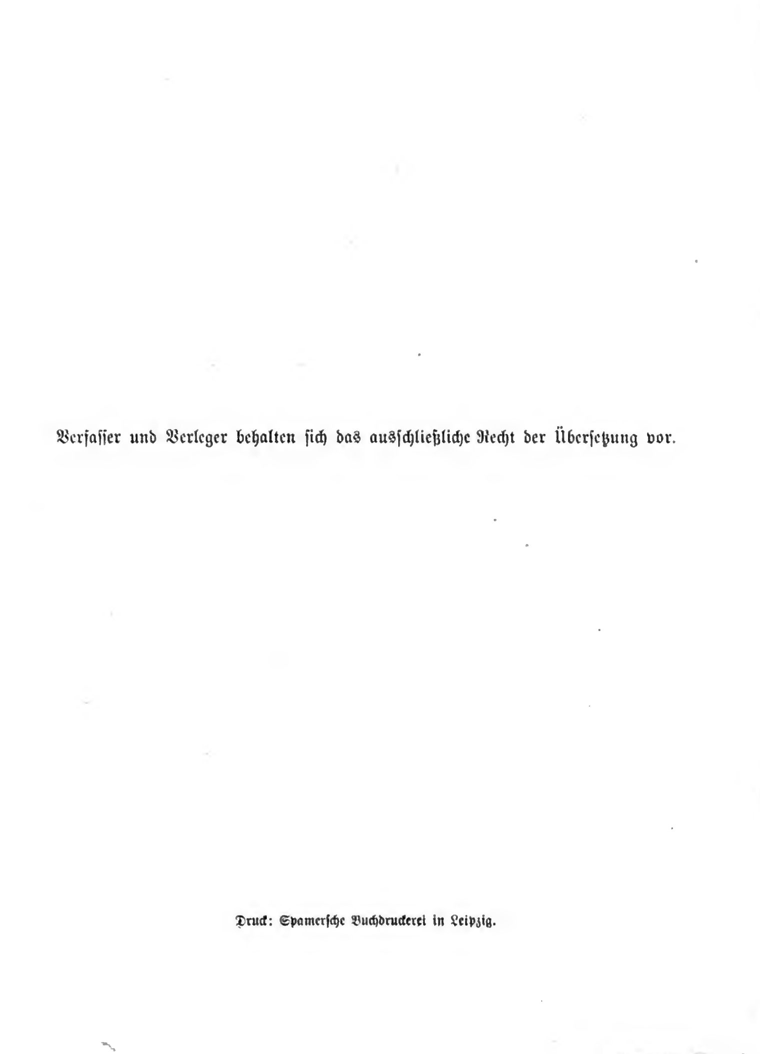
Sechste, durchgesehene und ergänzte Auflage.

Mit 60 Textabbildungen und einem Titelbilde.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.



Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorwort.

Unter den großen Entdeckungsreisenden, welche unter unsäglichen Mühen und tausend Gefahren die Rätsel Afrikas kühnen Mutes zu erschließen versuchten, wird der Name David Livingstone immerdar mi- höchsten Ehren als der ersten einer genannt werden. Fast ein Menschenalter hindurch kämpfte der wackere Schotte mit rastloser Ausdauer, edlen Eifers voll, um die verschlossenen Thore des schwarzen Kontinentes zu sprengen und uns Kunde von den dort wohnenden Völkern und ihren Ländern zu bringen.

Seiner letzten Reisen Hauptzweck war, die Grenzen des Nilbeckens zu bestimmen, also die Wasserscheide zwischen dem Nil und den südlich und östlich angrenzenden Flüssen zu erkunden, dann der Wasserscheide rings um den Rand des Beckens zu folgen und somit das Gebiet abzustecken, innerhalb dessen zukünftige Reisende dem besonderen Flusse nachspüren könnten, der unter den vielen tausend Zuflüssen den meisten Anspruch hat auf die Ehre, die langgesuchte Quelle des Nils zu sein.

Leider war es aber dem unermüdlichen Wanderer nicht vergönnt, sein angefangenes Werk zu vollenden, wie er gewünscht und gehofft — kurz vor dem Ziele ereilte ihn der unerbittliche Tod: Dr. Livingstone starb am 4. Mai 1873 zu Ilala am Bangweolosee. In der Westminster-Abtei zu London ruht er nun nach den langen mühevollen Wanderungen in der fernen Wildnis, ein ebenbürtiger Held in der Reihe der glorreichsten Entdecker und Kulturförderer.

Sein Heimgang ist das tragische Ende eines Lebens voll herkulischer Mühen und gleicht dem ruhmvollen Tode auf dem Schlachtfelde. Der eiserne Wille, die unbezwingliche Thatkraft ließen sich nicht brechen, aber der Leib war es müde, diesem Willen zu gehorchen und seine Pläne auszuführen.

Den beiden Nachfolgern des großen Pfadfinders, Stanley und Cameron, war es späterhin vorbehalten, die hochwichtigen Fragen, an deren Lösung Livingstone ein Menschenalter gewandt hatte, zum Abschluß zu bringen.

Wie aber der willensstarke Mann im Verkehr mit einem in Sprache, Sitten, in allen Vorstellungen und in seiner ganzen Denkungsweise fremden Volke, unter Schwierigkeiten aller Art, umringt von Aberglauben, Fremdenhaß, Treulosigkeit, Gewinn- und Raubsucht, unter den steten Angriffen eines mörderischen Klimas, und häufig sogar der Mittel entbehrend, die Forderungen der eignen Natur wie die der habgierigen Bevölkerung zu befriedigen, dennoch durchdringt und, wenn auch nach Jahren erst, die vorgesteckten Ziele erreicht — das hat Livingstone uns gelehrt. Von ihm datiert unbestritten die neueste und erfolgreichste Periode der Erschließung Zentralafrikas; knüpfen sich auch nicht alle den vergangenen Jahren angehörigen Entdeckungen auf jenem Gebiete an Livingstones Namen, so dürfte es doch kaum eine geben, die er nicht angebahnt oder erleichtert, zu der er nicht den Weg gezeigt oder durch Rat und Beispiel ermuntert hätte.

Wir in unsern Tagen können die volle Größe dessen, was Livingstone ausgeführt hat, nicht ermessen. Generationen werden darüber hingehen, ehe man die ganze und wahre Bedeutung des Werkes erfaßt haben wird, welches dieser „Marschall Vorwärts" der Afrikareisenden vollbrachte, der in jahrelangen einsamen Wanderungen die Wildnis durchdrang, um dem Missionär und dem Kaufmanne den Weg zu eröffnen, auf dem diese als Träger unsrer Kultur in das Herz des schwarzen Erdteils dringen sollen. Erst seit Livingstones Auftreten kann davon die Rede sein, auch dieses bisher verschlossene und völlig abgetrennte Stück Erde der Menschheit nutzbar zu machen und als Glied dem Gesamtorganismus des Weltverkehrs einzuverleiben.

Die Redaktion des Buchs der Reisen und Entdeckungen.

Inhaltsverzeichnis.



Dr. Livingstone (geb. 19. März 1813, gest. 4. Mai 1873).

Einleitung.

Überblick über Livingstones Reisen. — Livingstones Familie und seine Jugendjahre. — Livingstone als Missionär.

Von all den kühnen Männern, welche Kräfte, Gesundheit und Leben an die Erforschung noch unbekannter Teile von Afrika setzten, haben wenige so große Erfolge errungen, als der berühmte Schotte David Livingstone. Ihm, dem einzelnen Manne, war es vorbehalten, das Innere fast des ganzen südlichen Afrika unsrer Kenntnis zu erschließen; seine Reisen in völlig unbekannten Breiten, die sich schließlich zu einer Durchkreuzung des ganzen Erdteils von Meer zu Meer gestalteten, sind Beispiele von Thatkraft, Mut und Ausdauer, denen wenige andre sich zur Seite stellen können.

Die erste umfassendere Kunde von Livingstones Unternehmungen und Erfolgen erhielt die Welt durch sein von uns nachstehend benutztes Buch: „Erforschungsreisen im Innern von Südafrika in den Jahren 1840—1856", dem sich sogleich das allgemeine Interesse zuwandte. Man freute sich der vielen neuen Aufschlüsse, sowie des Mannes, welcher so Bedeutendes so glatt und glücklich durchzuführen verstanden. Die regste Teilnahme begleitete seine

weiteren Unternehmungen, die sich nun ausschließlich dem unteren Teile des Sambesiflusses und den anliegenden Ländern zuwandten. Hier glaubte Livingstone ein höchst günstiges Feld zur Verwirklichung seiner menschenfreundlichen Ideen gefunden zu haben. In dem sehr fruchtbaren und in den Bergdistrikten für ganz gesund gehaltenen Lande, unter einer fleißigen und wohlgesinnten Bevölkerung, sollten Missionen angelegt, Baumwoll- und andre Kulturen nebst Viehzucht gefördert, ein regelmäßiger Handel in Gang gebracht und so durch Hebung des Wohlstandes und der Gesittung der Sklaverei und dem Sklavenhandel der Boden entzogen werden. Von der englischen Regierung mehrseitig unterstützt und in Begleitung einer ansehnlichen Anzahl freiwilliger Teilnehmer aus dem geistlichen und dem Laienstande, ging Livingstone an das Unternehmen. Wie dasselbe sich gestaltete und welche neuen Entdeckungen der Doktor in diesem Teile Afrikas machte, werden wir im Verlaufe dieses Bändchens gleichfalls erfahren; zu diesen Mitteilungen benutzten wir seine zweite Schrift: „Forschungen am Sambesi und seinen Nebenflüssen und die Entdeckung der Seen Schirwa und Niassa in den Jahren 1858—1864.“

Wie bekannt, ist das Unternehmen total gescheitert; alle Engländer haben das ungastliche Land längst wieder verlassen, d. h. alle, die das noch konnten, denn das mörderische Klima hatte ihre Reihen bald schon stark gelichtet; elf Leichen, darunter Livingstones eigne Gemahlin und den Missionschef, hat der afrikanische Fieberboden verschlungen. Livingstone hatte sich in seinen Voraussetzungen geirrt, Land und Leute und gesellschaftliche Zustände falsch beurteilt. Er ist dafür von seinen Landsleuten härter angegriffen worden, als er sicherlich verdient hatte, da er sicher nichts behauptet hat, was er nicht anfänglich selbst geglaubt hatte. Sein ehrenhafter Charakter, seine edle Sinnesart sind durch diese Mißerfolge mit keinerlei Makel behaftet worden und ebenso mochte man sich gern noch der Vorstellung hingeben, in ihm einen Mann zu haben, der zu ferneren belangreichen Entdeckungen wie geschaffen sei. Seine lange Eingewöhnung in das afrikanische Leben, die gute und liebreiche Art seines Umgangs mit den Schwarzen und in deren Folge die allgemeine Verehrung dieser Wilden gegen ihn, Mut, Ausdauer, Geduld und eine öfter bewiesene kluge und schonende Weise, sich aus mißlichen Lagen herauszuziehen, haben das Zutrauen gesteigert, Livingstone werde im Verhältnis zu andern Forschern Hervorragendes leisten. Und so wurde es wohl mit allgemeiner Befriedigung vernommen, daß derselbe, den Missionär einstweilen beiseite lassend, von der Londoner Geographischen Gesellschaft eine reine Erforschungsmission übernommen habe, daß er sich rüste, zur Ergänzung der inzwischen erfolgten Entdeckungen Burtons, Spekes und Bakers das Geheimnis der Nilquellen vollends zu enthüllen, zunächst also den tief im Innern gelegenen Tanganjikasee näher zu erforschen und zu ermitteln, ob derselbe durch einen nördlichen Ausfluß einen Beitrag zu den Gewässern des Nils liefere.

Was er auf dieser seiner letzten großen Reise geleistet, welche unbekannte Gegenden er durchforscht, welche große geographische Rätsel er ihrer Lösung entgegengeführt, wird gleichfalls in den nachfolgenden Kapiteln zur eingehenderen Beschreibung gelangen. Von den ihn als Träger begleitenden Eingebornen der

Johannainsel auf dem Zuge über den Niassasee in Casembes Land verlassen, wurde Livingstone durch die lügenhaften Berichte der letzteren ein erstes Mal totgesagt. Ein Brief des englischen Konsuls Dr. Kirk in Sansibar meldete das traurige Ereignis mit all seinen Einzelheiten, jeden Zweifel an dessen Wahrheit fast ausschließend. Bald jedoch ergaben sich gewichtige Bedenken gegen die Verläßlichkeit der Aussagen der Johannaleute; ein Brief Livingstones, vom 2. Februar 1867 datiert, bewies aufs klarste, daß die Erzählung von seinem Tode nur auf einem Lügengewebe der Eingebornen beruhe; und als später endlich die Nachricht von seiner persönlichen Begegnung mit dem Amerikaner Stanley eintraf, fühlte Europa den großen Entdecker sich zurückgegeben. Kehrte er auch noch nicht heim, arbeitete er immer mit eiserner Ausdauer an der Lösung der letzten dunklen Fragen im Bereiche seiner riesigen Aufgabe, so hoffte doch die Welt, ihn in nicht allzu ferner Zeit aus der Wildnis in die Kulturstätten seines Heimatlandes wieder einziehen zu sehen. Ein Empfang wäre ihm dort bereitet gewesen, wie er selten wohl einem Forscher zu teil geworden wäre.

Es war ihm aber nicht vergönnt; auf dem Hochlande von Bisa im Süden des Bangweolosees, in sumpfiger, fieberschwangerer Gegend, ereilte ihn die Ruhr, welche am 4. Mai 1873 sein vielbewegtes Leben schloß.

Den Thaten dieses Lebens ist trotzdem ein längerer Nachruhm gesichert, eine Dauer ihres Andenkens bis in so ferne Zeiten, als menschliche Einbildungskraft sie nur zu ermessen vermag. Europa betrauert in Livingstone einen seiner größten, kühnsten, glücklichsten Entdecker, die geographische Wissenschaft ihren erfolgreichsten Pionier in unerschlossenen Reichen unsres Erdballs. Mit dem Namen Afrikas ist jener Livingstones fortan untrennbar verbunden, und seine Unsterblichkeit steht festgegründet, solange dieser riesige Kontinent die Wogen zweier Ozeane voneinander scheidet.

Livingstone war nach dem Ausdruck der Engländer ein „selbstgemachter" Mann, ein Mann, der alles durch sich selbst geworden. Sein energischer Wille, seine unermüdliche Ausdauer in der Aneignung von Kenntnissen bahnten ihm den Weg zu seinen bedeutenden Erfolgen und seiner selbst in wissenschaftlicher Hinsicht achtungswerten Stellung. Der Bedeutsamkeit seines Namens ist er auf seinem Lebenswege immerdar eingedenk gewesen. Mit großem Vergnügen pflegte er auf den Ausspruch eines alten Freundes und Studiengenossen, des Professor Georg Wilson in Edinburg, Bezug zu nehmen, der den Empfang eines Exemplars seiner „Erforschungsreisen in Innerafrika" im Jahre 1857 folgendermaßen bestätigte: „Möge mittlerweile Ihr Name gedeihen; möge auf allen Ihren langen und ermüdenden Reisen die lebende (living) Hälfte Ihres Namens die andre überwiegen, bis Ihnen nach vielen und gesegneten Arbeiten der weiße Stein (stone) im seligen Lande gegeben wird."

Schottland, das rauhe Land, das seine Kinder zu beharrlicher Arbeit, zu beständiger Übung ihrer Thatkraft auffordert, ist Livingstones Heimat. Er stammt, seinen Mitteilungen zufolge, von armer braver Familie aus dem Fabrikdorf Blantyre in der Nähe von Glasgow, woselbst er am 19. März 1813 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater war Theehändler, seine

Mutter, eine geborne Agnes Hunter, aus einer Familie von bescheidenem Stande. In Davids elterlichem Hause wohnten Frohsinn und Glück, ein Fleiß herrschte in demselben, der keine Stunde von den sechs Wochentagen verlor, aber den Ruhetag willkommen hieß und ihm seine Ehre gab; eine Sparsamkeit, die aus jeglichem das mögliche zu gewinnen suchte, obschon sie über die nackten Lebensbedürfnisse nicht leicht hinüberkam; eine Selbstbeschränkung, die eines Reizmittels im Hause nicht bedurfte und allen Lebensschwierigkeiten unerschrocken und ruhig ins Antlitz sah; eine Liebe zu Büchern, die das Vorhandensein eines gebildeten Geschmackes erwies und eine Gottesfurcht, welche das Leben, das sie gestaltete und beherrschte, veredelte. Bis an sein Ende war Livingstone stolz auf den Stand, dem er entsprossen. Wenn die Höchsten im Lande ihm Artigkeiten erwiesen, schrieb er an die „alten Freunde meines eignen Standes, die rechtschaffenen Armen", und versuchte durch Ansiedelungspläne oder sonstwie ihr Bestes zu fördern. Nie fühlte er auch nur das geringste Verlangen nach Titeln oder Auszeichnungen, die den Anschein hatten, daß sie ihn über seinen Stand erheben könnten. Das Gefühl der Teilnahme, das er sich für die Kinder der Arbeit erwarb, befähigte ihn, in ungewöhnlicher Weise auf jene Klasse Einfluß zu gewinnen.

Schon vom zehnten Jahre an mußte der Knabe etwas mitverdienen helfen; man that ihn als Anstückler in eine Baumwollenspinnerei. Mit seinen ersten Sparpfennigen kaufte er eine lateinische Grammatik und fing an, eifrig zu lernen, nicht nur in der Abendschule, sondern bis zur Mitternacht und darüber hinaus, wenn nicht seine Mutter ihm die Bücher wegnahm und ihn zu Bette trieb; denn um 6 Uhr morgens begann bereits wieder sein Dienst in der Fabrik. So machte sich der junge Livingstone nicht allein mit dem Latein vertraut, sondern er verschlang überhaupt jede Lektüre, deren er habhaft werden konnte, Romane ausgenommen. Selbst in die Fabrik nahm er etwas zu lesen mit und gab dem Buche auf der Maschine einen solchen Platz, daß er während der Arbeit dann und wann einen Satz daraus erhaschen konnte. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen gewährten ihm den meisten Genuß; sein Vater aber erklärte die ersteren für religionsfeindlich und empfahl dringend die Lektüre orthodoxer Religionsbücher, die der Sohn beharrlich von sich wies, obwohl er dafür zuweilen Schläge bekam. In der Folge jedoch wurde er mit Schriften bekannt, die seinem Sinne besser zusagten und ihn in seiner Überzeugung bestärkten, daß Wissenschaft und Religion sich nicht feindlich gegenüberstehen. Ein neues religiöses Leben wurde in ihm wach, und er faßte den Entschluß, sein Leben der Linderung menschlichen Elends zu widmen und Missionär zu werden.

In seinem 19. Jahre wurde Livingstone Spinner in der Fabrik, eine Arbeit, die ihm bei seinem schwächlichen Körperbau sauer genug ankam, aber gut bezahlt wurde. Was er hierbei in der Sommerzeit verdient hatte, setzte ihn in den Stand, während des Winters zu studieren und zu Glasgow die medizinische und theologische Klasse zu besuchen, und so bereitete er sich ganz ohne fremde Beihilfe auf seinen selbstgewählten Beruf vor, welchen er in China auszuüben nunmehr beschlossen hatte.

Freunde rieten ihm, sich bei der Londoner Missionsgesellschaft zu melden, und er that es, nachdem er erfahren, daß dieselbe alles Konfessionswesen ausschließe und nur das reine Evangelium den Heiden sende. Er wurde angenommen, studierte während der Jahre 1836—1840 in Glasgow und in London, ward am 20. November 1840 in der Kirche in der Albionsstraße in London zum Missionär abgeordnet und reiste am 8. Dezember 1840 mit dem Schiffe „George“ unter dem Kapitän Donaldson an seinen Bestimmungsort ab, aber nicht nach China, das währenddem durch den Opiumkrieg unzugänglich geworden war, sondern nach Südafrika, wo sich durch die Arbeiten des Missionärs Moffat (Livingstones nachmaliger Schwiegervater) ein neues, einladendes Arbeitsfeld eröffnet hatte. Hier lebte und wirkte Livingstone sechzehn Jahre, von 1840—1856, als Lehrer und Arzt, als geistlicher und leiblicher Berater halbwilder, aber gutmütiger und bildungsfähiger Menschen, und im Verfolg seines Strebens fiel ihm ungesucht der Ruhmeskranz eines glücklichen Länderentdeckers zu. Denn es ist ja der Missionär ein Reisender schon von Beruf; das erste Wort der Aufforderung des Heilandes an ihn ist: Gehet — und Livingstone ist wacker gegangen und so weit als selten einer. Aber soviel ihm auch immer das Missionswerk als nächster Zweck am Herzen lag, sowenig würde auf ihn die Vorstellung passen, die man sich gewöhnlich von einem Missionär macht, indem man ihn sich denkt als „einen Mann, der mit der Bibel unter dem Arme herumgeht.“ Nach seiner ausgesprochenen Überzeugung gehört zu einer erfolgreichen Heidenmission weit mehr. „Christentum und Zivilisation“, sagt er, „sind unzertrennlich; keines kann ohne das andre fortgepflanzt werden. Zivilisation, Handel und Gewerbe, das Verlangen nach einem behaglicheren Leben und den höheren Freuden und Genüssen desselben sind gerade die Grundlage und Vorbedingung der Bekehrung zum Christentume. Zur Mission gehört jeder, der an der Zivilisation, an der Veredelung des Menschengeschlechts bewußt oder unbewußt mitwirkt, sei er Gelehrter, Kaufmann, Schiffer, Soldat oder Geistlicher.“ Auf die Anbahnung eines ordentlichen Handels legte er besondern Wert, weil dadurch rascher als durch jedes andre Mittel der dem Heidentume eigne Hang zur Absonderung und Vereinzelung gebrochen wird und die verschiedenen Stämme durch den Verkehr sich gegenseitig brauchen und schätzen lernen. Die solange unbekannt gebliebenen Völker, welche Livingstone in dem schönen, fruchtbaren Innern Afrikas kennen lernte, sind zum Teil reich an natürlichen Anlagen und alle sehr begierig, Kultur anzunehmen und Handel zu treiben. Livingstone setzte auf sie große Hoffnungen. Man braucht nur eine gute, dauernde Handelsstraße ins Innere zu eröffnen und Stationen zu errichten, wohin die Bewohner der benachbarten Gegenden ihre Landesprodukte bringen, und ein Verkehr zwischen den Weißen und Schwarzen wird erblühen, der segensreich für beide Teile ist. Was die Weißen an der Westküste verdorben haben, wo sie fast nur als Sklavenhändler aufgetreten sind, kann von Osten her gesühnt werden, wo der Sambesi teilweise als Wasserstraße in das Binnenland führt. „Ich habe einen doppelten Zweck im Auge“, sagt Livingstone, „ich suche die Wohlfahrt dieser Heiden zu unserm eignen Besten. Wir müssen die Afrikaner ermutigen, für unsre Märkte

zu arbeiten, das ist nächst dem Evangelium das beste Mittel, sie zu heben. Sie mögen uns Rohstoffe für unsre Fabrikate liefern. Ihre Länder eignen sich besonders für die Baumwollenkultur; man gebe ihnen guten Samen und die Gewißheit des Absatzes, und sie werden sofort unsre Freunde sein. Sie erkennen ohne Schwierigkeit, wieviel vorteilhafter es sei, die Kattune und andre hochgeschätzte europäische Waren gegen Landesprodukte, anstatt mit lebendem Menschenfleisch einzuhandeln.

„Durch ordentlichen Handel würden selbst die durch Bekriegung feindselig gewordenen Küstenvölker sich zu Freunden machen lassen, der Sklavenhandel würde schnell ein Ende nehmen, und die Negerstämme könnten in den allgemeinen Völkerverband mit aufgenommen werden, in welchem kein Glied leiden kann, ohne daß die andern es mitfühlen."

Das ist die beherzigenswerte Sprache eines edlen Mannes und warm fühlenden Menschenfreundes, eine Politik, die ohne Eroberung, ohne Kriegsschiffe, ohne einen einzigen Soldaten oder Beamten bessere Erfolge verspricht, als die Engländer bisher in fremden Ländern zu erringen wußten. Und wenn auch die erste praktische Erprobung dieser Ideen nur einen Mißerfolg geben konnte, so ist daraus wohl zu entnehmen, daß die Sache mehr Schwierigkeiten hat, als Livingstone sich vorstellen mochte, nicht aber ist ihre völlige Aussichtslosigkeit bewiesen. Es ist damit noch nicht entschieden, ob diejenige Anschauung die richtige ist, welche im Neger nur ein tief stehendes, unverbesserliches Subjekt erblickt, oder die andre menschenwürdigere, welche auch ihn des Fortschritts und der Vervollkommnung fähig hält.

In der ganzen Menschheit und nicht bloß bei Negern haben ja stets Zivilisationsideen, indem sie zunächst an das eigne liebe Ich appellieren und ihm eine beschwerliche Arbeit an sich selbst zumuten, nur höchst schwierig Wurzel gefaßt und sich entwickelt. Wer wollte auch die Möglichkeit bestreiten, daß nicht dennoch die Anwesenheit jener englischen Zivilisationsapostel in den Gemütern der Schwarzen eine Ahnung, einen Keim des Bessern hinterlassen haben kann, welcher mit der Zeit erstarken und gute Früchte bringen könnte?





I. Livingstones erste Reise. (1840—1856.)

Das Reisen durch Busch und Wüsteneien Südafrikas. — Dornenwälder. — Termiten u. s. w. — Heuschrecken. — Flora Südafrikas. — Reise zu den Betschuanen u. s. w. — Missionsstation zu Kuruman. Moffat. — Sitten der Betschuanen. — Wohnungen, Leben und Verfassung, religiöse Anschauungen, Charakter, Gebräuche, Krankheiten u. s. w. der Betschuanen. — Leben und Beschäftigung des Missionärs. — Die Wüste Kalahari. — Die Bakalahari. — Der See Ngami. — Die Bajeije und Bakoba. — Der schwedische Reisende Andersson am Ngamisee. — Die Damara. — See Omanbonde. — Die Owampo. — Der Fluß Tioge.

Das Reisen in den menschenleeren oder wenig bevölkerten Teilen Südafrikas ist selbst im glücklichsten Falle ungemein beschwerlich und zeitraubend. Die Notwendigkeit, allen Reise- und Biwakbedarf mit sich zu führen, erheischt starke und feste Wagen, und um diese auf ungebahnten Wegen, meistenteils in weichem, nachgiebigem Sande fortzubringen, ist wieder eine ungeheure

Zugkraft nötig; die Bespannung eines beladenen Reisewagens ist daher in der Regel nicht unter zwölf Stück Ochsen, ungerechnet die Reservetiere, die bei den so leicht möglichen Verlusten immer bereit gehalten werden müssen. Die Abwartung und Führung dieser Tiere erfordert dann wieder eine Anzahl Menschen, und so kommt es, daß eine Reisekarawane immer zu einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft anschwillt.

Der Ochs ist wegen seines ruhigen und geduldigen Ganges das vorzugsweise benutzte Zugtier, daher denn auch die Reise nur im Ochsenschritt gehen kann. Ein paar Pferde werden indes immer mitgenommen, da man ihrer zur Jagd bedarf; denn ohne Jäger und ohne ab und zu eine Mahlzeit von frischem Wildbret, Springböcken, Giraffen, Zebras, Antilopen u. s. w., zu haben, wäre eine Landreise in Afrika kaum denkbar. Für das Pferd jedoch ist das Innere Südafrikas eine größtenteils unwirtliche Region; denn obwohl sich in der Kapkolonie eine sehr gute Rasse ausgebildet hat, so steht doch das Pferd auf feindlichem Gebiet, sobald es den Orangefluß überschreitet, denn von hier bis zu einer gewissen Grenze im Norden sind die Pferde — zuweilen auch die Rinder, sogar das Wild — in den Monaten November bis April einer Seuche unterworfen, die ihnen oft in ein paar Stunden den Tod bringt. Selbst das Fleisch der gefallenen Tiere ist giftig; es bilden sich nach seinem Genuß Karbunkel, die nicht selten eine Blutvergiftung mit tödlichem Ausgange verursachen. Hierzu kommt in gewissen Distrikten noch die gefürchtete Giftfliege, die sowohl Pferden als Rindern verderblich wird.

Der Ochs ist vermöge seiner großen Ausdauer für Reisen in Afrika unschätzbar; er läßt sich sowohl als Zug- und Lasttier wie zum Reiten gebrauchen; nur kostet es nicht wenig Zeit und Mühe, das störrige Tier für seinen Dienst abzurichten. Hat man einen Ochsen zum Dressieren ausgewählt, so schleicht sich ein Mann in die Herde und fängt ihn am Hinterfuße mit einer starken ledernen Schlinge, während mehrere Männer den langen Fangriemen halten. Es beginnt nun zwischen dem wütenden, schäumenden und brüllenden Tiere und seinen Häschern ein harter Kampf, der zuweilen für diese so gefährlich wird, daß sie das Tier wieder loslassen müssen. In der Regel jedoch gelingt es, nachdem dasselbe sich einigermaßen abgetobt hat, eine andre Schlinge an seine Hörner zu bringen, seinen Schwanz zu erfassen und es zu Boden zu werfen. Nunmehr wird ihm ein kurzer, starker Pflock von besonderer Form in den Nasenknorpel eingezogen und an dessen Enden zwei Riemen befestigt, die als Zaum dienen. Bei der großen Empfindlichkeit seiner Nase läßt der Ochs hiernach sich leichter behandeln; ist er noch bösartig, so wird er aufs neue geworfen und geknebelt. Die angehenden Packochsen werden gewöhnlich zwischen zwei zahme Ochsen gebunden, neben welchen zwei Männer gehen. Anfänglich wird ihnen nur ein leerer Sack oder dergleichen auf den Rücken gelegt und festgebunden; nach und nach wird das Gewicht vermehrt, und obwohl das Tier wütend wird und sich alle Mühe gibt, die ungewohnten Dinge abzuwerfen, so muß es sich schließlich doch darein finden. Haben sich aber endlich die Ochsen auch an den Pack oder an den Sattel gewöhnt, so bleibt noch die Hauptsorge, einen guten Leitochsen anzuschaffen. Nur sehr

wenige Tiere eignen sich für dieses Amt. Gewöhnt an ein truppweises Beisammensein, will kein Ochse vor seinen Kameraden viel vorausgehen oder wesentlich zurückbleiben. Das Vorangehen des Anführers allein kann bewirken, daß nicht die ganze Karawane plötzlich stillsteht.

Das Reiten auf Ochsen ist für den Neuling eine sehr unbequeme Sache. Das Fell des Ochsen ist lose, und trotzdem daß der Sattel festgegürtet ist, schaukelt man hin und her wie ein Kind in der Wiege. Der Zaum darf nicht wie beim Pferde gehandhabt werden, denn bei jedem einseitigen Zuge würde der Pflock aus dem Nasenknorpel herausspringen; man muß beide Riemen gleichzeitig anziehen und nach der Seite führen, wohin man das Tier lenken will. Mit der Zeit gewöhnt man sich auch an das Reiten auf Ochsen und findet endlich, daß es gar nicht so unangenehm sei.

Je nach der Beschaffenheit der Gegend sind auch die zu überwindenden Schwierigkeiten verschieden. Ist das Land offen, d. h. mit wenig oder gar keinem Pflanzen und Holzwuchs besetzt, so hat man gewöhnlich weichen Sand oder zuweilen auch scharfes Gestein unter den Füßen. Die Karawane schleicht mühsam durch die schatten- und wasserlose Einöde hin; vom wolkenlosen Himmel schießt die Sonne glühende Strahlen auf den nackten Sand oder Fels herab, brennender Durst und verzehrende Hitze quälen Menschen und Vieh, ja plötzlich tötender Sonnenstich ist unter solchen Umständen nichts Seltenes.

Merkwürdig ist während der heißen Jahreszeit zwischen Winter und Regenzeit ein heißer Luftstrom, der zeitweilig, jedoch nur höchstens drei Tage lang, von Nord nach Süd über die Wüste weht und ähnlich dem Harmattan im Norden Afrikas so austrocknend ist, daß alle Kisten und Gerätschaften europäischer Arbeit, selbst vom bestgetrockneten Holze, aus den Fugen gehen und sich werfen. Dabei führt dieser Wind in einem solchen Grade elektrische Ströme mit sich, daß ein Büschel Straußfedern, nur wenige Sekunden ihm entgegengehalten, so stark geladen wird wie von einer Elektrisiermaschine und, wenn man mit der Hand zu nahe kommt, unter lautem Knistern sich entladet. An den Fellmänteln der Eingebornen entstehen bei der geringsten Bewegung und Reibung elektrische Funken. Als Livingstone während des Fahrens zum erstenmal diese Erscheinung wahrnahm und einen Häuptling, welcher bei ihm im Wagen saß, darauf aufmerksam machte, erwiderte dieser: „Das haben uns nicht erst die weißen Männer gezeigt; das kannten wir und unsre Vorfahren schon lange, bevor Weiße in dieses Land kamen.“ In Europa hat, wie Alexander von Humboldt uns berichtet hat, Otto von Guericke zuerst diese Erscheinung beobachtet.

Eine andre Gegend ist vielleicht etwas reichlicher mit Wasser gesegnet; Bäume und Buschwerk überziehen den Boden mit einer Art niedrigen Waldes, der doch dem Reisenden tausendmal willkommener sein sollte als die glühende Sandsteppe. Aber die Wege in diesem Walde sind eitel Dornenpfade; ganz Südafrika ist die Heimat abscheulicher Dornen; die überall wachsende Acacia detinens, die von den Holländern den drolligen, aber bezeichnenden Namen „Wart' ein bißchen“ („Wacht een beetje“) erhalten hat, ist nicht das einzige derartige Muster. Der schwedische Reisende Andersson sah auf seinen Reisen

im Damaralande nicht weniger als sieben verschiedene Arten von Büschen und Bäumen, welche sämtlich vollkommene Wart'-ein-bißchen waren, wahre Quälgeister für den vorwärts strebenden Reisenden, der trotzdem, daß er eine kräftige Axt bei sich führt, doch oft am Durchkommen verzweifeltn muß. Nimmt man mit Andersson an, daß eine einzige dieser starken, naturwüchsigen Fischangeln etwa $3^1/_2$ kg zu tragen vermag, so läßt sich denken, was die lästige Folge sein muß, wenn auch nur ein paar Dutzend gleichzeitig auf den Eindringenden Beschlag legen. Die Kleider in Fetzen verwandelt, die Haut bei Menschen und Tieren blutend, entzündet und mit Dornen gespickt, das Wagenzeug zerrissen — so geht man aus dem Kampfe mit diesen stummen Wegelagerern der Wildnis hervor.

Selbst der Marsch über die weiten, wogenden Grasebenen, wo also das Terrain sich scheinbar am günstigsten gestaltet, hat seine besonderen Beschwerlichkeiten. Je höher das Gras sich erhebt — es wird oft über mannshoch — desto furchtsamer und unlenksamer werden die Zugtiere, so daß die Treiber oft alle Herrschaft über dieselben verlieren. Ihr Instinkt sagt ihnen, daß es in diesem Graswalde nicht geheuer sei, daß sie hier am leichtesten die Beute von Raubtieren werden können. Dieselbe wohlbegründete Furcht teilt auch das grasende Wild: alle Antilopen u. dgl. fliehen die aufschießenden Savannen und ziehen eine magere Weide vor, auf der sie sich frei umsehen können.

Nicht selten, besonders in den an der Westküste gelegenen Landstrichen, wählt man gleich das Bett eines periodisch oder für immer ausgetrockneten Flusses als Straße, weil man in ihm immerhin noch die wenigsten Terrainschwierigkeiten antrifft. In solchem findet man auch noch am ersten eine übrig gebliebene Wasserpfütze oder eine feuchte Stelle, an der man mit einigem Erfolge nach Wasser graben kann, wobei es freilich eine unangenehme Zugabe bleibt, daß in dem Röhricht solcher Flußbetten Löwen und andre Bestien sich aufhalten, und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß in dem entfernten Hügellande ein heftiges Ungewitter sich entladet und die trockene Wasserstraße plötzlich zum wütenden Strome wird.

Wunderbar ist es, daß selbst mitten in der größten Trockenheit und bei der sengendsten Hitze, wo Käfer, wenn man sie auf den heißen Boden setzt, nach wenigen Sekunden sterben, dennoch die langbeinigen schwarzen Ameisen vor wie nach ihre gewohnte unermüdliche Rührigkeit und Geschäftigkeit zeigen. Ihre Bewegungsorgane, sagt Livingstone, scheinen mit derselben Kraft begabt zu sein, welche die Physiologen den Muskeln des menschlichen Herzens zuschreiben, das in seiner Thätigkeit nie ermüdet. Auch haben die Ameisen immer den hinlänglichen Feuchtigkeitsvorrat in sich, um zum Aufbau ihrer bedeckten Galerien, die sie den Blicken der Vögel entziehen, dem Boden eine mörtelartige Beschaffenheit zu geben. Ebenso ist das Innere ihrer Gemächer und Vorratskammern, wohin jene Galerien als Transportstraßen führen, reichlich angefeuchtet. Beiläufig wollen wir bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß überhaupt das Geschlecht der Ameisen in diesen heißen Gegenden in vielen Arten zahlreich vertreten ist. So gibt es eine etwa $2^1/_2$ cm lange pechschwarze Ameise, Leschonya genannt, die, wenn sie gereizt wird, wie das

Stinktier einen durchdringenden Geruch von sich gibt. Merkwürdig sind die geflügelten weißen Ameisen, die Termiten, die in einem großen Schwarme aus einer Bodenhöhlung herauskommen, 60—100 m fortfliegen, sich dann an einer Stelle, die sie zur Anlage eines neuen Stockes für geeignet halten, niederlassen und ihre Flügel ablegen, um einen neuen Erdbau zu begründen. Ihre Flügel sind nämlich nur lose angefügt. In der Luft fliegend, sehen diese Ameisen wie Schneeflocken aus. Hunde, Katzen und alle Vögel verzehren sie gern. Aber auch die Eingebornen sammeln sie als willkommene Speise, da sie sehr fett sind und geröstet ähnlich wie gekochter Reis schmecken. Bei der außerordentlichen Vermehrung der weißen Ameisen würde das ganze Land von ihnen überdeckt werden, wenn nicht eine Art schwarzer, sehr kriegslustiger Ameisen häufig Angriffe auf sie machte, wobei die Anführer derselben den weißen einen betäubenden Stich beibringen, worauf sie in den Bau geschleppt und in Stücke zerteilt, als Nahrungsvorrat aufgeschichtet werden. Diese schwarzen Ameisen lassen, wenn sie auf ihrem Marsche gestört werden, einen schwach zischenden Laut hören.

Schlimmer für die Menschen sind die roten Ameisen, die in 5—8 cm breiten Zügen dem Wanderer oft in den Weg kommen. Tritt man dann auf sie, so laufen sie an den Beinen in die Höhe und beißen auf höchst schmerzhafte Weise. Da sie vorzugsweise von animalischen Stoffen sich nähren, so müssen die Leute in den Dörfern ihr Fleisch durch daneben angezündetes Feuer vor ihnen sichern. Doch machen sie sich auch namentlich dadurch nützlich, daß sie das Land vom Aase reinigen und vieles schädliche Gewürm vernichten. Sie fallen auch Ratten, Mäuse, Eidechsen und sogar die Natalschlange (Python natalensis) an, wenn letztere sich vollgefressen hat. Ebenso nützlich ist zur Beseitigung der überhandnehmenden vegetabilischen Überreste die schwarze Ameise, ohne deren Thätigkeit die tropischen Wälder noch unzugänglicher und noch mehr von schädlichen Dünsten erfüllt sein würden, als dies ohnehin der Fall ist.

Noch ist ein ungefähr 3 cm langes Insekt zu erwähnen, welches, bis an den Kopf in der Erde steckend, mittels zweier Zangen die etwa vorbeikommenden Ameisen wegfängt, ähnlich wie der Ameisenlöwe, mit dem es vielleicht verwandt ist. Ein für die bewohnten Gegenden sehr nützliches Tier ist der Pillenkäfer. Wo er häufig ist, wie in Kuruman, sind die Dörfer reinlicher als anderswo. Diese Käfer rollen nämlich die Exkremente, die sie am Boden finden, in runde Klumpen, oft von der Größe einer Billardkugel, zusammen und vergraben sie unter die Erde, um ihre Eier hineinzulegen, deren ausgekrochene Larven von dem Inhalte dieser Kugeln zehren. Mit gesenktem Kopf rückwärts laufend, stoßen diese Käfer die Kugeln mit den Hinterbeinen fort.

Hat endlich eine Reisegesellschaft des Tages Last und Hitze getragen und ist, vielleicht unter Führung verdächtiger Buschmenschen, glücklich an einem Orte angekommen, wo sich ein Weiher oder eine gute Quelle befinden soll, an der man ein Zigeunernachtlager aufschlagen könnte, so kann man abermals von Glück sagen, wenn man nicht statt trinkbaren Wassers ein ausgetrocknetes Loch oder einen widrigen Sumpf findet, den die zur Nachtzeit hier zur Tränke

kommenden Elefanten, Rhinozerosse u. s. w. umgerührt haben. In solchem Falle bleibt dann freilich nichts übrig, als zum Spaten zu greifen, um durch stundenlanges Graben und Ausräumen eine weniger dicke Brühe zu gewinnen, während die verschmachtenden Zugtiere in ihrer Ungeduld immer zudringlicher und unbändiger werden. Hat man endlich das ersehnte Wasser gefunden, die Tiere getränkt und festgemacht und für ein tüchtiges Feuer die Nacht hindurch zur Verscheuchung der Raubtiere gesorgt, so gehört schon eine sehr abgehärtete Natur dazu, wenn man trotz der Nachtmusik, welche vielleicht von einigen Löwen in sehr bedenklicher Nähe angestimmt wird, es zu einigem Schlafe bringt, aus dem man möglicherweise mit steifen Gliedern erwacht, denn es kann sich ereignen, daß es die Nacht über bitter kalt wird.

Aber nicht der Durst allein, sondern auch die Eßlust macht sich in dem austrocknenden Klima von Südafrika recht lebhaft geltend. Ganz im Gegensatz zu den Bewohnern feuchtheißer Länder, sind die Eingebornen hier unersättliche Fleischesser, und der Reisende findet bald, daß auch ihm eine starke Fleischkost unentbehrlich ist. Demnach bildet die Jagd die Hauptnahrungsquelle des Wüstenwanderers; doch bietet die sorgsame Natur gelegentlich auch einige andre Aushilfe gegen Hunger und Durst. Ein stets willkommener noch Fund ist z. B. ein Straußennest, in dem zuweilen 30—40 und mehr Eier angetroffen und nach Bedürfnis auf sehr einfache Weise in Straußeneierkuchen verwandelt werden. Man macht an dem einen Ende ein kleines Loch, thut etwas Pfeffer und Salz hinein, schüttelt das Ei, bis Weißes und Gelbes gut gemischt ist und legt es in heiße Asche. Der Inhalt eines Eies, obwohl er dem von 24 Hühnereiern gleichkommen mag, wird doch in Afrika für einen Mann nicht als zu viel befunden, und der Umstand, daß das Ei einen starken unangenehmen Beigeschmack hat, schließt es nicht von der afrikanischen Küche aus.

Eine andre gelegentliche Gabe der Natur bilden die Heuschrecken. Diese Landplage, obwohl von jedem gefürchtet, der nur ein Fleckchen Boden bebaut, ist doch anderseits für Mensch und Tier ein wahrer Segen. Nicht allein der arme Buschmann, auch alle andern wilden und zivilisierten Bewohner des Landes wissen sie zu schätzen; Rindvieh, Schafe, Schweine, Löwen, Elefanten, Hyänen, eine Menge Vögel, alles schmaust und gedeiht davon.

Die Heuschrecke entwickelt sich schnell nach einem Regen in sandigen Grasebenen aus den dort niedergelegten Eiern. In ihrem unvollkommenen oder Larvenzustande hat sie noch keine Flügel, sondern erscheint als ein hüpfendes, an kleine Frösche erinnerndes Wesen, das die Kapkolonisten Läufer nennen. In diesem Zustande durchzieht es, alles verwüstend, ungeheure Länderstrecken, selbst Weiher und Flüsse können es nicht aufhalten. Millionen kommen auf diesen Wanderungen um, ohne daß eine Abnahme ihrer Menge zu bemerken wäre. Selbst Feuer, wodurch die Kolonisten die gefürchteten Gäste aufzuhalten suchen, werden durch die Menge derselben erstickt. Im vollkommenen, geflügelten Zustande erheben sich die Heuschrecken in solchen Massen, daß sie buchstäblich die Luft verdunkeln. Das Geräusch ihrer Flügel wächst dabei zu solcher Stärke an, daß es klingt, als ob ein Sturm durch das Takelwerk eines vor Anker liegenden Schiffes sause. Interessant ist es, aus einiger Entfernung

den fortwährenden Formenwechsel zu beobachten, in welchem die bald säulen-, bald wolkenförmigen Züge begriffen sind. Während sie über eine Gegend hinziehen, lassen sich immer eine Menge derselben zur Erde nieder, was einem Schneefall oder Blätterregen nicht unähnlich sieht; die allgemeine Rast jedoch findet gegen Abend statt, und dann wehe der Gegend, welche sie sich zum Nachtquartier ausersehen haben! So reich an Vegetation sie sein mag, ist sie, wenn die Heuschrecken mit Sonnenaufgang wieder weiterziehen, vollkommen in eine Wüste verwandelt. Ihre Gefräßigkeit erstreckt sich nicht allein auf alles Vegetabilische, sondern sie verzehren selbst Flanell und Leinen und schonen einander selbst nicht, denn wenn eine Heuschrecke matt oder Krüppel wird, so fallen sofort viele andre darüber her und fressen sie auf.



Heuschreckenzug in Südafrika.

Heuschrecken sind jedenfalls sehr nahrhaft, wenn sie auch den Europäern, verschiedenen Äußerungen zufolge, natürlich nicht so gut munden als den Eingebornen. Der eine vergleicht ihren Geschmack mit dem von Krabben oder Krebsen, der andre findet darin einen vegetabilischen Beigeschmack. Man verzehrt sie entweder sogleich halb geröstet, oder dörrt sie völlig in heißer Asche aus und hebt sie so für künftigen Bedarf auf.

Heuschrecken und wilder Honig bilden eine alttestamentliche Zusammenstellung, die in Afrika noch heute für zweckmäßig befunden wird. Die Heuschrecken stellen sich von selbst ein, und den Honig zeigt der berühmte Honigvogel an. Wenn auch die Erzählung von diesem merkwürdigen Vogel gewöhnlich und hergebrachtermaßen mit zu den naturgeschichtlichen Brocken gehört, welche den Kindern in unsern Volksschulen verabreicht werden, so bleibt es doch interessant,

eine alte Geschichte von einem neuen Beobachter wieder erzählt, beziehentlich bestätigt zu sehen, da man bekanntlich jetzt die Natur mit andern Augen anzusehen gelernt hat und viele erstaunliche Erzählungen sich im Laufe der Zeit als bloße Märchen erwiesen haben. „Dieser kleine hellgraue Vogel“, sagt Cumming, „leitet den, der ihm folgt, unfehlbar zu einem wilden Bienenstocke. Zwitschernd und in lebhafter Erregung setzt er sich auf einen Zweig neben dem Reisenden und sucht durch allerhand kleine Manöver dessen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ist ihm dies gelungen, so fliegt er in gewundenem Fluge fort nach der Gegend des Bienenstockes zu, läßt sich da und dort nieder und sieht sich um, ob auch der Reisende folgt, und unterhält dabei ein fortwährendes Zwitschern. Ist er endlich bei dem hohlen Baum oder verlassenen Ameisenbau angekommen, der den Honig enthält, so läßt er sich einen Augenblick darauf nieder, deutet mit dem Schnabel auf die Stelle, nimmt dann seinen Platz auf einem benachbarten Zweige und wartet mit Spannung auf den Teil der Beute, der ihm zufallen wird. Ist der Honig herausgenommen, was nach Ausräucherung der Bienen mit angezündetem Gras geschieht, so führt der Vogel oft nach einem zweiten und dritten Bau.“ Allgemein ist der Glaube, daß der Vogel seinen Nachgänger zuweilen in Gefahr bringe und in der Nähe wilder Tiere führe; indes lassen sich solche Fälle gewiß als bloße Zufälligkeiten erklären. Der Jäger hat übrigens Ursache, den geschwätzigen Vogel zu verwünschen, wenn er mit Eingebornen der frischen Fährte eines Elefanten folgte, denn sobald der Vogel seine Locktöne erschallen läßt, überlassen diese sowohl Jäger als Elefanten ihrem Schicksal und laufen der leichtern und süßeren Beute nach.

Überhaupt wird die Insektenwelt, die dem Europäer als Nahrungsquelle so wenig zusagt, von dem Afrikaner mehrfach in Anspruch genommen. So leben auf gewissen Bäumen und Büschen große Raupen, die sich im natürlichen Verlaufe zu schönen Schmetterlingen entwickeln, soweit sie nicht schon im Raupen- oder Puppenzustande, wo sie von den Eingebornen noch weit mehr als Heuschrecken geschätzt werden, ihres Daseins Ende finden. Selbst gewisse Spinnen und große weiße Ameisen haben ihre Liebhaber, denen sie als Leckerbissen gelten. Weit lieber dürfte es jedoch dem europäischen Reisenden sein, auf seinem Wege Landschildkröten anzutreffen, welche hier so gut munden wie überall, und vielleicht lernt er den von Livingstone beschriebenen großen Frosch noch höher schätzen, da er gekocht die Größe und den Wohlgeschmack eines jungen Huhnes hat. Dieses respektable Wild, welches 12 cm lang wird und von den Eingebornen „Matlametlo“ genannt wird, bewohnt die Wüste, wo sein Brüllen dem Neulinge als eine Ankündigung nahen Wassers erscheint, was sich jedoch oft als eine Täuschung erweist, denn der Frosch kann sich sehr lange ohne Wasser behelfen und verbringt solche Trockenperioden mit Stillsitzen in Erdlöchern. Da er aber selten herauskommt, so pflegt eine gewisse große Spinne ihr Netz über die Öffnung zu weben, und dadurch wird sein Versteck den Buschmännern verraten. Beim Regen kommen die Frösche plötzlich zum Vorschein, und da die etwas verwöhnten Eingebornen sich dann unter ihre Fellmäntel verbergen und deshalb sein Hervorschlüpfen nicht beobachten, so hat sich bei ihnen der Glaube erzeugt, die Frösche fielen aus den Wolken.

Das Pflanzenreich liefert in den verschiedenen Jahresperioden eine große Anzahl der verschiedensten Wurzeln, Knollen, Schoten, Beeren u. s. w., von denen einige genießbar, andre unbedingt schädlich sind, wieder andre durch Kochen ihre schädlichen Eigenschaften verlieren. Hier, wie überall im fremden Lande, gilt daher die goldene Regel, nichts zu kosten, wovon man nicht zuvor Eingeborne hat essen sehen. Gewisse dornige Büsche schwitzen ein Gummi aus von zuckersüßem Geschmack, von dem man große Quantitäten ohne Schaden zu sich nehmen kann. Eine Gurkenfrucht mit orangefarbenem Fleisch, sehr saftig und angenehm schmeckend, die Nara, ist besonders an der sandigen Westküste einige Monate im Jahre der Hauptlebenserhalter für Mensch und Tier. Sie überzieht den unfruchtbarsten Sandboden und nützt nicht allein durch die Frucht, sondern auch dadurch, daß sie mit ihren tausendfältigen Verzweigungen den Boden zusammenhält, der ohne diese reiner Flugsand sein würde. Ein weit größeres Areal nimmt eine besondere Melonenart, die sogenannte Wassermelone (Cucumis caffer), ein. Sie bedeckt besonders die Wüste Kalahari und ähnliche Ebenen, entwickelt sich aber in ihrer ganzer Fülle nur in Jahrgängen, die reichlicher als gewöhnlich mit Regen gesegnet sind. Dann überzieht sie den Boden mit einem dicken Vegetationsteppich und bringt einen großen Teil des Jahres hindurch tausendfältige Frucht; die ganze vierbeinige Schöpfung von Elefanten, Nashörnern, Antilopen, Hyänen, Löwen, Mäusen u. s. w. schwelgt dann gleich dem Menschen in dem Segen der Natur. Sonst ganz unausführbare Reisen über wasserlose Steppen werden in solchen Melonenjahren möglich, da Menschen, Pferde und Ochsen kein Bedürfnis nach Wasser empfinden, solange die Melone sie mit Speise und Trank zugleich versorgt. Es gibt aber auch viele ungenießbare, schädliche Melonen, die sich durch einen bitteren Geschmack verraten. Sie sind äußerlich nicht von den andern unterscheidbar, gehören überhaupt zu derselben Art, und es scheint sonach dasselbe Verhältnis obzuwalten wie bei uns zwischen süßen und bitteren Mandeln.

Eine höchst merkwürdige Eigentümlichkeit der Flora Südafrikas aber, obwohl ganz in Übereinstimmung mit den natürlichen Verhältnissen des Landes, ist wohl die, daß zahlreiche Pflanzenarten, um die Perioden großer Dürre überdauern zu können, sich gleichsam einen Wasservorratskeller anlegen, indem sie tief in der Erde außerordentlich große saftreiche Wurzelknollen bilden. Solche natürliche Keller sind für Menschen und Tiere ein unschätzbares Labsal und schon oft das letzte Rettungsmittel vom Tode des Verschmachtens gewesen. Aber es gehört ein geübter Blick dazu, um die Gegenwart dieses Schatzes jederzeit zu erkennen. Ein wenige Centimeter hoher dürftiger Stengel, etwas niedriges Kriechkraut deutet an, daß in der Tiefe von $1/3$—$1/2$ m unter einer wie Ziegelstein hartgebrannten Erdrinde eine saftige, erquickende Knolle von Kindes- bis Manneskopfgröße zu finden ist. Gewisse Arten breiten sich von einem Punkte nach allen Seiten aus, und in diesem Falle führt die Entdeckung einer Knolle auf einen ganzen Kreis andrer. Der verschmachtende Wüstenbewohner kennt alle diese unterirdischen Schätze und hebt sie mit Hilfe eines spitzen hartgebrannten Stockes. Wo äußere Zeichen fehlen, klopft er mit Steinen an den harten Boden und urteilt nach dem Klange.



Auch das Wild, namentlich verschiedene Antilopenarten, versteht sich auf das Aufsuchen und Ausgraben solcher vegetabilischen Brunnen. Die Knollen sind gewöhnlich weiß, von mattem Geschmack, etwa wie Wasserrüben, und besitzen vermöge ihrer tiefen Lagerung eine höchst erquickende Frische. Selbst eine an manchen Stellen Südafrikas vorkommende Weinrebenart ist mit solchen Knollen versehen, die hier länglich sind, 8—12 cm voneinander abstehen und große Ähnlichkeit mit denen des Spargels haben.

Seit einigen Jahren hat sich zu den mancherlei ungewöhnlichen und eigentümlichen Formen der südafrikanischen Pflanzenwelt eine neue hinzugefunden, die wohl als die sonderbarste von allen gelten kann. Es ist dies die Welwitschia, so genannt, weil sie von Dr. Welwitsch zuerst in der Nähe vom Kap Negro entdeckt worden ist. Sie hat aber wahrscheinlich, nach anderweitigem Vorkommen zu schließen, ein großes Verbreitungsgebiet und dürfte in allen sterilen und felsigen Landstrichen zu Hause sein, deren die westlichen Küstenländer Südafrikas so viele aufzuweisen haben. Auf alle Fälle ist der Baum eines der merkwürdigsten Beispiele, wie sich die Organismen genau dem Wesen ihres Landes anpassen. Die Welwitschia will oder soll ein Baum sein, ohne doch dasjenige zu besitzen, was uns zu solchem notwendig zu gehören scheint, nämlich Stamm, Äste und Blätterkrone. Es ist allerdings ein bedeutender weichfaseriger Holzkörper vorhanden, aber größtenteils unterirdisch, nur 75 cm etwa sich über den Boden erhebend, wo er dann nach oberhalb eine ebene Fläche bildet, die sich je nach dem Alter mit einer kleinen oder auch recht großen Tischplatte vergleichen kann. Der im Boden steckende Teil verjüngt sich nach unterhalb und läuft in ästige Wurzeln aus. Ist somit der Begriff eines Stammes auf eine runde Scheibe reduziert, so ist die Idee einer Krone noch weniger entwickelt. An zwei entgegengesetzten Seiten des Holzkörpers nämlich findet sich je eine tiefe wagerechte Spalte, und aus dieser gehen zwei dicke, fleischige Blattgebilde hervor, die, fortwachsend, eine Länge von 2 bis $2^1/_2$ m, an der Stielseite eine Breite von 75 cm erreichen, auf dem Boden liegen und sich spalten, wenn sie ausgewachsen sind. Merkwürdigerweise sind aber auch diese Gebilde nicht einmal echte Blätter, sondern charakterisieren sich als Keimlappen, welche andre Pflanzen (wie als geläufiges Beispiel die Bohne) nur in der ersten Zeit ihrer Entwickelung tragen und dann abwerfen. Die Welwitschia dagegen behält diese Samenblätter durch ihre ganze Lebensdauer, sie treibt fortwährend neue, ohne daß die alten jemals abfallen. Die zahlreichen Blütenstiele entspringen oben im ganzen Umkreis des Stammes, sie erreichen wie die Blätter fast gleiche Länge und verzweigen sich durch viele Teilungen in hängende Scheindolden, deren äußerste Spitzen die Blüten tragen, welche mit denen der Fichte große Ähnlichkeit haben. Die Blütenstiele erneuern sich alljährlich, indem sie nach der Fruchtreife abfallen. Ein jeder Stiel hinterläßt, wie das von den Palmen bekannt ist, an seinem verlassenen Standorte eine Vertiefung zurück. Der Baum schwitzt oft ein Gummi aus, das die Eingebornen tumbo nennen. Die Frucht besteht aus einer mit Samenkörnern und ungenießbarem Fleisch gefüllten Kapsel.

Bewohner Südafrikas. Das keilförmige südliche Ende Afrikas kann man sich in drei Längenstreifen abgeteilt denken, deren jeder seine Besonderheiten hat in Hinsicht auf physische Beschaffenheit, Klima und Bevölkerung. Die Verschiedenheiten treten vorzüglich jenseit der Grenzen der Kapkolonie deutlich hervor. Der östliche Streifen ist großenteils gebirgig, reichlich bestanden mit immergrünen, saftigen Bäumen, denen weder Feuer noch afrikanische Hitze viel anhaben kann; die Seebuchten sind mit riesigen Laubholzwäldern umsäumt. Das Land ist durch Flüsse und Bäche bewässert, der jährliche Regenfall ist beträchtlich. Die Bewohner sind Kaffern, von schwarzer bis brauner Farbe, schlanke, muskulöse und wohlgebaute Leute, ebenso verschlagen als tapfer. Ihr räuberisches Wesen und die unaufhörlichen Konflikte zwischen ihnen und den Kapkolonisten sind bekannt.

Nördlicher wohnen die Sulukaffern, die von etwas milderem Charakter sind und manchmal als ehrbare Leute geschildert werden. Alle Kaffernstämme treiben Landbau und Viehzucht.

Der nächste oder mittlere Länderstreif ist kaum hügelig zu nennen und besteht größtenteils aus weiten, sanft wellenförmigen Ebenen. Quellen sind hier nicht viele, noch weniger aber Flüsse, da wenig Regen fällt und nicht selten lange Perioden der Dürre eintreten. Fast alle Regenwolken kommen von Osten aus dem Indischen Meere gezogen und geben ihre Niederschläge schon im Kaffernlande ab, so daß wenig für die weiter hinterliegenden Landstriche übrigbleibt. Europäisches Getreide kann hier nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung gezogen werden. Die Bewohner dieser Region sind Betschuanen; ihre Wohnsitze erstrecken sich weit nach Norden hinauf. Sie sind, wie die Kaffern, ein Viehzucht und Landbau treibendes Volk und haben mit jenen offenbar einerlei Abstammung, sind aber körperlich weniger entwickelt als diese und von Charakter mehr schüchtern als kriegerisch.

Der westliche der drei Abschnitte ist noch ebener als der mittlere und wird nur in der Nähe der Westküste wieder etwas bergig. In ihm liegt die große, spärlich bewohnte Ebene, welche man die Kalahariwüste nennt. Jenseit derselben sind längs der See hin die weiten Länderstriche der Namaqua-Hottentotten und der Damara, wegen Wassermangel nur zum kleinsten Teile bewohnbar. Höher nach dem Äquator hinauf, von dem Breitengrade an, unter welchem der Ngamisee liegt, nehmen Land und Leute einen völlig andern Charakter an; hier liegen die Länder, welche vor Livingstones Forscherwanderungen noch keines Weißen Fuß betreten hatte, der Schauplatz seines Ruhmes als kühner Reisender, während die längste Zeit seines Aufenthaltes in Afrika durch seine Missionsarbeiten unter den Betschuanen ausgefüllt wird. —

In Afrika angekommen, begab sich Livingstone ohne Verzug an den Ort seiner Bestimmung, und zwar zunächst nach Kuruman, der nördlichsten unter den Missionsstationen von der Kapkolonie aus, wo sich seit fast vierzig Jahren der Missionär Moffat, Livingstones nachmaliger Schwiegervater, einen Wirkungskreis geschaffen hat. —

Kuruman ist ein reizender Punkt inmitten unabsehbarer Grasebenen. Ein überaus mächtiger Quell, der bald ein Flüßchen bildet, rauscht aus einem

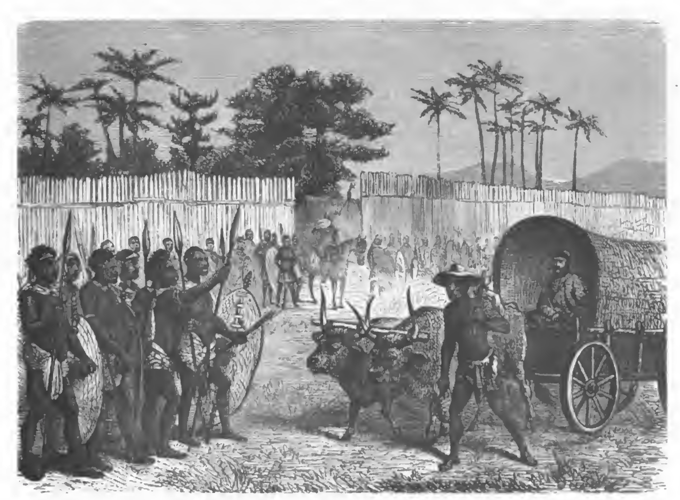
natürlichen Keller hervor und gibt das Mittel zur Unterhaltung ausgedehnter Gärten, in denen neben Getreide und Gemüsen Wein, Äpfel, Pfirsiche, Feigen, Zitronen und andre Südfrüchte in üppiger Fülle gedeihen.

Eine Menge noch sichtbarer ausgetrockneter Flußbetten und Rinnsale beweisen übrigens, daß dieser Landesteil früher eben so wasserreich gewesen sein müsse, als noch jetzt die Gegend nördlich vom Ngamisee. Manche Quellen, deren mit dicker Tuffablagerung eingefaßte ovale Öffnungen sich erhalten haben, fließen gegenwärtig deshalb nicht mehr, weil entweder der Rand um dieselben zu hoch geworden, oder weil dem Erdboden durch die Erhebung des westlichen Teiles des Landes der unterirdische Wasserzufluß entzogen worden ist. Durch passend angebrachte Durchstiche sind sie aber leicht wieder zum Fließen zu bringen, was stellenweise auch schon von den Betschuanen versucht worden ist.

Die Mission besitzt hier eine hübsche kleine Kirche, Schulräume und eine Druckerei, in der die Bibel und kleinere Erbauungsschriften in der Sprache der Betschuanen gedruckt werden. Diese weiche und wohllautende Sprache hat einen so merkwürdigen Wortreichthum, daß Moffat nicht selten noch neue Wörter entdeckte, nachdem er bereits dreißig Jahre lang sich mit dem Studium derselben beschäftigt hatte. Der würdige Sendbote hat nicht nur der Sprache ihr Alphabet gegeben und damit das Schreiben und Lesen unter den Eingebornen eingeführt: auch die ungeheure Arbeit der Bibelübersetzung ist sein Werk. Die Betschuanen in den Umgebungen von Kuruman haben allgemein das Christentum angenommen. Sie halten selbst an Orten, wo kein Missionär lebt, regelmäßig gottesdienstliche Versammlungen, unterrichten einander im Lesen und kaufen gern die Schriften der Mission. Zu den Versammlungen kommen sie möglichst in europäischer Kleidung, da die Missionäre die Landestracht als unschicklich verwerfen; jedes alte Kleidungsstück ist daher ein gesuchter Artikel, und die Eingebornen nehmen es mit der Vollständigkeit nicht sehr genau: der eine begnügt sich mit einem Hemde, der andre mit einer Hose, ein dritter nur mit einem alten Hute.

Die Betschuanen im allgemeinen sind ein aufgewecktes, gut gelauntes Volk. Sie sind von guter Körperbildung, haben gefällige Züge, besonders glänzende Augen und Zähne; ihr Haar ist kurz und wollig, ihre Hautfarbe ein helles Kupferbraun. Ihre Tracht besteht der Hauptsache nach aus einem Mantel von Fellen, K a r o ß genannt, den sie in geschmackvoller Weise um die Schultern werfen. Der Karoß wird von beiden Geschlechtern getragen; daneben dient den Männern ein Lendengürtel und den Frauenzimmern ein kurzes Röckchen oder Schurz, ebenfalls von Fellen gemacht. Das Schuhwerk besteht aus Sandalen von Büffel- oder Giraffenhaut. An Armen und Beinen tragen sie kupferne, messingene oder eiserne Ringe und andern selbstgefertigten Zierat; die Weiber beladen sich außerdem noch mit so viel und so dick gewundenen Schnüren von Glasperlen, daß ihnen ihr Putz zur wahren Last wird. Aber diese Last wird gern ertragen, denn sie ist ein Zeichen von Wohlhabenheit, und die Ärmeren, die sich weniger beladen können, suchen ihren bevorzugten Schwestern insoweit gleich zu kommen, daß sie den watschelnden Gang künstlich nachahmen, welchen jene wegen der Belastung der Beine anzunehmen

gezwungen sind. Die Weiber sind übrigens von untersetzter Statur und starkem Knochenbau, also ihre Erscheinung freilich keine sehr anmutige. Die Männer tragen nur wenig Perlen um Hals und Arme, behängen sich aber mit einer Unzahl der verschiedensten Kleinigkeiten, welche größtenteils Amulette sind, deren jedes zu irgend einem Zwecke heilsam und gut sein soll; dazu kommt schließlich die unentbehrliche Schnupftabaksbüchse, denn der Betschuane ist ein leidenschaftlicher Schnupfer, und ein Geschenk an Tabak ist ihm fast das liebste, womit man ihn am meisten erfreuen kann. Hat einer ein Stück Tabak erlangt, so mahlt er ihn sogleich sorgfältig zwischen zwei Steinen und vermischt ihn sodann mit Holzasche, die erst die rechte Würze gibt.



Ankunft Livingstones im Lande der Betschuanen.

Wenn das Fabrikat fertig ist, so drängen sich die Bekannten nach einer Prise herbei. Sie schütten das Pulver in die hohle Hand, und mit einem eisernen oder elfenbeinernen Löffelchen, das sie ebenfalls am Halse tragen, führen sie es bedächtig in ganz kleinen Partikelchen so lange in die Nase, bis ihnen dicke Thränen über die Backen laufen, wodurch dann das Vergnügen den höchsten Grad erreicht hat. Eine solche Schnupfgesellschaft zu stören, würde als eine der größten Ungezogenheiten betrachtet werden. Die Tabaksbüchsen bestehen entweder aus einer ausgehöhlten Palmfrucht oder aus einem ganz kleinen Kürbis. Auch das Rauchen wird vielfach geübt, doch weniger leidenschaftlich, was die Männer betrifft; dagegen sind die Weiber darin ausgelernt.

Beide Geschlechter gehen barhaupt und vollenden ihren Aufputz dadurch, daß sie den Kopf und den ganzen Körper reichlich mit Fett oder Butter einsalben. Manche Stämme vermischen das Fett mit rotem Ocker und geben sich so ein Ansehen wie die roten Indianer. Andre benutzen als Zusatz oder als Puder die schillernden Schüppchen einer Art Glimmerschiefer und werfen sich so buchstäblich in Glanz. Die Männer gehen gern bewaffnet; sie führen einen Schild aus Büffel- oder Giraffenhaut, ein Bündel Assageien (Spieße), eine Streitaxt und einen Kerri, d. h. eine Art Keule zum Werfen. Die Form des Schildes ist bei einigen Stämmen oval, bei andern rund; die Assageien sind teils leicht gearbeitet und dienen als Wurfspieße, womit ein geschickter Krieger seinen Mann auf hundert Schritte zu treffen weiß, oder sie sind stärker in Schaft und Klinge und werden als Lanze gehandhabt. Die Streitaxt ist sauber gearbeitet und hat einen Stiel aus dem Horn des Rhinozeros. Waffen und sonstige Werkzeuge werden von einheimischen Schmieden gearbeitet, und die Eisenerze dazu werden in den bergigen Gegenden gefunden. In der Schmiedekunst zeichnet sich besonders der Stamm der Bakatla aus, welcher großenteils die Nachbarstämme mit Eisenwaren versorgt. Die Erze werden in irdenen Tiegeln geschmolzen, ein großer Teil des Metalls geht in die Schlacke und nur das beste und reinste wird verwendet. Man benutzt eine Art doppelten Blasebalg, der aus zwei Säcken von Tierfellen besteht, woran das lange Horn der Oryx-Antilope als Windrohr dient. Der Blasebalgführer kauert zwischen den beiden Säcken und bewegt sie wechselsweise auf und nieder. Hammer und Amboß vertreten zwei Steine. Trotz dieser Urform einer Schmiede sind ihre Speereisen, Streitäxte, Messer, Nähnadeln u. s. w. ganz nett gearbeitet. Die Männer dieses Stammes schneiden aus festem Holz große Schüsseln aus.

Die verschiedenen Stämme wohnen in größeren und kleineren Dörfern beisammen; die Wohnungen sind runde, mit Schilf oder Binsen gedeckte Hütten. Fußboden und Wände sind, letztere auf der Innen- und Außenseite, mit einem Gemisch von Thon und Kuhdünger bekleidet, der Eingang ist nicht höher als 1 m bei 75 cm Breite. Jede Hütte ist mit einem geflochtenen Zaun und das ganze Dorf mit einer dichten Hecke von dornigen Akazien zum Schutz gegen Löwen und andre wilde Tiere umgeben. Die Kinder bauen sich rund um die väterliche Hütte an, und je größer die Nachkommenschaft, desto stolzer ist der Vater darauf, denn Kinder werden als der größte Segen angesehen und stets mit vieler Liebe behandelt. Oft nehmen die Eltern die Namen ihrer Kinder an und nennen umgekehrt diese Ma (Mutter) oder Ra (Vater). Gegen die Mitte eines solchen Kreises von Familienhütten ist der Kotla, ein Platz mit einer Feuerstelle, wo alles beisammensitzt, arbeitend, essend oder plaudernd. Ein Armer hält sich zu dem Kotla eines Reichen und wird von diesem wie sein Kind behandelt. Ein Kreis solcher Hüttenkreise (denn der Betschuane legt alles rund an) mit einem großen Kotla oder Versammlungsplatz in der Mitte bildet das Dorf oder die Stadt.

Rindvieh ist das Hauptbesitztum und der Stolz der Betschuanen, und kann er hierzu noch ein „wanderndes Haus“, d. h. einen Wagen erschwingen, ein Ding, das ihm vor seiner Bekanntschaft mit dem Weißen fremd war, so

ist er ein reicher Mann. Die Rinder werden lediglich von den Männern gewartet und gemolken; ein Weib darf nie einen Fuß in die Viehhürde setzen. Außerdem beschäftigen sich die Männer, wenn sie nicht in Fehde mit irgend einem Nachbarstamme liegen, mit der Jagd und der Zurichtung der Häute wilder Tiere. Die Karoße oder Fellmäntel sind ein beliebter Tausch- und Handelsartikel.

Die Weiber verwenden ihre Zeit hauptsächlich auf die Abwartung ihrer Felder und Gärten, in denen sie Mohrenhirse, Kürbisse, Wassermelonen u. dgl. ziehen. Das Einbringen der Ernte, das Mahlen der Körnerfrüchte gehört ebenfalls zu ihren Obliegenheiten, nicht minder das Aufbauen der Hütten und das Herbeischaffen von Brennstoffen. Ihre Feldbestellung ist eine höchst einfache: mit einem Werkzeuge, das sich als eine Krauthacke mit einem oder zwei Stielen beschreiben läßt, hacken sie hier und da den Boden auf und werfen den Samen hinein. So sieht man die Weiber reihenweise in den Feldern ihre Hacken im Takte schwingen und hört die munteren Gesänge, mit denen sie sich ihre Arbeit würzen.

Vielweiberei ist unter den Betschuanen zwar erlaubt, und ein Mann kann so viele Weiber nehmen, als er ernähren kann, aber es bleibt in der Regel bei einer, und nur die Häuptlinge umgeben sich mit einem Harem. Die Frauen müssen gekauft werden; unter den reicheren Einwohnern besteht der Preis einer solchen in zehn Stück Vieh, während unter den ärmeren schon ein Paar Feldhacken für den Zweck genügen.

Die Betschuanenstämme haben ihrer Gemeinschaft zugleich einen monarchischen und patriarchalischen Charakter bewahrt. Jeder Stamm hat seinen König oder Häuptling, der gewöhnlich in dem größten Dorfe wohnt. Die Häuptlingswürde ist erblich, und das ist nach den Begriffen des Volkes so selbstverständlich, daß sie es mit vielem Wohlgefallen aufnahmen, als ihnen Livingstone sagte, seine Landsleute hätten eine junge Frau zum Häuptling gemacht, um das königliche Blut zu erhalten. Zu einem Stamme gehören eine größere oder geringere Anzahl Dörfer, deren jedes seinen Vorsteher oder Unterhäuptling hat; diese bilden gewissermaßen den Adel der Nation und erkennen alle die Herrschaft des obersten Häuptlings an. Dieser, obwohl seine Macht groß und zuweilen despotisch ist, unterliegt dennoch einer Kontrolle von seiten der ältesten Unterhäuptlinge und muß es sich gefallen lassen, wenn sie ihm in öffentlichen Volksversammlungen oder Pitschos, in denen eine große Redefreiheit herrscht, unumwunden sagen, was sie an seiner Regierung zu tadeln finden. Solche Pitschos werden nur bei wichtigeren Angelegenheiten zusammenberufen, wenn es gilt Streitigkeiten zwischen Stämmen auszugleichen, einen Beutezug zu unternehmen, einen benachbarten Stamm zu verjagen u. s. w. Die Rede der Betschuanen bei öffentlichen Angelegenheiten, besonders die der Häuptlinge, ist oft so mächtig, gewandt und fließend, daß sie dem bestgeschulten Europäer Ehre machen würde. Die folgende Probe gibt einen Beleg hiervon. Es ist die Ansprache des berühmten Königs der Bassuto, Moschesch, an sein Volk, wodurch er diesem Glück wünscht zu der Ankunft dreier würdiger Missionäre.

„Freuet euch, Makare und Mokatschani, ihr Beherrscher der Städte, freuet euch. Wir haben alle Ursache zur Freude über die Neuigkeiten, die wir gehört

haben. Es gehen gar vielerlei Reden unter den Menschen. Einiges ist wahr, andres falsch; aber das Falsche ist bei uns geblieben und hat sich vervielfältigt, und darum sollten wir sorgfältig die Wahrheiten auffammeln, die wir hören, damit sie nicht in den Schwall der Lügen verloren gehen. Man hat uns gesagt, daß wir alle durch ein höchstes Wesen geschaffen sind, daß wir alle von einem abstammen. Die Sünde kam in des Mannes Herz, als er von der verbotenen Frucht aß, und wir haben seine Sünde geerbt. Diese Männer sagen, daß sie gesündigt haben, und was bei ihnen Sünde ist, ist es auch bei uns, weil wir eines Stammes, ihre und unsre Herzen einerlei Ding sind. Ihr, Makare, habt diese Worte gehört und sagt, es seien Lügen. Wenn diese Worte euch nicht überzeugen, so liegt die Schuld an euch. Ihr sagt, ihr wollet nichts glauben, was ihr nicht einsehen könnet. Sehet ein Ei an; zerbricht man dieses, so kommt nur eine weiße und gelbe Substanz heraus; legt man es aber unter die Flügel eines Vogels, so kommt ein lebendes Wesen heraus. Wer kann dieses einsehen? Wer wußte je, wie die Wärme der Henne das Küchlein im Ei zustandebringt? Das ist uns unbegreiflich, und doch leugnen wir die Thatsache nicht. Laßt uns thun wie die Henne — laßt uns diese Wahrheiten in unser Herz legen, wie die Henne die Eier unter ihre Fittige nimmt, laßt uns sitzen über ihnen mit demselben Fleiß, und etwas Neues wird herauskommen."

Die ersten Missionäre trafen bei den Betschuanen keinen Begriff von einem höchsten Wesen, in ihrer Sprache kein Wort an, das auf eine Gottheit bezogen werden konnte. Religiöse Gebräuche und Überlieferungen fehlten ihnen gänzlich. Ihre ganze Schöpfungsgeschichte beschränkte sich darauf, daß die Menschen aus einer Höhle an einem gewissen Orte des Landes hervorgegangen seien, wo man noch die Fußspur des ersten Menschen im Fels abgedrückt sehen könne. Die christlichen Glaubenssätze erschienen ihnen fabelhaft, ausschweifend und lächerlich. Nicht minder komisch kamen ihnen manche Gewohnheiten der Weißen vor, z. B. der Gebrauch sich zu waschen, die Glieder in Säcke zu stecken und die Knöpfe zum Einschnüren des Körpers zu verwenden, statt sie als Zierat um den Hals zu hängen. „Welcher Unterschied", sagte ein Eingeborner, „ist zwischen mir und meinem Hunde? Du sagst, ich sei unsterblich — warum nicht auch mein Hund? Er stirbt, kannst du seine Seele sehen? Welcher Unterschied ist zwischen Menschen und Tier? Keiner, außer daß der Mensch der größte Spitzbube ist."

Indes erkannten die Betschuanen doch willig an, daß die Weißen ein höher stehendes Geschlecht seien als sie selbst, und einige ihrer besten Köpfe suchten nach einer Erklärung, woher dies käme; aber sie konnten sie doch nur geben unter Zuhilfenahme des Grundsatzes, daß Gott die Menschen gemacht habe. So sprach ein pfiffiger Bursche, der das Orakel seines Dorfes war, zu dem Missionär, nachdem dieser die Lehre von der Schöpfung auseinandergesetzt hatte: „Wenn du wirklich glaubst, daß ein Wesen alle Menschen geschaffen hat, so mußt du auch glauben, daß dasselbe, indem es Weiße schuf, sein Werk vervollkommnete. Erst versuchte er sich an den Buschmännern, aber sie gefielen ihm nicht, weil sie so häßlich sind und ihre Sprache der der Frösche gleicht.

Dann machte er Hottentotten, aber sie gefielen ihm auch nicht; darauf nahm er seine Macht und Kunst zusammen und machte Betschuanen, was ein großer Fortschritt war, und zuletzt machte er die Weißen. Deshalb sind die Weißen so viel klüger als wir; sie machen wandelnde Häuser, lehren die Ochsen, sie über Berg und Thal ziehen, lehren sie auch den Garten pflügen, anstatt ihre Weiber dazu zu gebrauchen, wie wir es thun."



Übersichtskarte zu den Reisen Livingstones während der Jahre 1840—1856.
(Nach dem damaligen Stande der Kenntnis von Südafrika.)

Über religiöse Gegenstände kommen die Betschuanen, wie auch alle übrigen afrikanischen Völkerschaften, die Livingstone besuchte, nur langsam zu einer Entscheidung; dagegen in allen Fragen, welche die weltlichen Angelegenheiten berühren, zeigen sie sich weit mehr scharfblickend und auf ihren Vorteil wohl bedacht. Mögen sie auch in Bezug auf Gegenstände, die außerhalb

ihres Gesichtskreises liegen, dumm zu nennen sein, so verraten sie doch in manchen andern Dingen eine größere Intelligenz, als bei unserm ungebildeten Bauernstande angetroffen wird. Sie verstehen sich vortrefflich auf die Rinder-, Schaf- und Ziegenzucht, wissen genau, welches Weideland für eine jede dieser Tiergattungen das geeignetste ist, und wählen mit richtiger Einsicht für jede einzelne Gattung von Getreide die ihr zukommende Bodenart aus. Ebenso vertraut sind sie mit den Gewohnheiten der wilden Tiere, und im allgemeinen auch sehr gewandt in Anwendung der Grundsätze, welche ihre politische Weisheit ausmachen.

Aberglauben, den beständigen Begleiter der Unkultur, trifft man auch bei den Betschuanen in ausgedehntem Maße, und da sich immer Leute finden, die solchen auszubeuten wissen, so gibt es unter ihnen nicht wenig Schwarzkünstler, die zugleich auch Ärzte sind, deren Aussprüche und Vorschriften stets das vollste Vertrauen finden. Besonders die Regenmacher haben einen Einfluß auf die Gemüter, der selbst über den des Königs geht. Das Regencitieren ist eine förmliche Kunst oder Profession, und jeder Stamm hat einen oder mehrere dieser Wunderthäter; aber nach dem Grundsatze, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, üben sie ihre Kunst immer nur bei entfernt wohnenden Stämmen aus und werden oft aus weiten Entfernungen herbeigeholt. Sie verheimlichen in der Regel ihre eigentliche Heimat sorgfältig und geben wohl gar vor, sie seien in einer einsamen Höhle oder auf einem Berggipfel plötzlich entstanden. Die Verschwörungsformeln und Zaubermittel der Regenmacher sind sehr mannigfaltig. Eine der gewöhnlichsten Methoden besteht darin, daß von jeder Baumart im Walde einige Blätter genommen werden, welche der Zauberer über einem langsamen Feuer schmoren läßt, während er einem Schafe eine lange Nadel ins Herz stößt und eine Menge Beschwörungen vorbringt. Der von den Blättern aufsteigende Dampf soll bis in die Wolken steigen und sie versöhnen. Der Rest des Tages wird mit Tänzen zugebracht, die bis Mitternacht dauern und an denen der ganze Stamm teilnimmt; sie sind von Gesängen begleitet, in denen die Macht und das Geschick des Regenkünstlers gefeiert wird. Sind die Wolken hartherzig genug, sich nicht erbitten zu lassen, so wird zu andern Zaubermitteln gegriffen. Eine Anzahl junger Burschen rennt dann fort, umzingelt an irgend einer Berglehne eine felsige Partie, wo sich eine Art kleiner Antilopen, Klippspringer genannt, vermuten lassen. Indem sie den Kreis immer mehr verengen, gelingt es ihnen meistens, einige von den armen Tieren lebendig zu fangen; diese werden nun in Prozession im Dorfe herumgetragen, und der Regendoktor zwingt sie durch Kneipen immerfort zum Schreien; das Geschrei soll den Regen herbeiziehen. Bleiben alle Zaubermittel erfolglos, so muß der Zauberer sehen, wie er sich auf gute Art aus dem Staube macht, denn alsdann wird der Handel für ihn gefährlich; es sollen sogar alle Regendoktoren eines gewaltsamen Todes sterben, denn bei irgend einer Gelegenheit schäumt doch die Volkswut über, und derselbe Mann, der vorher als Wunderthäter hoch gefeiert wurde, wird nun verwünscht und am Leben gestraft. Trotzdem finden sich immer wieder Nachfolger zu dem gefährlichen, aber einträglichen Geschäft.

Kann der Regendoktor den versprochenen Regen nicht schaffen, so gebraucht er dieselbe Ausflucht wie alle Schwarzkünstler der Welt: er gibt vor, es sei irgend ein geheimer Einfluß, ein Gegenzauber vorhanden, der seine sonst unfehlbaren Mittel unwirksam mache. So soll Elfenbein in hohem Grade die Kraft besitzen, den Regen zu vertreiben, weshalb denn diese Ware im Sommer nur nach Sonnenuntergang, sorgfältig eingeschlagen, zum Vorschein kommt.

Moffat erzählt eine Regenmachergeschichte, welche das Treiben dieser Leute in noch helleres Licht setzt. Die Betschuanen um Kuruman hatten schon seit einigen Jahren sehr von Dürre gelitten und beratschlagten endlich in einer Volksversammlung, wie dem Übel abzuhelfen sei. Es kam zu dem Beschlusse, daß ein berühmter Regenmacher aus einer weit entlegenen Gegend geholt werden solle. Durch glänzende Versprechungen bewogen, erschien er. Bis dahin war der Himmel einer Glühpfanne gleich gewesen; aber am Tage der Ankunft des Regenmachers türmten sich dicke Wolken auf, Blitze flammten und der Donner rollte mächtig, auch fielen einige Regentropfen. Die Freude des Volkes und die Unverschämtheit des Regendoktors wuchsen dadurch ins Übermäßige; er verkündete, daß dieses Jahr die Weiber die Gärten anlegen müßten, denn die Flächen würden überschwemmt werden; er erzählte, wie er die Dörfer der Feinde seines Stammes verwüstet habe, indem er den Wolken befohlen, sich auf sie herabzustürzen; wie er eine starke Armee aufhielt, indem er soviel Regen fallen ließ, daß ein mächtiger Strom auf ihrem Wege entstand ꝛc. Leider aber vergingen Tage und Wochen, ohne daß die Betschuanen ihren Regen bekamen; trotz allem Hokuspokus gaben die Wolken keinen her. Endlich einmal fiel ein leichter Schauer; erfreut liefen die Obmänner nach der Hütte des Zauberers, um ihm zu seinem Erfolge Glück zu wünschen. Er erwachte eben aus einem festen Schlafe und wußte gar nicht, was vorging. Verwundert riefen die Männer: „Wir dachten, du machtest Regen?“ Der verschmitzte Bursche sah, wie sein Weib eben einen Milchsack schüttelte, um etwas Butter für ihre Toilette zu gewinnen. Augenblicklich replizierte er: „Seht ihr nicht, daß meine Frau Regen buttert, so viel sie kann?“ — Man fand diese Antwort vollkommen genügend, und die Neuigkeit, daß der Regendoktor den Regen gebuttert habe, verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Aber aufs neue folgte Woche nach Woche ohne einen Tropfen Regen. Die bestellten Felder gingen nicht auf, das Vieh starb aus Mangel an Nahrung, und schon durchstöberten Hunderte ausgemergelter Menschen die Gegend nach ungesunden Wurzeln und Reptilien. Der Regenmacher kam immer mehr ins Gedränge und hatte auf immer neue Auswege zu sinnen. So verordnete er, daß ihm ein Pavian eingefangen werde; er wußte, daß dies an sich keine leichte Sache war, fügte aber noch die Bedingung hinzu, daß das Tier vollkommen fehlerfrei sein müsse. Der Affe wurde mit Mühe und Not gefangen und im Triumphe eingebracht. Kaum hatte ihn aber der Zauberer erblickt, so rief er aus: „Mein Herz ist in Stücke gerissen, ich bin stumm vor Kümmernis! Sagte ich euch nicht, daß ich keinen Regen machen könne, wenn dem Tiere auch nur ein Haar fehlt?“ Dabei zeigte er auf das Ohr des Affen, an welchem eine Stelle ein wenig gekratzt, und auf den Schwanz, an welchem etwas Haar verloren gegangen war.

Um eine neue Frist zu gewinnen, verlangte nun der Betrüger nichts Geringeres, als das Herz eines Löwen, denn nur so starke Medizin könne jetzt noch anschlagen. Diese Bedingung zu erfüllen, war für die armen Schelme keine Kleinigkeit; der Zufall wollte es aber, daß sie bald darauf wirklich einen Löwen erlegten, und die Freude war groß. Der Zauberer zündete von neuem seine Feuer an und ließ seine stärksten Verschwörungen, Drohungen und Befehle gegen die fernen Wolken los — sie kamen zur Verwunderung der Zuschauer nicht näher, und es mußte ein neuer Streich ersonnen werden. Der Zauberer trat nun mit der Entdeckung hervor, ein kürzlich Begrabener habe die übliche Begießung des Grabes nicht in gehörigem Maße erhalten; derselbe müsse ausgegraben, abgewaschen und von neuem begraben werden. Er kannte den Abscheu seiner Landsleute vor Leichen und hielt es daher für unmöglich, daß sie darauf eingehen könnten; aber sie überwanden sich und führten das widerliche Werk richtig aus. Nunmehr war sein Witz ziemlich zu Ende, und er verfiel darauf, die Missionäre, mit denen er sich bis dahin auf freundlichem Fuß gesetzt hatte, als die Ursache des Regenmangels anzuklagen. Anfänglich geschah dies durch leise Andeutungen, die nach und nach zu offenen Anschuldigungen wurden. „Seht ihr nicht“, sagte er zu seinen Zuhörern, „daß, wenn Wolken kommen, Moffat und Hamilton nach ihnen aufsehen? Ihre weißen Gesichter verscheuchen die Wolken — ihr werdet keinen Regen bekommen, so lange sie hier sind.“ — Das war ein Meisterstreich; das Volk richtete nun seinen Unmut und seine Verwünschungen gegen die armen Missionäre; die Betglocke, hieß es weiterhin, verscheuche die Wolken, die er nur erst durch seine bewährte Kunst heraufbeschworen habe; selbst das Beten kam einigermaßen in Verruf, und der Häuptling fuhr die Missionäre eines Tages mit den Worten an: „Bückt ihr euch nicht in euern Häusern und sprecht und betet zu irgend einem bösen Dinge unter der Erde?“

Endlich jedoch, nachdem die Missionäre solchergestalt viel Gefahr und Angst ausgestanden hatten, wendete sich das Blatt zu ihren gunsten: der Verdacht kehrte sich nun gegen den Regenmacher selbst; seine groben Täuschungen wurden aufgedeckt; er war nahe daran, seine Frevel mit dem Tode zu büßen und verdankte es nur Moffats dringender Verwendung, daß er mit heiler Haut davonkam. Der Tod ereilte ihn indes doch bald, indem er in der Folge von dem Stamme der Bawankitsi erschlagen wurde.

Wie alle Geheimkünstler, scheinen auch die Regenmacher großenteils selbst an ihre Kunst zu glauben, und es möchte schwer zu sagen sein, wo der Selbstbetrug aufhört und der gewöhnliche anfängt. Auch der Häuptling Sitschili, Livingstones Freund und sonst ein ausgezeichneter Mann, galt für einen großen Regenmacher und hielt sich selbst dafür. Sie alle wissen ihre Kunst gegen Einwürfe zu verteidigen, und um zu zeigen, wie schwer ihnen beizukommen, gibt uns Livingstone das Schema eines Zwiegesprächs, wie sie sich durchweg gestalten, wenn ein Missionär und ein Regenmacher zusammentreffen. Der letztere sei eben beschäftigt, seine Tausendsachen auszukramen und zu ordnen: Kohle von verbrannten Fledermäusen, Auswürfe und Eingeweide verschiedener Tiere, Haarballen von Kühen, Häute und Wirbel von Schlangen, und alles,

was sich an Pflanzen, Knollen, Zwiebeln und Wurzeln in der Gegend vorfindet. Der Missionär tritt hinzu.

Missionär. Guten Tag, Freund! Heute hast du viel Medizinen um dich; das müssen ja alle sein, die es gibt.

Regenmacher. Sehr richtig, Freund, ist auch nötig, denn die ganze Gegend braucht den Regen, den ich machen will.



Betschuanenhäuptling in Kriegstracht.

M. Glaubst du wirklich, daß du die Wolken regieren kannst? — — Ich denke, das sei nur Gott zu thun im stande.

R. Da denken wir überein. Gott macht den Regen, aber ich erbitte ihn durch diese Medizinen, und wenn er kommt, so ist es natürlich mein Regen. Ich habe lange Jahre den Regen für die Bakuena gemacht; auch wurden ihre Weiber durch meine Wissenschaft fett und glänzend — frage sie nur!

M. Aber der Erlöser hat uns bestimmt angewiesen, daß wir Gott nur in seinem Namen bitten sollen, und nicht durch Medizinen.

R. Mit uns ist das etwas andres. Gott machte zuerst schwarze Menschen, aber er liebte uns nicht so wie die weißen. Euch machte er schön, gab euch Kleider, Flinten, Pulver, Pferde und Wagen und viele andre Dinge, wovon wir nichts verstehen. Uns gab er nichts als die Assagei, das Vieh und das Regenmachen. Er gab uns nicht solche Herzen wie euch; wir lieben uns nicht untereinander; andre Stämme stellen Medizinen auf gegen unser Land, damit es hier nicht regne, daß wir durch Hunger zerstreut werden und zu ihnen kommen, um ihre Macht zu verstärken. Dieser Zauber muß durch unsre Medizinen gelöst werden. Gott hat uns ein kleines Ding gegeben, von dem ihr nichts versteht: er gab uns die Kenntnis gewisser Medizinen, womit man Regen machen kann. Wir verachten die Dinge nicht, die ihr habt, obwohl wir nichts davon verstehen. Wir verstehen euer Buch nicht, aber wir verwerfen es nicht; ihr solltet unser bißchen Wissen auch nicht verachten, wenn ihr es auch nicht versteht.

M. Ich verachte nichts, was ich nicht kenne; ich denke nur, daß du dich irrst, wenn du Medizinen zu besitzen glaubst, die auf den Regen irgend einen Einfluß haben.

R. Gerade so reden die Leute, wenn sie von einer Sache nichts verstehen. Als wir unsre Augen zuerst öffneten, sahen wir unsre Väter Regen machen, und wir folgten ihren Fußstapfen. Ihr, die ihr von Kuruman Getreide holen laßt und eure Gärten bewässert, könnt euch ohne Regen behelfen — wir aber nicht. Hätten wir keinen Regen, so hätte das Vieh keine Weide, die Kühe gäben keine Milch, unsre Kinder würden mager werden und sterben, unsre Weiber liefen weg zu andern Stämmen, welche Regen machen und Korn haben, und der ganze Stamm wäre zerstreut und verloren — unser Feuer würde erlöschen.

M. Ich bin ja ganz damit einverstanden, daß der Regen seinen großen Wert hat; aber du kannst keinen machen, du wartest, bis Wolken kommen, machst dann deine Beschwörungen und rechnest dir etwas zum Verdienst an, was nur von Gott kommt.

R. Ich wende meine Medizinen an, du die deinigen; wir sind beide Doktoren, und Doktoren sind keine Betrüger. Du gibst einem Kranken Medizin; zuweilen gefällt es Gott, ihn dadurch zu heilen, zuweilen nicht — er stirbt. Wenn er geneset, so rechnest du dir das zum Verdienst an, was Gott gethan. Ich mache es ebenso. Zuweilen gewährt uns Gott Regen, zuweilen nicht. Gibt er welchen, so hat unser Zauber geholfen. Wenn dir ein Patient stirbt, so gibst du deshalb den Glauben an deine Medizin nicht auf; so auch ich nicht, wenn der Regen ausbleibt. Warum setzest du deine Medizinen fort, wenn du wünschest, daß ich meine aufgeben soll?

M. Ich gebe Medizin an lebende Wesen, die in meinem Bereich sind, und kann die Wirkung sehen, auch wenn keine Heilung erfolgt; du aber gibst vor, die Wolken bezaubern zu können, die so hoch über uns sind, daß deine Medizinen niemals hinanreichen. Die Wolken ziehen in einer Richtung und

dein Rauch in einer andern. Gott allein kann den Wolken gebieten. Versuch' es nur und warte geduldig; Gott wird Regen geben ohne deine Medizin.

R. Dacht' ich doch bisher, die Weißen seien kluge und weise Leute. Wer wird den Versuch machen wollen, zu verschmachten! Ist das Sterben etwa so angenehm?

M. Kannst du Regen machen, daß er nur auf einen bestimmten Fleck fällt?

R. Fällt mir nicht ein, zu versuchen. Ich lobe mir, wenn das ganze Land grün ist und alles Volk fröhlich, wenn die Weiber in die Hände klatschen und mir zum Dank ihr Geschmeide geben und vor Freude singen.

M. Ich denke, du betrügst sie und dich selbst.

R. Gut, so sind wir zwei ein Paar.

So schrankenlos ist der Glaube an Zaubermittel bei den Betschuanen, daß Livingstone, trotz aller Mühe, niemals einen einzigen von der Trüglichkeit der Regenmacherei überzeugen konnte. Ein eifriger Bekämpfer derselben erreicht nichts, als daß die Leute zu der Ansicht gelangen, es liege ihm am Regen, also auch an ihrem Wohl und Wehe, überhaupt nichts.

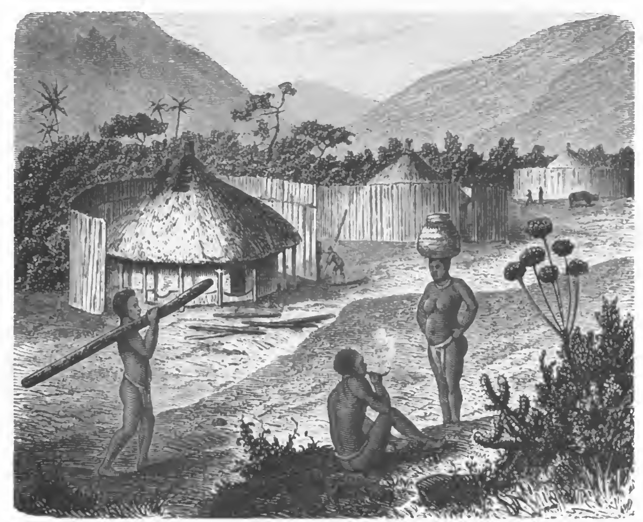
Die Betschuanen zeigen im Umgange ein offenes, zutrauliches und einnehmendes Wesen, was jedoch mehr in einer Art Etikette und in Gewöhnung zu liegen scheint, denn oft verbergen sie hinter einem würdevollen Äußern einen guten Teil List und Ränke. Wie die meisten Wilden, haben sie einen starken Hang zum Stehlen, und der Reisende Andersson hatte in dieser Hinsicht unter den Betschuanen am See viel zu leiden. Sie übten an seiner Habe die Kunst des Verschwindenlassens so gründlich als meisterhaft, und als derselbe sich beim Häuptling über diese ewige Plünderung bitter beschwerte, lachte ihn dieser aus und sagte: „Da kann ich dir nicht helfen — mich bestehlen meine eignen Verwandten; aber einen Rat will ich dir geben: hänge nur den ersten, den du ertappst, am nächsten Baume auf.“ — Die Betschuanen sagen, sie raubten kein Vieh, außer im Kriege; aber ihre kleinen Kriege haben eben in der Regel keinen andern Zweck, als den schwächern Nachbar mit möglichst wenig Gefahr für sie selbst seines Viehes zu entledigen. Sie sind auch sehr rachsüchtig; wird aber der Beleidigte durch ein Geschenk versöhnt und gesteht der Gegner sein Unrecht ein, so erfolgt anscheinend aufrichtige Versöhnung.

Die erwachsenen jungen Leute werden unter großen Feierlichkeiten mündig gesprochen. Die damit verbundenen Zeremonien halten sie sehr geheim. Einmal war aber Livingstone so glücklich, Zeuge von solchen Zeremonien sein zu können, „Setschu“ genannt, ein Akt der Mündigsprechung und Wehrhaftmachung, der lebhaft an ähnliche Gebräuche bei den alten Griechen und Römern oder im Rittertume und Lehnswesen des Mittelalters erinnert. Mit Tagesanbruch stellte sich eine Reihe vierzehnjähiger nackter Knaben auf dem Versammlungsplatze (Kotla) auf, jeder ein Paar Sandalen wie einen Schild vor sich haltend. Ihnen gegenüber standen die Männer der Stadt, gleichfalls nackt, alle mit langen dünnen Ruten von dem Strauche Moretloa (Grewia flava) bewaffnet, und richteten unter eigentümlichen Tanzbewegungen, „Koha“ genannt, an die Knaben die Fragen: „Wollt ihr den Häuptling gut bewachen?“ „Wollt ihr das Vieh wohl hüten?“ und dergleichen mehr. Während nun

die Knaben mit „Ja“ antworteten, sprangen die Männer auf sie zu, und ein jeder suchte einem der Knaben einen tüchtigen Rückenstreich beizubringen, und indem die Knaben sich mit den über den Kopf gehaltenen Sandalen zu decken suchen, schnellt das dünne Ende der elastischen Rute sich darüber weg nach dem Rücken, jedesmal eine blutige, etwa $1/_3$ m lange Strieme hinterlassend, deren Narben das ganze Leben hindurch sichtbar bleiben. Die jungen Krieger sollen auf diese Weise abgehärtet und für den kriegerischen Beruf des Mannes vorbereitet werden. Erst nach dieser Zeremonie und nachdem sie sodann ein Rhinozeros erlegt haben, ist es ihnen verstattet, sich zu verheiraten. Bei diesem „Koha“ zeigt sich dieselbe Achtung vor dem Alter, welche die Betschuanen auch bei andern Gewohnheiten an den Tag legen. Wenn ein jüngerer Mann aus der Reihe herausläuft, um seinen Streich anzubringen, hat er von einem der älteren die gleiche Züchtigung zu gewärtigen. Als Livingstone mit den jüngeren Männern über den Mangel an Mut scherzte, den sie trotz ihrer vielen blutigen Striemen bewiesen hätten, und die Bemerkung machte, daß unsre Soldaten tapfer wären, ohne solche Streiche zu erdulden, erhob sich einer und sagte: „Frage ihn, ob, wenn er und ich durch einen Löwen genötigt werden, Halt zu machen und ein Feuer anzuzünden, ich mich nicht ebenso ruhig niederlege und schlafe wie er.“

Alle Knaben im Alter zwischen 10 und 14 oder 15 Jahren werden ausgewählt als die lebenslänglichen Genossen eines der Söhne des Häuptlings. Zu diesem Behufe erhalten sie eine besondere Vorbildung an einem entlegenen Orte im Walde, wo Hütten zu ihrer Bequemlichkeit errichtet werden. Hier empfangen sie durch ältere Männer Unterricht im Tanzen und werden gleichzeitig auch in alle Geheimnisse der afrikanischen Politik und Regierungsweise eingeweiht. Ein jeder soll es so weit bringen, eine Lobrede auf sich selbst, oder „Leina“, d. h. Name, halten und dieselbe möglichst geläufig mehrere Male wiederholen zu können. Ohne Schläge geht es dabei freilich nicht ab, und sie kehren gewöhnlich mit zahlreichen Narben bedeckt aus ihrer Klausur zurück. Sie werden in verschiedene Abteilungen oder Korps geteilt, die mit besonderen Namen bezeichnet werden, z. B. die „Matsatsi“, d. i. Sonnen, „Mabusa“, d. i. Anführer. Ihr allgemeiner Name ist in der Gesamtheit „Mepato“; ein einzelner davon heißt „Mopato.“ Obgleich sie in der Stadt zerstreut wohnen, stehen sie unter dem Befehle des Häuptlingssohnes, dem sie zugeteilt sind, und müssen sich auf seinen Ruf stellen. Unter sich sind sie einander gleich und leben auch zum teil in einer Art von Kommunismus; ihre gegenseitige Anrede ist: „Molakane“, d. i. Kamerad. Bei Verstößen gegen ihre Vorschriften, z. B. nicht allein zu essen (was überhaupt bei allen für unanständig gilt), solange andre Kameraden nahe genug sind, um herzugerufen werden zu können, dürfen sie sich gegenseitig züchtigen, außer wenn der andre einem älteren Korps angehört. Wenn ein Flüchtling sich unter die Obhut des Stammes begibt, so wird er einer Abteilung eingereiht, die derjenigen entsprechend ist, der er in seinem Stamme angehört hatte, und thut gleichen Dienst mit den übrigen. Nach der Aufnahme in diese Korps oder nach der Mündigsprechung pflegen auch die Eingebornen ihre eignen

Altersjahre zu zählen und die Dauer ihrer Waffenpflichtigkeit zu bemessen; genauer wissen sie ihr Alter nie anzugeben und antworten immer auf die Frage danach: „Kann sich ein Mann erinnern, wann er geboren ward?“ — Nach Beendigung der Einreihungsfeierlichkeit werden auch Wettläufe veranstaltet, wobei der Sieger einen Preis erhält. Hat der junge Mann endlich alle Prüfungen glücklich überstanden, so wird er eingesalbt, nimmt sofort das Benehmen und die Tracht der Männer an, gilt für waffenfähig und hat das Recht, an den Versammlungen teilzunehmen. —



Wohnung der Betschuanen.

Auch für die Mädchen gibt es eine Feierlichkeit, durch die sie aus der Klasse der Kinder in die der Erwachsenen aufrücken. Sie kommen eine Zeitlang unter die Aufsicht alter Weiber, welche sie über die Pflichten des Weibes belehren, unter denen passiver Gehorsam obenan steht. Als eine Probe läßt man sie ein Stück heißes Eisen tragen, um darzuthun, daß ihre Hände hart genug zur Arbeit sind. Sie werden dann mit Fett eingesalbt und die untere Partie des Kopfhaares abgeschnitten, die obere dagegen reichlich mit Butter und Ocker beschmiert. Sie legen nun mit vieler Selbstgefälligkeit die Tracht der Weiber an und rechnen darauf, bald einen Mann zu bekommen.

Die Betschuanen verstanden sich merkwürdigerweise auf das Impfen der Pocken schon zu einer Zeit, wo sie noch gar nicht mit den Missionären im

Süden in Verkehr getreten waren. In einigen Gegenden bedienen sie sich, statt der Kuhlymphe, eines tierischen Abgangs, den sie auf der Stirn einimpfen. Seit der großen Pocken- und Masernepidemie vor vierzig und einigen Jahren ist die erstere Krankheit zwar an den Küsten wiederholt ausgebrochen, aber nie wieder ist das Binnenland seitdem von Pocken oder Masern heimgesucht worden. Die am häufigsten bei den Betschuanen vorkommenden Krankheiten sind Augen-, Brustfell- und Eingeweideentzündungen, Rheumatismen und Herzkrankheiten, namentlich infolge der plötzlichen Temperaturwechsel, weshalb sie auch immer seltener werden, seit die Leute europäische Kleidung annehmen.

Die Toten werden bei den Betschuanen gewöhnlich begraben. Die hierbei vorkommenden Zeremonien sind nach der Örtlichkeit wie nach dem Range des Verstorbenen verschieden; in der Regel verlaufen sie folgendermaßen. Wenn die letzten Momente des Kranken herannahen, so bedeckt man den Körper mit einem Fell oder Netz und hält ihn in sitzender Stellung, die Kniee unter dem Kinn, bis das Leben erloschen ist. Dann wird sofort das Grab gemacht, oft gleich in der Viehhürde oder in der Hütte des Verstorbenen. Nachdem die Wände des Grabes mit einem gewissen Zwiebelgewächs abgerieben worden sind, wird die Leiche in sitzender Stellung, mit dem Gesichte nach Norden, hineingebracht und das Grab mit Erde aufgefüllt, welche zwei Männer festtreten. Sowie die Auffüllung vorschreitet, wird die Decke von der Leiche allmählich weggezogen. Einige Zweige, Wurzeln u. dgl. kommen mit in das Grab. Ist der Hügel fertig, so bücken sich die Umstehenden und streichen mit den Händen die umherliegenden Erdreste auf demselben zusammen. Dann kommt ein großes Wassergefäß mit einer Zwiebelabkochung; Männer und Weiber waschen sich die Hände und Füße und rufen dazu: Pula! Pula! (Regen). Eine alte Frau bringt dann die Waffen des Verstorbenen, Bogen, Pfeile, Streitaxt, Lanzen, auch verschiedene Gartensämereien und andre Dinge; die Anwesenden wenden sich nun zum Grabe und sagen: „Da sind alle deine Sachen.“ Schließlich werden diese Dinge wieder weggebracht, Gefäße mit Wasser werden über das Grab ausgeleert und alles zieht sich unter den Klagetönen der Weiber zurück.

Nach Livingstones Angaben benutzt man nicht selten, um der Mühe des Grabmachens überhoben zu sein, die Höhle eines Ameisenfressers als Grabstätte, und er hat es zweimal erlebt, daß der so eilig Begrabene in seinem Loche aus einer schweren Ohnmacht erwachte und wieder nach Hause kam.

Der Gesamtname Betschuanen, der bei allen Stämmen in Anwendung ist, soll nach Livingstones Vermutung soviel bedeuten als „die Gleichen“, „die Genossen.“ Die Namen der einzelnen Stämme sind von gewissen Tieren hergenommen; so z. B. bedeutet der Stammesname Bakatla „die vom Affen“, Bakuena „die vom Krokodil“, Batlapa „die vom Fische.“ Es scheint dieser Umstand umsomehr auf einen ehemaligen Tierkultus schließen zu lassen, als auch der Begriff „tanzen“ mit diesen Namen in Verbindung gebracht ist. Will man nämlich einen Betschuanen fragen, welchem Stamme er angehört, so ist die Formel dafür: „was tanzest du?“ Jeder Stamm hegt eine abergläubische Furcht vor dem Tiere, nach welchem er benannt ist, und obwohl sie

dasselbe töten, essen sie doch niemals davon. Manche Gebräuche weisen auf gewisse althergebrachte Rangstufen unter diesen Stämmen hin. So werden z. B. die übrigen Stämme nie die ersten Kürbisse einer neuen Ernte eher verzehren, als bis die Bahurutse sie „angebissen“ haben, bei welcher Gelegenheit eine öffentliche Feierlichkeit stattfindet, wobei dann der Sohn des Häuptlings zuerst von den Früchten der Ernte kostet.

Livingstone schloß sich an den Stamm der Bakuena an, der etwa 200 km nördlich von Kuruman seine Wohnsitze hat. Er begann damit, daß er sich sechs Monate lang von allem Umgange mit Europäern abschloß, um sich ganz dem Studium der Sprache, der Sitten und Ansichten dieses Volksstammes widmen zu können. Als er einst in die Nähe der Höhle Lepelole gekommen war, welche von den Eingebornen für den Aufenthalt ihrer Gottheit gehalten und deshalb von keinem betreten wird, weil man glaubt, daß, wer einmal hineingegangen, nie wieder herauskomme, so machte Livingstone, mit Lichtern, Leitern und Stricken versehen, einen Ausflug dahin. Er fand darin aber weiter nichts als eine gewöhnliche Höhle von etwa $3\frac{1}{3}$ Quadratmeter mit zwei durch Wasser ausgespülten Seitengängen, welche in runde Öffnungen ausliefen, aus denen früher das Wasser hervorgeströmt sein mochte. Ihre einzigen Bewohner scheinen höchstens einige Paviane gewesen zu sein. Merkwürdig ist, daß in den Vorstellungen, welche sich die Bakuena von ihrer Gottheit in Visionen oder Träumen zu machen pflegen, diese stets mit einem hinkenden Beine erscheint, wie der ägyptische Thaut. Livingstone fand von seiten des Häuptlings der Bakuena, Namens Sitschili (Sechele), eine herzliche Aufnahme, und beide Männer wurden sogar innig befreundet. Sitschili lernte bald lesen und begann so fleißig die Bibel zu studieren, daß er, der sonst als großer Jagdfreund ziemlich mager war, mit der Zeit durch Mangel an Bewegung korpulent wurde. Er erklärte sich überzeugt von den Wahrheiten des Christentums, gab sich viele Mühe, seine Untergebenen auch dafür zu gewinnen, und hätte sie am liebsten mit der Peitsche bekehrt; „denn“, sagte er, „auf bloßes Zureden glauben sie doch nicht, nur durch Prügel kann ich von ihnen etwas erreichen.“ In der Hoffnung, durch sein Beispiel zu wirken, ließ er sich einen Hausgottesdienst einrichten; aber außer den Seinigen nahm niemand teil. So blieb es längere Zeit. Eines der Haupthindernisse neben der dem Afrikaner eignen Unlust, sich mit Dingen zu befassen, die außer seiner gewöhnlichen Sphäre liegen, war eben der Wahn, daß die neue Lehre Unheil bringe, daß in dem „Buch“ ein schlimmer Zauber stecke. Gleich im Jahre der Niederlassung Livingstones war eine auffallende Dürre eingetreten mit ihrem Gefolge von Mangel und Not. Der Doktor gab den Rat, sich nicht länger auf Regenmacher zu verlassen, sondern das einzige wirksame Mittel gegen Wassermangel zu ergreifen, nämlich einen guten, nicht austrocknenden Fluß aufzusuchen, einen Damm und Kanal anzulegen und so das angrenzende Land zu bewässern. Der Plan fand Beifall, und der ganze Stamm zog sich nun eine Strecke weiter nach Süden an die Ufer eines Flusses, Kolobeng genannt. Hier richtete Livingstone zum drittenmal — denn er hatte inzwischen auch unter dem benachbarten Stamme der Bakatla eine Station gegründet — mit eignen Händen sein Haus auf. Schon

längst hatte er neben seinem Berufe als Arzt und Prediger auch als Maurer, Schmied, Schlosser, Zimmermann, Gärtner sich bethätigen müssen. Das neue Dorf, ein Schulhaus, der Damm und der Kanal wurden fertig, und alles ging im ersten Jahre ausgezeichnet. Aber im zweiten Jahre fiel wieder kein Regen und im dritten ebensowenig. Der Fluß trocknete aus, und alle Schakale und Hyänen der Umgegend waren nicht im stande, die Masse abgestorbener, faulender Fische zu bewältigen. Auch das vierte Jahr brachte nicht Regen genug, um das Korn zur Reife zu bringen. Oft zog sich ein Gewitter zusammen, und der Donner schien einen erquickenden Regen anzukündigen, aber er blieb dennoch aus. Daß der Regenmacher unter solchen Umständen immer eine wichtige Person im Volke sein muß, ist erklärlich. Die Stammältesten drangen oft in den Doktor, daß er dem Häuptling das Regenmachen erlauben möge. „Das Korn kommt um", sagten sie, „und wir werden zerstreut; laß ihn nur ein einziges Mal Regen machen, und wir wollen alle in die Schule kommen und beten und singen, solange es dir gefällt." Aber Sitschili hatte sich selbst schon des Glaubens an seine eigne Kunst entschlagen, so schwer ihm dies nach seinem eignen Geständnisse auch geworden war.

Nachdem der Häuptling seine Anhänglichkeit an die neue Lehre drei Jahre lang offen bekannt und seine Untergebenen dafür zu gewinnen gesucht hatte, verlangte er endlich für sich und seine Kinder die Taufe. Die notwendige Folge dieses Schrittes war, daß er sich von seinen Frauen bis auf eine trennen mußte. Er gab ihnen neue Kleider und alles, was sie in ihren Hütten von ihm in Gebrauch hatten, und schickte sie ihren Verwandten zurück mit der Erklärung, daß er nichts gegen sie habe, sondern nur seinem Glauben gemäß handeln wolle. Diese unerhörte Maßregel vermehrte natürlich die Zahl der Gegner beträchtlich; nichtsdestoweniger blieb das Benehmen der Leute gegen den Missionär freundlich und achtungsvoll.

Die Haltung des Volkes während der unfruchtbaren Jahre war eine sehr gute. Die Weiber gaben ihr Geschmeide hin, um von andern, mehr begünstigten Stämmen Korn zu kaufen; die Kinder durchstöberten die Gegend nach allerlei Knollen und Wurzeln, und die Männer gingen auf die Jagd. Glücklicherweise fehlte es in der Umgebung nicht an Wild. Büffel, Zebras, Giraffen und vielerlei Antilopen waren in der Nähe, und da es mit zu den Privilegien der Häuptlinge gehört, daß sie von jedem von ihren Unterthanen geschlachteten oder erlegten Tiere das Bruststück bekommen müssen, so befand sich Sitschili in der Lage, auch die Missionärfamilie mit Fleisch zu versorgen, was er aufs bereitwilligste that, solange ihr dortiger Aufenthalt dauerte.

Die reine werkthätige Menschenliebe ist der Schlüssel oft auch zum Herzen des Wilden. Durch unermüdliche Arbeit und Sorge auch für das leibliche Beste seiner Gemeinde, durch Teilnahme an dem Schicksale des Geringsten, durch Pflege der Kranken und Unterweisung in allerlei nützlichen Dingen wurde Livingstone ihr wahrer Wohlthäter, und sie lohnten es ihm durch dankbare Anhänglichkeit. Des Vormittags wurde Schule gehalten, zu der alt und jung eingeladen waren. Des Nachmittags hielt die Frau des Missionärs ihre Kleinkinderschule, in welche die Kleinen, die sich sonst ganz ohne Aufsicht

umhertrieben, ungemein gern kamen, so daß ihrer oft hundert beisammen waren. Nicht weniger beliebt war eine Nähschule für Mädchen. Die Abende, Nächte und Morgen waren in jener Gegend außerordentlich erquickend, und der Gottesdienst wurde regelmäßig in den Abendstunden abgehalten.

Die Herstellung einer solchen Missionsstation liegt meistenteils den Missionären selbst ob. Auch Livingstone mit seiner Familie sah sich bei dem gänzlichen Mangel an Verkaufsläden genötigt, alle Bedürfnisse sich selbst aus den Rohstoffen herzustellen. Da er zur Erbauung eines Hauses Ziegel brauchte, mußte er vor allem sich nach einem Baume umsehen, diesen umhauen, in Bretter zersägen und nun sich Ziegelformen daraus verfertigen; ebenso stand das Material zu Thüren und Fenstern noch im Walde. Um aber Zutrauen bei den Eingebornen zu erwecken, war es durchaus nötig, ein Gebäude von ziemlichem Umfange zu erbauen, dem man es ansah, daß seine Aufführung viel Arbeit gekostet. Auch das Aufsetzen der Ziegel mußte Livingstone eigenhändig vornehmen, denn die Betschuanen, so gern sie übrigens für Lohn arbeiten, besitzen eine merkwürdige Ungeschicklichkeit, irgend etwas viereckig herzustellen, da sie alles, wie ihre Hütten, seit den ältesten Zeiten nur rund zu machen gewohnt sind. Ebenso verhielt es sich mit andern Bedürfnissen. War der Mehlvorrat herbeigeschafft, so mußte die Hausfrau sich anschicken, Brot daraus zu machen. Der dazu erforderliche Ofen wird meistens durch Aushöhlung eines Ameisenhaufens hergestellt, wobei ein flacher Stein als Thür davor gestellt wird. Zuweilen wird auch auf ebener Erde ein tüchtiges Feuer angezündet, und wenn der Boden hinlänglich erhitzt ist, der Teig in einer Pfanne oder auch unmittelbar auf die heiße Asche gelegt und ein eiserner Topf oder so etwas darüber gestürzt, heiße Asche darum gehäuft und ein mäßiges Feuer darüber gemacht. Wird vorher der Teig mit etwas Sauerteig vermischt oder zwei Stunden der Sonne ausgesetzt, so gibt er ein vortreffliches Brot. Auch die Butter bereitete sich die Familie selbst, wobei ein Krug als Butterfaß diente; ebenso Lichter. Seife wurde aus der Asche der Salsolapflanze oder auch aus Holzasche bereitet, welche in Afrika freilich wenig alkalische Stoffe enthält. Livingstone fühlte indes nichts Beschwerliches darin, so gänzlich nur auf sich selbst und seine Familie angewiesen zu sein; das häusliche Leben erschien ihm vielmehr um so süßer dadurch, daß die allerhand kleinen Annehmlichkeiten desselben unmittelbar aus den geschickten Händen seiner rührigen Hausfrau ihm zu teil wurden.

Für immer wollte jedoch Livingstone in diesem Stillleben nicht verharren; als christlicher Sendbote mußte er auf die Erweiterung des Arbeitsfeldes bedacht sein. Eine solche war den Umständen nach nur in nördlicher Richtung möglich, da die feindlich gestimmten Transvaalboers, von denen weiterhin die Rede sein wird, unter den östlich wohnenden Stämmen keine Missionäre dulden wollten. In nördlicher Richtung lag, wie man längst erforscht hatte, der große Ngamisee in einem fruchtbaren und bevölkerten Lande, und Livingstone beschloß, dieses noch von keinem Europäer gesehene Gewässer aufzusuchen. Um aber in gerader Richtung dahin zu gelangen, mußte ein Teil der großen wasserlosen Kalahariwüste durchschritten werden, ein Unternehmen, das schon

öfter versucht, aber bis dahin noch nicht gelungen war, obwohl die Eingebornen in früheren Zeiten, wo die Regen in der Wüste häufiger waren, mit den Stämmen am See in fortgesetzter Verbindung gestanden hatten. Livingstone zog die genauesten Erkundigungen bei den Eingebornen ein und kam zu dem Entschlusse, sich mehr am Saume der Wüste zu halten und so seinem Ziele auf einem Umwege entgegenzuziehen.

Die Reise an den See hatte auch für die Eingebornen viel Ansprechendes, denn es liefen ja märchenhafte Erzählungen um von den dort zu findenden Reichtümern; das Elfenbein sollte dort so häufig sein, daß man die Umzäunungen aus Elefantenzähnen mache. Sitschili selbst wäre gern von der Partie gewesen, hätte er nicht einen feindlichen Angriff von den Boers zu besorgen gehabt, mit dem er auch nicht verschont bleiben sollte.

Schon vor der Abreise begannen die Schwierigkeiten. Der nächste der Betschuanenstamme gegen Norden ist der der Bawanguato mit dem Häuptling Sekhomo. Zu diesem sandte Sitschili, um für die Gesellschaft die Erlaubnis zur Reise durch sein Gebiet zu erhalten; es erfolgte eine abschlägige Antwort. Sekhomo wußte einen Weg nach dem See, auf dem er viel Elfenbein bezog und damit gute Geschäfte machte; diesen Vorteil mochte er nicht aus den Händen lassen. Ähnliche handelspolitische Hindernisse des Fortkommens, neben den vielen natürlichen, sind in Afrika nicht selten und haben ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß das Innere desselben solange unbekannt geblieben. Die Stämme an den Grenzen mögen lieber selbst mit den Bewohnern des Innern Handel treiben, als Fremde zu ihnen lassen. Livingstone jedoch kehrte sich an Sekhomos Weigerung nicht, und die Reise wurde am 1. Juni 1849 angetreten, nachdem sich noch zwei Engländer, Oswell und Murray, angeschlossen hatten.

Es war am 1. Juni 1849, als Livingstone und seine Begleiter von Kolobeng aufbrachen, um den vielberufenen, noch von keinem Weißen gesehenen Ngamisee aufzusuchen. Die Karawane zählte mit den Führern und Treibern etwa ein Dutzend Menschen, dazu einige 80 Ochsen und 20 Pferde.

Die sogenannte Wüste Kalahari, diese in mehrfacher Hinsicht merkwürdige Ebene, welche sich vom Oranjefluß bis hinan gegen den Ngamisee erstreckt, entspricht nicht dem Bilde, das wir uns gewöhnlich von einer Wüste machen, denn sie ist keineswegs ohne Vegetation und Bewohner, obwohl sie keine Flüsse und nur sehr wenig Quellwasser hat. Nur einzelne ausgetrocknete Flußbetten beweisen, daß hier, wie in ganz Südafrika, das Wasser einst viel reicher vorhanden war als heutigestags; sonst ist dieser Landstrich in seiner ganzen Ausdehnung merkwürdig eben. Der Boden ist im allgemeinen leicht gefärbter weißer Sand, fast reiner Kiesel. Trotzdem aber bietet die Gegend nicht den Anblick einer Sandsteppe, sondern zeigt einen viel höheren Grad von Fruchtbarkeit, als sich unter solchen Umständen erwarten ließe. Dies kommt nach Livingstones Vermutung daher, daß die Wüste ein Bassin bildet, dessen Ränder von Felsenriffen und Hügelland eingesäumt sind, so daß aus weiter Ferne her sich unterirdische Wasseradern unter der Ebene hinziehen mögen. Die Möglichkeit hierzu gewährt eine nicht tief unter der Oberfläche streichende Schicht harten Sandes oder jungen Sandsteins, welche beim Graben

nach Wasser sorgfältig geschont werden muß; denn wird dieselbe aus Unvorsichtigkeit durchbrochen, so verschwindet das Wasser unwiederbringlich in der Tiefe. An einer solchen Wüstenquelle angekommen, die einen dreitägigen Durst löschen und für weitere drei wasserlose Tage Stärkung geben sollte, fand nun Livingstones Reisegesellschaft zu ihrer großen Bestürzung nur einen mit Buschwerk umwachsenen Platz mit aufgewühlten Löchern, fast ohne Wasser. Auf die Versicherung der Führer jedoch, daß Wasser genug vorhanden sei, ging es an ein Graben und Ausräumen des Sandes mit Spaten und bloßen Händen, bis ein paar 2 m tiefe Gruben fertig waren und man endlich auf der festen Sandschicht angekommen war. Hier sickerte nun das Wasser von allen Seiten herein, obwohl so langsam, daß die Gesellschaft ein paar Tage liegen bleiben mußte, um ihren vollen Bedarf für Menschen und Vieh einnehmen zu können. In welcher Art die Eingebornen solche Wasserplätze ausbeuten, werden wir weiterhin sehen.

Die Kalahariwüste ist größtenteils mit Gras bewachsen, das eine erstaunliche Höhe erreicht. Es steht in getrennten Gruppen; die Zwischenräume sind, soweit sie nicht kahle Stellen bilden, mit jener schon erwähnten überaus mannigfaltigen Flora von kriechenden, knollenführenden Pflanzen, Wassermelonen und Kürbissen überzogen; an andern Stellen finden sich große Gruppen von Gebüsch und selbst Baumwuchs. — Der an den östlichen Rand der Wüste angrenzende Landstrich von Kuruman bis Kolobeng und auch noch weiter, fast bis zum Ngamisee, zeichnet sich nach Livingstones Beobachtung durch ein besonders gesundes Klima aus. Namentlich für an Abzehrung und an den Folgen eines längeren Aufenthaltes in Indien Leidende hat dasselbe sich außerordentlich heilsam bewährt. Es bildet den vollkommensten Gegensatz gegen das englische Klima, und Livingstone glaubt es daher vorzugsweise Lungenkranken empfehlen zu sollen. Bei dem Mangel an Salz macht sich jedoch eine reichliche Fleischkost erforderlich, welche hier keineswegs von den üblen Folgen begleitet ist, wie in andern heißen Gegenden. Der Winter aber ist vollständig trocken, und da während dieser Zeit, nämlich von Anfang Mai bis Ende August, nicht ein Tropfen Regen fällt, so ist nie Kälte mit Feuchtigkeit gepaart. Selbst bei der größten Hitze hat die Atmosphäre nie das Erschlaffende und Niederdrückende wie in Indien. Die Abende sind von angenehmer Kühle, und eine erfrischende Nacht folgt auch dem heißesten Tag. Nichts geht über die wohlthuende Temperatur der Abende und Morgen das ganze Jahr hindurch; bis Mitternacht kann man im Freien sitzen, ohne Erkältungen und Rheumatismen befürchten zu müssen, oder im Freien schlafen und, bis die Augen zufallen, in den Mond sehen, ohne die leiseste Spur von Mondblindheit sich zuzuziehen. Während mehrerer Monate des Jahres fällt kaum einmal etwas Tau. Ebenso empfiehlt Livingstone den von den großen Sambesifällen aus nach Nordost sich erstreckenden Höhenzug, den er später bereiste. Hier, meint er, könnten diejenigen, welche im Dienste der Wissenschaft, des Handels oder der Gesittung sich Afrika als ein Feld bahnbrechender Wirksamkeit erkoren, sich zeitweilig zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit aufhalten. Die Makololo behaupteten, daß sie hier nie Kopfweh bekommen hätten.

Das ungeheure sandige, durstige Flachland der Kalahariwüste wird von zwei Menschenstämmen spärlich bewohnt, die sich in allen Stücken unähnlich sind, außer daß Hitze und Durst, dürftige Nahrung und anstrengende Lebensweise ihnen in der Regel eine höchst magere, sehnige, skelettartige Körperbeschaffenheit verliehen haben, wie sie sich höchstens bei australischen Eingebornen wieder findet, die sie aber gleichwohl befähigt, große Anstrengungen und Entbehrungen auszuhalten. Es sind dies die Bakalahari, d. h. „die Männer (Ba) der Kalahari“, und die Buschmänner.

Die Bakalahari sind augenscheinlich ein alter Betschuanenstamm und sollen sich vor Zeiten in guten Umständen befunden haben, bis dann neu eingewanderte Scharen ihres eignen Stammes ihnen ihr Vieh und ihre Ländereien raubten und sie in die Wüste drängten. Sie haben trotz dieses Schicksalswechsels ihre alte Liebe zu Ackerbau und Viehzucht nicht verloren, können aber in der Wüste nicht viel mehr thun, als ein Fleckchen mit Melonen und Kürbissen bepflanzen und einige Ziegen aufziehen, für welche sie das Wasser oft löffelweise sammeln müssen. Infolge ihrer schlechten unverdaulichen Kost haben sie meist aufgedunsene Bäuche, dabei dünne Arme und Beine. Livingstone hat die mattäugigen, abgelebt und verkommen aussehenden Kinder niemals spielen sehen.

Die Bakalahari sind friedsame, schüchterne Leute, die sich darauf beschränken, ihrem Unterhalte nachzugehen, und nicht einmal Häuptlinge brauchen. Über einen langen Wüstenstrich hin verstreut, suchen sie in der Regel unter benachbarten Betschuanen einflußreiche Gönner, damit sie im friedlichen Tauschhandel sich Speere, Messer, Tabak und Hunde verschaffen können, wofür sie als Gegenwert allerlei Tierfelle liefern, unter denen besonders die Felle einiger kleinen katzenartigen Raubtiere als schönes Pelzwerk geschätzt sind und in weite Ferne Absatz finden. Den wärmsten Pelz liefert eine Schakalart, „Motlose“ genannt (Megalotis capensis oder Kap-Fenneck), den schönsten der Pukuje (Canis mesomelas und Canis aureus). Nächstdem gelten als die wertvolleren Felle die des Tsipa oder kleinen Ozelot (Felis nigripes), des Luchses (Tuane), der wilden und der gefleckten Katze. Aber auch Felle vom Puti (Duiker) und Puruhuru (Steinbock), sowie von Löwen, Leoparden, Panthern und Hyänen suchen sich die Bakalahari zu verschaffen. Die Betschuanen gerben diese Felle und nähen sie in Karosse (Pelzmäntel) zusammen, für die sie stets willige Abnehmer finden, und die eigentlich der Haupthandelsartikel jener Gegenden sind. Für die Karosse tauscht der Betschuane Rindvieh ein, denn der höchste Reichtum sind ihm Kühe, und so würden alle Teile sich gut bei dem Handel stehen, wenn nicht die menschliche Verderbtheit überall Unheil stiftete. Nicht selten nämlich gehen Betschuanen eines Stammes in die Wüste zu den Bakalaharischützlingen eines andern und nehmen diesen ihre Vorräte an Fellen weg, und der beleidigte Stamm übt dann vielleicht das Wiedervergeltungsrecht. Die Bakalahari sehen es ruhig und ohne allen Widerstandsversuch an, wenn wenige Betschuanen plötzlich ein ganzes Dorf in Beschlag nehmen und darin nach Gutdünken schalten und walten. Bis zur kriechendsten Schmeichelei geht aber ihre Unterwürfigkeit den Buschmännern

gegenüber, wenn diese sich Tabak von ihnen holen; denn sie wissen, daß ihnen im Verweigerungsfalle mit vergifteten Pfeilen geantwortet werden würde. Die Furcht vor solchen Besuchen veranlaßt die armen Menschen sogar, ihre Wohnplätze weitab vom Wasser anzulegen; nicht selten auch verbergen sie das Wasser, das sie sich ergraben haben, indem sie das Loch wieder mit Sand füllen. Soll aus solchen unterirdischen Vorräten Wasser entnommen werden, so kommt die Frau mit einem Sack oder Netz leerer Straußeneier und höhlt eine Vertiefung aus, soweit der Arm reichen will. Dahinein stellt sie ein Schilfrohr, an welches unten ein Büschel Gras gebunden ist, rammt das Loch mit dem herausgenommenen feuchten Sande wieder fest zu und fängt an, an dem Rohre zu saugen.



Batalahariweiber Wasser holend.

Das in dem Grasbüschel sich sammelnde Wasser tritt allmählich in dem Rohr in die Höhe, und die Pumpe kommt in Gang. Ein Mund voll nach dem andern wird herausgezogen und an einem Strohhalme in ein daneben liegendes Straußenei abgelassen. Sind in dieser Weise 20—30 Eier gefüllt und die Öffnungen derselben mit Gras verstopft, so trägt man sie nach Hause und vergräbt sie sorgfältig.

Der Buschmann ist der eigentliche Wüstenbewohner. Man nennt ihn einen ausgearteten Bruder des Hottentotten, und zwar ist diese Absonderung keineswegs ein neues, etwa durch das Eindringen der heutigen Europäer erzeugtes Verhältnis; schon die ersten Holländer fanden die Dinge so, wie sie

jetzt noch sind, und berichten von Eingebornen, die sich vor den eigentlichen Hottentotten durch gänzliche Wildheit, außerordentliche Kleinheit und Magerkeit auszeichneten, weder Hütten noch Vieh besäßen, sich von Wild, Zwiebelknollen, Heuschrecken, Raupen ernährten und stets mit vergifteten Pfeilen bewaffnet seien. So sind noch heute die Buschmänner geartet mit Ausnahme weniger, die sich zunächst den europäischen Ansiedelungen halten, einige Ziegen besitzen, vielleicht ab und zu auf kurze Zeit beim Bauer dienen und dadurch das Prädikat zahme Buschmänner sich erworben haben.

Der wilde Buschmann wird nicht über 1 m 30 cm hoch, ist übrigens ziemlich regelmäßig gebildet und besitzt niedliche Hände und Füße. Seine Hautfarbe ist meistens tiefschwarz und erscheint nur durch eine ewige Staubkruste graulich. Sein kurzes krauses Wollhaar hängt ihm in dünnen Büschen über Stirn und Schläfe, und die Pflege und Einfettung dieser Büsche, das Bestecken des Haares mit Federn und allen Dingen, die ihm paßlich erscheinen, sowie das Behängen der Ohren, Nase und des Halses mit Knochenstäbchen, mit Muschelwerk und andern Siebensachen bilden die Hauptsorge für seine Toilette; übrigens trägt er statt aller Kleidung ein Fell über die Schultern, oft nur von Miniaturgröße, und um die Hüften bindet er einen Riemen, von welchem vorn und hinten, oder auch nur vorn ein Bündel dünner Riemchen herabhängend eine Art Schürze bilden.

Einfacher noch als seine Kleidung ist die Behausung des Buschmanns; meistens wohnt er, wie die Berliner sagen, gar nicht, sondern lagert überall, wo etwas Schutz zu finden ist, hinter einem Busch, einem Felsen oder Ameisenhaufen; oder er schlägt sein Domizil in einer Felsenspalte, in dem Loche eines Stachelschweines oder Ameisenlöwen, oder in einem ausgehöhlten Ameisenhaufen auf. Sonst baut er auch, wenn andre Gelegenheiten fehlen und die kalten Nächte ihn dazu nötigen, eine Hütte primitivster Art, indem er einige Stöcke wie das Gerippe eines Zeltes in den Boden steckt und diese auf der Windseite mit Gras und Gestrüpp überwirft und durchflicht.

Wirkliche Gebüsche sind in den Öden, welche für den Buschmann übrig geblieben, am allerwenigsten zu finden, und nicht wegen seines Lebens im Busch haben ihn die Holländer so genannt, sondern anscheinend nach einem in weiten Abständen vereinzelt stehenden büschelförmigen Grase, das denn auch par excellence das Bosjesmangras genannt wird. Nur aus der falschen Auffassung dieses Wortes wird es erklärlich, daß jetzt Buschmänner nicht nur im Norden der Kalahariwüste bis gegen 15. Grad hin auf der Karte verzeichnet stehen, sondern der Name selbst in den Äquatorländern wieder vorkommt. Hier soll das Wort offenbar weiter nichts bezeichnen, als Leute, die in Busch und Wald ein Jägerleben führen, ohne das Land zu bauen, Vieh zu besitzen und in Dörfern zu wohnen, womit denn auch wohl meistens mehr oder weniger eine besondere Stammeseigenheit verbunden sein wird.

Die meisten der genannten Buschmänner in Afrika sind wahrscheinlich verarmte und verkommene Hottentotten. Die Eigentümlichkeiten des Hottentottischen, die Schnalze und Zungenschläge sind von den Buschmännern außerordentlich übertrieben und noch um einen oder den andern vermehrt worden.

Bei diesem fortwährenden Kixen und Schnalzen klingt die Rede des Buschmannes wie ein wenig artikuliertes, durch die Nase gehendes Genuschel. Der wilde Buschmann baut weder das Land, noch hält er sich irgend ein Vieh, einen häßlichen Hund ausgenommen. Das Wild, das er jagen, das Vieh, das er rauben kann, die Wurzeln und Knollen, die er aus dem Boden wühlt, geben ihm seinen Unterhalt. Heuschrecken ersetzen ihm ab und zu die Fleischnahrung, und selbst wenn ihm beides fehlt, bleibt er noch rund und fett auf einem Boden, auf welchem ein Europäer verhungern müßte. Der Buschmann wandert über die kahle Öde; hier ragt aus dem Sande ein zolllanges, dürres Hälmchen, das kein andrer beachten würde, der Buschmann scharrt, steckt etwas in den Mund, geht weiter und scharrt wieder, bis er seinen Magen mit saftigen Wurzeln und Knollen gefüllt hat und sich nun zur Verdauung hinlegt. —



Buschmänner.

Manchmal freilich muß er auch hungern, bis ihm das Glück wieder ein Stück Wild u. dergl. zuführt. So zwischen Hunger und Schwelgerei, unter abwechselnder Hitze und Kälte, häufig auf der Flucht vor seinen Feinden, bringt er sein aufreibendes Leben hin und altert dabei so rasch, daß er schon mit 40 Jahren im Greisenalter steht. Meistens jedoch, wenigstens in früheren Zeiten, ereilte ihn der Tod in Gestalt einer Kugel. Denn wo er sich in der Nähe fester Ansiedelungen blicken läßt, macht man ihn verantwortlich für die Lücken, welche sich in den Herden zeigen, und Kolonisten wie Kaffern und andre Stämme schießen mit ebenso wenig Skrupel auf einen Buschmann, wie auf eine Hyäne oder auf einen Leoparden; selbst die Namaqua an der Westküste dünken sich höhere Wesen zu sein als die Buschmänner und behandeln die Räuber ihres Viehes als Raubtiere. Am ärgsten ist der Kaffer von Haß

gegen den Buschmann erfüllt, er gerät beim Anblick eines solchen in die grenzenloseste Wut. Auch der Buschmann fürchtet den Kaffer mehr als jeden andern Feind, denn dieser führt neben der Flinte einen großen Schild, hinter dem er vor den vergifteten Pfeilen des Wilden sicher ist. Bis vor etwa zwanzig Jahren haben die Kolonisten an der Nordgrenze, wie gesagt, förmliche Vernichtungskriege gegen das bösartige Zwergvolk geführt. Solche Streifzüge hießen Kommandos. Man folgte ihrer Spur tagelang zu Pferde, überraschte sie in ihren Verstecken und schoß ohne Gnade alles nieder; nur Kinder wurden zuweilen geschont und mit fortgenommen, um sie zu Hause als Gesinde aufzuziehen, wo sie dann auch meistens gut einschlugen und für gute Behandlung dankbar waren. Solche Expeditionen wiederholten sich im Laufe der Zeit öfter und fast periodisch, denn hatten die Wilden eine Lektion bekommen, so verflossen einige Jahre in scheinbarer Ruhe; die Bestraften verzogen sich vielleicht in andre Gegenden, aber andre ihresgleichen fanden sich in den entvölkerten Plätzen ein, und dann wurde wieder geraubt und gemordet; denn die Buschmänner rächten sich auch für die erlittenen Schlappen, überfielen nächtlich die Bauernhöfe, steckten sie in Brand und mordeten die überraschten Bewohner. In diesen unruhigen Zeiten wurden die Rinder nicht einzeln entführt, sondern in ganzen Herden fortgetrieben. Sahen die Diebe sich hart verfolgt, daß sie die Beute im Stich lassen mußten, so schädigten sie dieselbe auf grausame Weise, indem sie entweder das Vieh durch Beschießen mit vergifteten Pfeilen einem gewissen Tode preisgaben, oder ihnen die Fußsehnen entzwei oder die Kehle abschnitten, in der Voraussicht, daß es nun doch für sie liegen bleiben werde. Der Kaffer, der auch ein gefährlicher Viehräuber ist, will mit der Beute nur seine eignen Herden vermehren, und läßt bei harter Verfolgung das Vieh im Stiche, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Kommt der Buschmann auch mit einer Anzahl erbeuteter Viehstücke in Sicherheit, so fällt es ihm doch nicht ein, sie zu hüten und nach und nach zu verbrauchen, sondern er schlachtet sofort alles, frißt, was er kann, versteckt das übrige in allerlei Schlupfwinkeln und zehrt davon weiter, bis nichts mehr da ist, denn ob das Fleisch inzwischen faul geworden, ist ihm so wenig anstößig wie der Hyäne. Die Verfolgung der frechen Viehdiebe ist unter den Umständen keine leichte Sache. Kann der Buschmann mit seiner Beute die Wüste gewinnen, so ist ihm selten beizukommen, selbst wenn die Verfolger beritten sind. Denn diese können nur bei Tage folgen, müssen oft absteigen, um die Spur nicht zu verlieren, und leiden mit ihren Pferden bald Mangel an Wasser; die Buschmänner dagegen treiben Tag und Nacht vorwärts; sie haben in großen Zwischenräumen mit Wasser gefüllte Straußeneier in der Erde verborgen, welche die Weiber aus erstaunlichen Entfernungen herbeischleppen, und ihre Lokalkenntnis ist so sicher, daß sie dieselben bei Tag und Nacht stets wieder auffinden. Wenn der Buschmann in die Enge getrieben wird, so ist er kein ungefährlicher Gegner und leistet verzweifelte Gegenwehr. Mit einem kleinen Bogen, der mehr einem Spielzeug als einer Waffe gleicht, schießt er vergiftete Pfeile, deren Wirkung eine höchst gefährliche ist, wenn nicht schleunig Gegenmittel angewandt werden. Das Gift wird teils von

Schlangen, teils von giftigen Raupen und Pflanzen genommen, und in den Gegenmitteln spielt meist Fett eine Hauptrolle.

Der Gebrauch vergifteter Pfeile scheint sich in Südafrika ausschließlich bei den Buschmännern zu finden. Sie verstehen diese simplen, mit einem Knochensplitter als Spitze versehenen Rohrstöckchen mit großer Sicherheit auf eine Entfernung von 100—150 Schritt zu gebrauchen. Auch bei der Jagd auf größere Tiere wird der Pfeil, der an sich keine tödliche Wunde zu erzeugen vermöchte, vergiftet und bringt dann in kurzer Zeit dem angeschossenen Tiere sicheren Tod. Der Buschmann folgt seiner Fährte, bis es fällt, schneidet die um die Wunde befindliche Fleischpartie heraus und schlingt das übrige unbedenklich hinunter. Die kleine Jagd dagegen auf Rehe, Hasen und Vögel betreibt er mittels des Kerri (Spieß), den er mit eben solcher Geschicklichkeit zu schleudern versteht, wie er im Steinwerfen Meister ist.

Daß ein solches Geschöpf, eine Art Raubtier in Menschengestalt, körperlich gewandt, unglaublicher Anstrengungen fähig, mit den schärfsten Sinnen und großer Energie begabt sein werde, ist selbstredend; auch die ihm eigne Rachsucht und Grausamkeit darf nicht Wunder nehmen; ebenso natürlich ist es aber auch, daß er als gemeinschädliches Subjekt von allen seinen Nachbarn gehaßt und verfolgt wird und demzufolge die Zahl dieser Geächteten sich mehr und mehr vermindert. Die Bemühungen von Gouverneuren, Missionären und Privatpersonen, sie einigermaßen zu zivilisieren, scheiterten meist an ihrem unüberwindlichen Hange zum herumschweifenden Leben. Übrigens sollen sie leicht holländisch lernen, und einzelne haben in den Missionen sogar etwas lesen und schreiben gelernt. Daß aber in diesen Ärmsten noch kultivirbares Menschentum steckt, zeigt schon das Gedeihen jung eingefangener Kinder, und mehr noch ein Faktum, das der französische Missionär Casalis erzählt und durch Augenschein bestätigt gefunden hat. Ein gewisser menschenfreundlicher Betschuanenhäuptling nämlich sammelte eine Anzahl dieser Wilden, gab ihnen Vieh und brachte sie dahin, daß sie sich zum Landbau bequemten. Nach zwei oder drei Generationen war dies Völkchen so regeneriert, daß sie in allen Stücken den Hottentotten besten Schlages völlig gleichstanden.

Bald bekamen Livingstone und seine Begleiter einen Vorgeschmack von den Mühseligkeiten und Entbehrungen, die ihnen auf der Reise durch die Wüste noch bevorstehen sollten. Das Land war in der Regel durchaus eben, und der Boden bestand aus tiefem weißem Sande, in welchem sich die Zugochsen nur mit größter Mühe und Langsamkeit fortarbeiten konnten. Über Tages war vor der Hitze, obgleich es jetzt Winter war, mit dem Vieh gar nicht fortzukommen, und nur am Morgen und Abend konnte eine kurze Strecke zurückgelegt werden. Weit und breit zeigte die pfadlose Gegend eine fast beängstigende Gleichförmigkeit, die endlosen, über die Sandfläche verstreuten Busch- und Baumgruppen waren sich stets so ähnlich, daß schon bei einer geringen Entfernung von der Karawane der einzelne in Gefahr kam, sich zu verirren. Dabei war es ein Glück, daß wenigstens der eingeborne Führer seiner Sache sicher war und die wenigen Plätze, wo überhaupt Wasser zu finden oder zu hoffen war, nicht verfehlte. Bei dem gänzlichen Wassermangel

weit umher war es auffallend, daß häufig zahlreiche Trupps von Elens (Boselaphus oreas) sich zeigten. Diese prächtigen Tiere können unglaublich lange ohne alles Wasser leben, indem ihnen die geringe Feuchtigkeit, die sie mit ihrer Pflanzennahrung zu sich nehmen, zu genügen scheint. Beim Anblick eines Flußpferdes, Büffels, Gnus, Zebras, einer Giraffe oder Pallah-Antilope kann der Reisende immer darauf rechnen, in einer Entfernung von etwa zwei Meilen Wasser zu finden; nicht so bei diesen Elens, sowie Gemsböcken, Tolos oder Kudus (Strepsiceros capensis), Springböcken und Straußen, die er zu Hunderten in Gegenden sehen kann, wo er Gefahr läuft zu verdursten. Gegen Ende des Monats gestalteten sich die Dinge etwas besser; man war in ein altes Flußbett und in eine Gegend gekommen, wo Wasser und Graswuchs weniger selten waren und man die Überzeugung hegen durfte, daß die Zeit des Durstleidens vorüber sei. Jetzt fingen die Reisenden an, fleißig nach dem zu entdeckenden See sich umzuschauen, nicht ahnend, daß sie noch über 300 km davon entfernt waren. Einmal glaubten sie ihn leibhaftig vor sich liegen zu sehen, aber der Entdeckungsjubel verstummte bald wieder. Die Gesellschaft war in der Nähe einer sogenannten Salzpfanne angekommen, worunter man sich einen Weiher oder See zu denken hat, der durch die Sonnenhitze ausgetrocknet ist, während die im Wasser aufgelösten Salze, entweder wirkliches Kochsalz oder Salpeter, sich niedergeschlagen haben und den Boden mit einem Überzuge von Kristallisationen bekleiden. Eine solche Salzpfanne von mehrstündigem Umfang lag vor den Reisenden. Ein breiter Baumgürtel säumte die Ufer ein, und die weiße Salzebene des Grundes erschien durch die Luftspiegelung bei untergehender Sonne in den schönsten blauen See verwandelt. „Nicht das mindeste“, sagt Livingstone, „brauchte die Phantasie hinzuzuthun, um das treffende Bild einer großen Wassermasse zu haben. Die Wogen tanzten auf und nieder, und die Bäume spiegelten sich in ihnen so klar und tief, daß nicht allein Rinder, Pferde und Hunde, sondern selbst die Eingebornen dem Trugbilde entgegenrannten. Eine Herde Zebras erschien in der Luftspiegelung so genau wie Elefanten, daß Herr Oswell schon sein Jagdpferd zu satteln begann. Einen Moment später war die täuschende Erscheinung zerronnen.“

In den ersten Tagen des Juli endlich, nach vielfach getäuschten Erwartungen, erreichten die berittenen Mitglieder der Karawane wirkliches Wasser; es war der Souga (Suza), ein schöner, wasserreicher Fluß mit südöstlicher Richtung. Von den freundlichen Anwohnern erfuhren sie, daß das Wasser aus dem Ngamisee komme, den sie, dem Flusse entgegengehend, in etwa vier Wochen erreichen würden. Nunmehr konnte das Gelingen der Entdeckungsreise als gesichert angesehen werden, und in wesentlich erhöhter Stimmung als bei dem Durchkreuzen der Wüste folgte die Gesellschaft den Windungen des schönen ruhigen Stromes, dessen Lauf so langsam war, daß er mehr dem Arme eines Sees glich. Eine sehr mannigfaltige, üppige und oft reizende Vegetation bekleidete seine Ufer. Majestätische Bäume, unter ihnen der riesige Affenbrotbaum, traten oft bis dicht an den Wasserrand heran, während anderwärts breite Säume von Rohrdickicht die Mitte zwischen Land

und Wasser hielten. Den Fluß entlang fanden sich ziemlich zahlreiche Dörfer der Eingebornen. Der Betschuanenhäuptling am See, Letschulatebe, hatte ihnen Befehl erteilt, den zu erwartenden Gästen jeden Vorschub zu leisten, und so wurden diese denn überall freundlich aufgenommen, obwohl Sekhomo ihnen ein paar Späher nachgeschickt hatte, die ihnen nun voraufgingen und die Fabel verbreiteten, die Fremden kämen als Räuber ins Land. Die Eingebornen hatten den Zusammenhang der Dinge bald durchschaut. Livingstone fand es nach einiger Zeit bequemer, den Landweg zu verlassen und sich den einfachen Kähnen der Uferbewohner anzuvertrauen. Je weiter er dem Flusse entgegenging, desto breiter und tiefer wurde derselbe. Bei dieser Fahrt erhielt der Doktor die erste sichere Bestätigung dafür, daß es über den See hinaus ein Land voller Flüsse gebe, so viele, daß man sie nicht zählen könne, ein Land voller Einwohner und großer Bäume, und die Idee, auf bequemen Wasserwegen diese noch ganz unbekannten Gegenden zu erreichen, nahm ihn von Stund' an so gefangen, daß ihm die so heiß erstrebte Entdeckung des Sees fast zur Nebensache wurde. Man sah diesen zum erstenmal am 1. August 1849. Der Ngamisee bildet eine schöne Wasserfläche, die nur der Breite, nicht aber der Länge nach übersehen werden kann. Man hat die letztere auf etwa 60 englische Meilen geschätzt, und nach den Aussagen der Eingebornen soll man den See in drei Tagen umgehen können. Die Ufer desselben sind im ganzen äußerst flach, sandig, schlammig und schilfig, und auch das Wasser ist so seicht, daß die Kähne stundenweit mit Stangen gestoßen werden können. Sein Nutzen als eine Handelsstraße erschien dadurch sehr zweifelhaft. Doch erhält er nach der Regenzeit beträchtliche Zuflüsse, ist dann bedeutend größer, und sein Wasser wird auch süß, während es bei niedrigem Stande brackig und salzig schmeckt. Auch eine tägliche Ebbe und Flut macht sich in dem See und seinem Anhängsel, dem Souga, bemerklich. Die Umgebungen sind reichlich mit Busch und Wald bestanden und gewähren einer ungeheuren Menge von Land- und Wassertieren Aufenthalt.

Die Entdeckung des Ngamisees erregte nicht nur in der Kapkolonie, sondern in der ganzen gebildeten Welt ein hohes Interesse. Geographen, Naturforscher, Jagdfreunde und kaufmännische Spekulanten sahen ein neues Feld mit reicher Ausbeute vor sich. Die geographische Wissenschaft zumal erhielt plötzlich eine ungeahnte Bereicherung. Statt eines hohen, sandigen, wasserlosen Hochlandes, das man hier vorauszusetzen geneigt war, fand sich in Wahrheit ein von Höhenzügen eingefaßtes Becken von mächtiger Ausdehnung und einer Überfülle von Wasser. Der Ngamisee bildet nur die südliche Grenze dieser großen Einsenkung. Von Kolobeng bis zu diesem Punkte war man nach barometrischer Messung unvermerkt um fast 700 m dem Meeresspiegel näher gekommen, denn der See liegt kaum mehr als 900 m über demselben. Im Norden des Sees zieht sich diese Niederung in weite Ferne hin; sie ist mit einem Netzwerk von Flüssen durchzogen, die aus höheren Gegenden des Nordens und des Nordwestens herabsteigen, und bildet in trockenen Zeiten meist sumpfige Schilfebenen; von April bis Juli aber, wenn die Flüsse anschwellen, entstehen Überschwemmungen, die meilenweit das Land

unter Wasser setzen. Von den Wassermengen, die sich hierher ergießen, gelangt nur ein kleiner Teil in den südlichen Behälter, den Ngamisee. Der Fluß, welcher diesen von Norden her speist, heißt Tioge, sein Ausfluß an der andern Seite ist, wie schon bemerkt, der Souga. Dieser letztere wird in seinem Verlauf immer kleiner und endet, nachdem er ein paar hundert englische Meilen östlich geflossen ist, in einem See oder Schilfmorast, und es ist zweifelhaft, ob jemals von seinem Gewässer etwas ins Meer gelangt, obwohl er weiter nach Osten hin ein tiefes, felsiges Bett haben soll.

Sechs Jahre später fand Livingstone unter einem Packet Sachen, die ihm der Missionär Dr. Moffat zugesendet hatte, die Abschrift einer Rede seines Freundes Sir Roderich Murchison, die derselbe in der Geographischen Gesellschaft zu London im Jahre 1852 über die Konfiguration des afrikanischen Kontinents gehalten hatte, woraus er voll Erstaunen ersah, daß jener unter Zuhilfenahme der geologischen Karte von Bain und andrer Materialien zu demselben Resultate gekommen sei, als er selbst bei seinen Untersuchungen an Ort und Stelle.

„Ich mußte mir schon“, sagte er, „den kleinen Verdruß gefallen lassen, mich auf diese Weise von dem Manne ausgestochen zu sehen, der früher auch das Vorhandensein von Goldgruben in Australien vor ihrer Entdeckung verkündet hatte. Von seinem Studierzimmer aus war er mir um drei Jahre zuvorgekommen, während ich, nachdem ich mich durch Gebüsch, Sümpfe und Fieber mühsam durchgeschlagen und mir beim Dilolosee endlich ein Licht aufgegangen war, in der süßen Täuschung gelebt hatte, der Erste zu sein, der die Entdeckung mache, daß das innere Afrika ein wasserreiches Tafelland sei, von geringerer Erhebung als die angrenzenden Höhenzüge.“ Livingstones Höhenangaben waren zwar nur nach den Beobachtungen des Kochpunktes (dem Eintritt des Siedens beim kochenden Wasser) bestimmt; da es sich hier aber um Unterschiede von einigen Tausend Metern handelt, können sie als vollkommen ausreichend gelten.

In geringer Entfernung von dem Austritt des Souga aus dem See befindet sich das Dorf des Häuptlings Letschulatebe. Livingstone, wie andre nach ihm, fand in demselben einen filzigen, habsüchtigen und unzuverlässigen jungen Mann, der nichts weiter wollte, als Elfenbein an die Weißen verkaufen, da er gehört habe, daß dieselben alle sehr versessen auf diese Knochen seien. Livingstone aber trieb nie Handel, sondern hatte vielmehr die Absicht, von hier noch ein paar hundert englische Meilen weiter nördlich zu gehen, um womöglich den mächtigen und berühmten Häuptling Sebituani aufzusuchen, bei dem er als Sitschilis Freund gute Aufnahme zu finden hoffte, denn zwischen den beiden Häuptlingen bestanden alte freundliche Beziehungen. Sitschilis Vater war, als dieser noch im Knabenalter stand, von seinen eignen Leuten in einer Empörung erschlagen worden; Sebituani, der damals noch in der Nachbarschaft der Bakuena hauste, eilte, von den Anhängern der Herrscherfamilie zu Hilfe gerufen, herbei, überfiel die Bakuena und sicherte dem rechtmäßigen Erben Sitschili die Häuptlingswürde. In der Folge zog er als Eroberer in ferne nördliche Gegenden. Der Häuptling am See war gegen den

mächtigen Sebituani ein kleines Licht und seine Gesinnung gegen ihn daher nicht die freundlichste. Er besorgte, die Weißen möchten seinem Nachbar Feuerwaffen liefern und dieser dadurch nur noch mächtiger werden, und hoffte dagegen, wenn er allein sich Flinten erhandeln könne, es seinerseits dahin zu bringen, daß Sebituani sich vor ihm fürchte. „Ihr braucht nicht dorthin zu gehen“, sagte er, „ich liefere euch so viel Elfenbein, als ihr haben wollt.“ So verweigerte er den Weißen nicht allein Führer, sondern ließ auch den Anwohnern des Flusses streng verbieten, die Reisenden überzusetzen. Der Versuch, ein Floß zu bauen, mißlang, und so blieb, da auch die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, für jetzt nichts übrig, als den Rückzug anzutreten.



Am Ngamisee.

Beherrscher der Umgegend des Sees ist ein kleiner Betschuanenstamm, ein Ableger der Bamanguato. Sie kamen erst unter Letschulatebes Vater als Eroberer hier an, nahmen den Bewohnern des Landes ihr Vieh ab, machten sie zu ihren Vasallen und nannten sie Bakoba, Knechte, während diese selbst sich als Bajeije (Bayeye), Menschen, bezeichnen. Sie sind schwärzer als die Betschuanen, haben überhaupt mehr vom Negertypus und ähneln in vielen Stücken den auf der Westseite wohnenden Damara und Owampo. Ihre Wohnsitze haben sie nicht allein längs des Souga, sondern weithin auch an den übrigen zu der Seegegend gehörigen Flüssen und Marschen. Sie alle erkennen Letschulatebe als ihren Oberherrn an. Ihr Abhängigkeitsverhältnis

scheint übrigens kein lästiges zu sein; sie leben in ihrer Weise unbehindert und sind, außer daß sie zum Lügen und Stehlen so aufgelegt sind wie ihre Oberherren, sehr leitsame, gutgelaunte und gutmütige Leute, die sich bei einem Topf voll Fleisch und einer Pfeife Tabak als die glücklichsten Geschöpfe der Welt fühlen, gern tanzen und wie alle farbigen Völker dem Trunke ergeben sind; denn wie es wohl kaum eine Völkerschaft gibt, die nicht gelernt hätte, sich irgend ein berauschendes Getränk zu bereiten, so besitzen auch die Afrikaner weit und breit die Kunst, aus einem ihrer Hauptnahrungsmittel, der Negerhirse, ein starkes Bier zu machen.

Die Männer der Bajeije sind emsige und gewandte Jäger und Fischer und wissen hierbei ihren Wurfspieß geschickt zu handhaben, aber Kriegführen ist nicht ihre Sache; sie haben sich stets gefügt, wenn irgend ein fremder Haufe in ihr Land fiel. Livingstone nennt sie deshalb die Quäker Afrikas. Als ihnen der Häuptling, um sie zu Kriegern zu machen, einmal Schilde gab, sagten sie: „Ja, solche Dinger haben uns gefehlt, darum sind wir immer unterlegen — jetzt wollen wir schon kämpfen.“ Als sie aber ihren Mut gegen eine eingefallene plündernde Horde bewähren sollten, warfen sie sich in ihre Kähne und ruderten Tag und Nacht, ohne sich umzusehen, den Souga hinab. Die Kähne selbst sind von der primitivsten, rohesten Form, nichts als ausgehöhlte Baumstämme, zuweilen etwas krumm, wenn zufällig der Stamm eine Krümmung hatte. Der Kahn ist ihnen das, was dem Araber das Kamel; sie unterhalten stets ein Feuer in demselben, und auf Reisen schlafen sie auch des Nachts darin, weil sie sich so, hinter Schilf versteckt, für sicherer halten, als auf dem Lande.

Ihre einfachen Hütten ähneln denen der Hottentotten. Die einzige Bekleidung der Bajeije besteht aus einem um die Hüften gewundenen Felle, einem Karoß und soviel Perlen und anderm Schmuck, als man erschwingen kann. Für kupferne und eiserne Schmuckgegenstände zeigt sich dort großer Bedarf, namentlich bei den Weibern, welche dieselben auch höchst geschmackvoll anzulegen wissen. Manche wohlhabende Frau ist so damit beladen, daß sie beim Gehen „unter der Last förmlich grunzt“, wie sich ein Häuptling einst sehr fein und bezeichnend ausdrückte.

Wenn der Bajeije nicht jagt oder fischt, so geht er müßig, denn alles andre ist ihm Weibersache. Die Weiber ziehen einige Ziegen und bebauen den Boden, der übrigens sehr fruchtbar ist und die wenige Arbeit reichlich vergütet. Man baut die gewöhnliche Negerhirse, ein dem Kanariensamen ähnliches Getreide, Tabak, Melonen, Kürbisse u. s. w. Verschiedene wild wachsende Fruchtbäume geben auch ihren Beitrag zu den Nahrungsmitteln. Einer derselben, mit sehr hohem, geradem Stamme und ein steter Begleiter der Flüsse, liefert zudem noch ein gutes Material für Kähne. Der Motsouribaum, mit einer hellroten Pflaume von angenehm säuerlichem Geschmack, gleicht in seinem dunklen immergrünen Laube dem Orangenbaum, in seiner Gestalt der Cypresse. Auch der wilde Indigostrauch bedeckt hier wie anderwärts in Afrika große Strecken. Die Knaben, die ihren Strohschmuck mit dem Safte desselben färben, nennen ihn „Mohetolo“, d. i. der Veränderer (Färber).

Der Souga ist reich an Fischen, von denen die Anwohner des Flusses nicht weniger als zehn Arten zählen. Man lobt und preist daher den freigebigen Strom; fast poetisch klingt es, wenn von ihm gerühmt wird: „Ein Bote, in Eile abgesandt, wird immer verleitet, eine Nacht unterwegs zuzubringen, wegen der Fülle von Nahrung, die du ihm vorsetzest."

Außerordentlich groß und fett ist ein breitköpfiger, schuppenloser Fisch (Glanis siluris), der sich von Pflanzenkost nährt und auch sonst in manchen Stücken dem Aal gleicht. Er vermag längere Zeit außerhalb des Wassers zu leben, da er eine Menge Wasser in seinem umfänglichen Kopfe zurückhalten kann. Auch eine große Wasserschlange wird erlegt und als Delikatesse verzehrt.



Hottentotten.

Das Fischen verstehen die Eingebornen ganz besonders gut, teils mit Netzen, teils mit Wurfspießen. In der Harpunierung des Flußpferdes entwickeln die Bajeije gleichfalls großes Geschick, und die Ufer des Flusses sind mit Fallgruben für das Wild übersäet, das zahlreich dahin zur Tränke kommt.

Die Hottentotten, mit denen wir uns nunmehr zu beschäftigen haben, finden sich über die ganze Kapkolonie zerstreut. Der Name Hottentotten gehört keinem Stamme eigentlich an, sondern ist ihnen von den Kolonisten aus nicht bekannten Gründen beigelegt worden; sie selbst nennen sich Anaqua oder Quaqua. Die Erscheinung des Hottentotten als eines Urbildes von Häßlichkeit ist uns von Jugend auf durch Beschreibungen, Bilder oder eigne Anschauung vertraut geworden, denn nicht selten figurieren Mitglieder dieser häßlichen Familie unter den Sehenswürdigkeiten der Messen und Märkte, dann freilich immer unter dem Namen wilder Buschmänner. Die Abplattung des

Schädels gibt dem Hottentottenkopf einen affenähnlichen Anstrich; das Kopfhaar ist so spärlich und kurz gekräuselt, daß die mit kleinen Warzen übersäete Kopfhaut vielfach durchscheint. Der Holländer pflegt sie infolge dieser Eigentümlichkeit mit dem Spottnamen Pfefferköpfe zu belegen. Die Nase ist so kurz und abgestumpft, daß sie eigentlich gar nicht vorhanden ist und die offen liegenden Nasenlöcher fast in senkrechter Richtung erscheinen, und die Lippen sind so dick aufgeworfen, daß sie fast den dritten Teil des Gesichts einnehmen. Ihr ganzer Körper ist schwächlich gebaut und erreicht meistens nur 1½ m Höhe. Die körperlichen Eigentümlichkeiten der Weiber, ihre enormen sackähnlichen Brüste und das kolossale Sitzfleisch, das ihren Kindern als Reitsitz dient, sind ebenfalls bekannt genug und die früheren Schilderungen haben darin wenig übertrieben. Unter allen Widerlichkeiten ist die nicht die geringste, daß der Hottentott, wenn er etwas mehr als gewöhnlich transpiriert, einen so abscheulichen Geruch verbreitet, daß ein Zimmer, in welchem er gewesen, dadurch auf mehrere Stunden wie verpestet wird. Zu Hausdienern eignen sie sich hiernach gar nicht, und kein Weißer würde sich von einem Hottentotten bei Tisch aufwarten lassen oder gar mit ihm zusammen essen; nur die Missionäre treiben die Brüderlichkeit so weit.

Wie eine Art Entschädigung hat die Natur dem Hottentotten die kleinsten, zierlichsten Hände und Füße gegeben, wie sie sich unsre elegante Welt nur immer wünschen könnte; Schuhe und Handschuhe für europäische Kinder von neun Jahren passen dem erwachsenen Hottentotten vortrefflich.

Die Hottentotten zerfielen ursprünglich in eine Reihe von Völkern, welche durch Sprache und Sitten voneinander geschieden waren und sich eigne Namen beilegten. Jedoch durch die Kriege mit den Kaffern und besonders mit den am Kap angesiedelten europäischen Kolonisten holländischer Abstammung (Boers), sowie durch Mischung mit allen möglichen durch die Europäer dahin gezogenen Völkern sind sie bedeutend herabgekommen, so daß man heutzutage nur noch die beiden Stämme der Namaqua und Koraqua als echte Repräsentanten des Hottentottenvolkes bezeichnen kann. Der Stamm der Griqua aber hat seinen ursprünglichen Typus und seine Eigentümlichkeiten fast ganz verloren.

Der reine Hottentottentypus in seiner ganzen Häßlichkeit fängt übrigens an, in der Kolonie selten zu werden; die meisten haben infolge der dort stattfindenden vielfachen Rassenmischung mehr oder weniger fremdes Blut in sich oder sind, wie der Holländer zu sagen pflegt, verbastert (Bastard geworden). Der Hottentott ist jedoch in seinem Wesen geblieben wie er war, wenn er auch dem Namen nach ein Christ geworden ist. Durch die Brille des Missionärs erscheint er freilich in weit vorteilhafterem Lichte; aber hier wie überall, wo es sich um rohes Volk handelt, gehen die Anschauungen der Missionäre und der Laien meilenweit auseinander. Ein Missionär der Neuzeit schreibt: „Die Kap-Hottentotten können als für die Zivilisation gewonnen betrachtet werden. Sie leisten der weißen Bevölkerung große Dienste als Ackersleute, Handwerker und Domestiken." Der Kolonist dagegen wird keines dieser Worte unterschreiben, ja er befindet sich dem Missionär gegenüber geradezu in einer feindlichen Stellung, indem er ihn beschuldigt, daß er die Faulheit des Hottentotten noch unterstütze und

ihm mit Freiheitsideen den Kopf verdrehe, denn unter Freiheit verstehe derselbe nie etwas andres als: frei von Arbeit sein. In der That sammeln sich auch die meisten dieser Heloten an den vielen Missionssitzen, wo sie die religiösen Übungen mitmachen und sich dafür füttern lassen. Tritt ein Hottentott bei einem Bauer in Dienst, so bleibt er nur so lange, bis er sich ausgefüttert hat, um dann ohne Abschied zu verschwinden. Seine Arbeit thut er nur unter strenger Aufsicht; unter milder Behandlung wird er bald unausstehlich übermütig. Bei großer Unzuverlässigkeit ist er auch noch diebisch; Grund genug, daß der Bauer lieber andre Farbige als Hottentotten in Dienst nimmt. Was ein solcher verdient, läßt er sofort in Branntwein und Rauch aufgehen, indem er entweder Tabak oder Dacha (wilden Hanf) raucht. Für die Zukunft sorgt er nicht und sein ganzes Besitztum besteht meistens aus nichts anderm als einer dürftigen Kleidung, einem Schaffell und einem Knüttel. Wenn der Hottentott seine Freiheit genießend, herumstreicht und lungert, ohne daß der Zufall ihn etwas zu seinem Unterhalt finden läßt, muß er den Schmachtriemen, den er stets um den Leib trägt, oft stark anziehen; dafür schlingt er aber im glücklichen Falle auch so viel hinunter, daß es für eine ganze Woche hätte reichen können.

Am liebsten liegt der Hottentott in seiner Binsenhütte und klimpert auf einem selbstverfertigten Instrument, einem halben hohlen Kürbis mit zwei Saiten bespannt, stundenlang ein paar melancholische Töne. Manche lernen auf dieser Kalabaßvioline ganz angenehm spielen, denn an musikalischem Talent fehlt es dem Hottentotten durchaus nicht; ist er so glücklich, in den Besitz einer Geige zu gelangen, so wird er in kurzer Zeit eine Art Virtuos, und mancher wiederholt Melodien, die er ein einziges Mal gehört hatte, mit erstaunlicher Präzision.

Die Unlust zu anhaltender Arbeit teilt der Hottentott mit den Eingebornen aller heißen Länder, und auch in dem maßlosen Hange nach starken Getränken hat er viele seinesgleichen. Die stärkste Triebfeder, die einen Hottentotten zur Thätigkeit und selbst zu Anstrengungen vermögen kann, ist die Aussicht auf Branntwein. Für eine Flasche Schnaps reitet er die ganze Nacht Kurier und wäre im stande, Weib und Kind hinzugeben. Nach dem Branntwein ist ihm Tabak oder Dacha das höchste Genußmittel; das letztere soll eben so betäubend und gesundheitzerrüttend wirken wie Opium. Auch das Weib des Hottentotten raucht ihren Dacha aus einem hohlen Knochen. Um sie herum kriechen ihre häßlichen nackten Kinder, je nach dem zufälligen Nahrungszustande mit ganz unverhältnismäßig großen Bäuchen, die aber auch manchmal zusammengeschrumpft sind wie faltenreiche Säcke. Diese kleinen Kreaturen verschlingen in ihrem starken Ernährungstriebe so ziemlich alles Tierische und Pflanzliche, was sie auf und unter der Erde ausfindig machen können.

Von Charakter sind die Hottentotten meist gutmütig und gern nach ihrer Art vergnügt; sie lieben es, die Nächte in Gesellschaft unter Tanzen und Singen, Schwatzen und Possen hinzubringen.

Der nationale „Baustil“ ist bei allen Hottentottenstämmen der gleiche und kann einfacher kaum gedacht werden. Einige im Kreise gestellte und oben zusammengebundene Stäbe bilden das Gerüst, das entweder mit geflochtenen



Binsenmatten oder Tierfellen, oder auch nur mit Gras, Gestrüpp u. dgl. belegt und durchflochten wird. Die Baumeisterinnen sind die Weiber; sie bringen dem Manne kein Haus zur Morgengabe, aber sie können jede Stunde ein solches bauen und wieder abbrechen.

Eine, wie bereits oben erwähnt, durch fremdes Blut schon ziemlich verbesserte Ausgabe von Hottentotten bilden die Griqua oder die vom Holländer als Bastarde bezeichneten, welche teils innerhalb, teils außerhalb der alten Kapgrenze am Oranjefluß hin wohnen und nomadisieren. Ihren ersten Namen haben sie von einem Stamm, der ursprünglich im Kaplande an der Helenabai wohnte, aber schon frühzeitig von da ins Namaqualand auszog. Zu Anfang dieses Jahrhunderts schlossen sich ihnen Missionäre an, die anfangs ihr Nomadenleben teilten, bis sie so viel Einfluß gewannen, daß die Griqua sich bestimmen ließen, in ihren jetzigen Wohnsitzen sich bleibend niederzulassen und neben ihrer Viehzucht auch noch den Landbau zu pflegen. Sie bekamen bald vielen Zulauf aus der Kolonie durch befreite Sklaven und Abkömmlinge von Holländern und Hottentottenweibern, so daß sie jetzt ein eigentümliches, über 20000 Köpfe starkes und immer zahlreicher werdendes Mischvolk bilden, das sich mehr und mehr europäisiert und in Sitten und Lebensweise eine ziemlich treue Kopie des holländischen Kolonisten darstellt. Obwohl in diesen Mischlingen der Hottentott nicht zu verkennen ist, sind sie doch infolge ihrer Verwandtschaft mit den Weißen schlanker und kräftiger gebaut, die gelbe Hautfarbe ist bleicher; die Pfefferköpfe haben etwas längeres Haar. Das beste Erbteil ihrer Väter aber ist diejenige Dosis von Verstand und Willenskraft, die es ihnen möglich macht, die Bahn des Fortschritts und der Bildung zu beschreiten, etwas aus sich zu machen. Sie sind betriebsamer und keine so argen Trunkenbolde als die reinblütigen Hottentotten. Obwohl ursprünglich reine Nomaden, nehmen sie doch gern feste Wohnsitze, wo der Boden und die Möglichkeit einer Bewässerung dies gestatten. Ihr Hauptort, Griqua-Stadt oder Klaarwater, ist weit und breit mit trefflichen Weizenfeldern umgeben. Hier und höher am Oranjefluß, in Philippolis, hat das seßhafte Griquatum seine Zentralpunkte, auch gibt es dort christliche Gemeinden und Schulen. Die Hauptstadt besteht, mit Ausnahme einiger europäisch gebauter Häuser, aus Stroh- und Lehmhütten; in jenen wohnen die Missionäre, und das beste gehört dem Häuptling Adom Kock, der von dem englischen Gouvernement einen Jahrgehalt bezieht. Die Griqua führen nämlich gern holländische Namen, wozu sie ja ein gewisses natürliches Recht besitzen, und die vornehmsten Kolonialaristokraten finden sich hier in ihren Namen vertreten. So wenig mit Wasser gesegnet ist übrigens auch das Griqualand, daß selbst die Existenz dieser Art von Hauptstadt von der Ausdauer einer einzigen Quelle abhängt, deren zeitweiliges Versiegen jedesmal schlimme Zeiten bringt.

Die nicht angesiedelten und wahrscheinlich am wenigsten gemischten Griqua überziehen mit ihren kleinen Viehherden weite magere Landstreifen in den Grenzdistrikten und zwischen den beiden Hauptarmen des Oranjeflusses, dem Nu-Garib und Ki-Garib. Hier leben sie in Nachbarschaft und im Durcheinander mit dem ihnen wenig ähnlichen Stamm der Koraqua, einem besondern

Hottentottenvolk von etwa 20000 Köpfen. Der Koraqua ist von Hautfarbe lichtgrau, das Haar, das ihm in Form einer kurzgeschorenen Perücke wächst, ist bläulichgrau. Von dem Griqua unterscheidet er sich außerdem durch einen höhern Wuchs und kräftigen Körperbau, ebenso durch ein jenem nicht eignes mißtrauisches und verschlossenes Wesen. Die Koraqua gehören zu den Nomadenvölkern und es finden sich unter ihnen Besitzer großer Viehherden; an den wenigen anbaufähigen Stellen ziehen sie Mais, Wassermelonen und Tabak.



Hottentott vom Stamme der Koraqua.

Früher war der Koraqua ein arger Räuber und eine Geißel seiner Nachbarn, bis die Engländer ihre Herrschaft auch über die Gegenden am Oranjeflusse ausdehnten. Der Einfluß der Missionäre, die seit längerer Zeit dort thätig sind, hat in jeder Weise wohlthätig zu ihrer Entwilderung beigetragen. Sie betreiben mit der Kapkolonie einen lebhafteren Handel als andre Stämme und beziehen gegen Vieh, Tierfelle, Hörner, Federn u. dgl. Geräte Gewehre und Schießbedarf, Zucker, Glasperlen und andre Putzartikel. Leder verstehen sie zu bereiten und verfertigen daraus Hosen und Jacken; die Weiber

tragen kurze Pelzmäntel und zierlich geflochtene, mit Glasperlen besetzte Schürzen. Schnüre solcher Perlen tragen sie außerdem reichlich um Arme, Beine und Hals, und die Perlen machen daher einen bedeutenden Artikel ihres Handels aus.

Westlich von den Wohnplätzen der Griqua und Koraqua und durch unwirtbare, von Buschmännern durchzogene Einöden getrennt, wohnen zu beiden Seiten des untern Teils des Oranjeflusses die Hottentottenstämme der Namaqua. Ihre Wohnsitze sind die großen und sterilen Sandebenen, die sich von der Meeresküste tief ins Land hinein erstrecken und nur wenige mit schwachen Quellen versehene Oasen in sich schließen. Die südlich vom Oranjefluß lebenden pflegt man die Klein-Namaqua, die nördlich bis zur Walfischbai hausenden die Groß-Namaqua zu nennen. Vermöge der Ausdehnung der Kapgrenzen bis zum Oranjefluß steht das Land der ersteren jetzt unter englischer Herrschaft, ohne daß dieselben dadurch vor ihren nördlichen Brüdern etwas voraus hätten. Denn die stiefmütterliche Natur hat beiden denselben armen, sandigen, dürren Boden gegeben, der sie mit ihren kleinen Rindern, den kleinsten der Welt, zu einem beständigen Umherziehen nach dürftiger Weide zwingt. Oft fällt in den Ebenen längs dem Meere in vier, fünf Jahren kein Tropfen Regen. Die Bevölkerung ist unter solchen Umständen nur höchst dünn über das Land gesäet; Gelegenheiten, wo sich eine größere Anzahl an einem festen Wohnsitze vereinigen könnte, gibt es fast gar nicht; nur an wenigen Punkten waren die Verhältnisse so günstig, daß Missionäre eine kleine Gemeinde um sich versammeln und an ein seßhaftes Leben gewöhnen konnten.

So dürr und grau wie das Land sind auch die Bewohner. Der Namaqua ist im allgemeinen größer als andre Hottentotten und von großer Hagerkeit; Kopf und Gesicht meist unschön und wie verzerrt, die Backenknochen stark hervorstehend, die Augen schief geschlitzt und die warzigen Haarbüschel auf der platten Kopfhaut noch einzelner stehend als bei andern Hottentotten. Ihre Kleidung besteht meistens aus rohen weichen Fellen.

Im Besitz nur weniger dürrer Rinder, muß der Namaqua, da von Ackerbau bei ihm keine Rede sein kann, sich als weitere Erwerbsquelle an die Jagd halten, denn an Jagdtieren fehlt es in seinem öden Lande glücklicherweise nicht. Seine nationale Waffe zu Jagd und Krieg ist, außer Bogen und Pfeilen, das Kerri, ein Wurfknüppel mit einem dicken Knauf am untern Ende, den er mit solcher Kraft und Geschicklichkeit zu schleudern versteht, daß er aus einem Fluge der dort häufigen kleinen Rebhühner oft ein Dutzend zu Boden bringt. Indes schätzt der Namaqua doch eine Flinte bedeutend höher als seine sonstigen Jagdgerätschaften und bringt schwere Opfer, um eine solche nebst Munition anzuschaffen. Als Gegenwert hat er außer Rindern, die er gern behält, Tierfelle vom Gnu, Rhinozeros, Antilopen zu bieten, dann Straußfedern, verschiedene Hörner und, als beliebtes Material zu Pfeifenköpfen, einen ziemlich weichen marmorierten Serpentinstein. In einzelnen Fällen besitzt ein Namaqua ein altes Gerippe von Wagen, und da wird dann zuweilen eine abenteuerliche Marktfuhre nach der weit entlegenen Kapstadt unternommen, wenigstens von den der Kolonie am nächsten wohnenden Klein-Namaqua. Auf dem Zerfall drohenden, mit Riemen gebundenen Gefährt, das die Verkaufsartikel und

obendrauf ein Dutzend Fahrgäste trägt und mit 6—8 der elenden Zwergrinder bespannt ist, ziehen sie schneckengleich, nur 3—4 Stunden täglich zurücklegend, durch die Wüsten tiefen Sandes dahin, bis sie endlich, zur Stelle gelangt, ihre Fracht für die ihnen wünschenswertesten Dinge vertauschen, worunter Branntwein und Tabak stets obenan stehen; auf dem Heimwege, den sie in gleich langsamen Tempo zurücklegen, wird alles Genießbare, das sie eingehandelt, gründlich aufgezehrt, und das Ergebnis einer solchen langen, beschwerlichen Reise pflegt selten mehr als etwas Schießbedarf zu sein. Vereinzelt gehen diese Namaqua in die Kolonie, um sich bei Bauern in Dienst zu geben. Sie führen dann gewöhnlich das Amt des Hirten, da dies ihren Lebensgewohnheiten am meisten zusagt. — Die Sprache der Groß- und Klein-Namaqua ist einer der vier Hottentottendialekte, und zwar der angeblich vollkommenste und reinste. Wie alle seine Sprachverwandten beginnt auch der Namaqua die meisten seiner Worte mit einem eigentümlichen Zungenschlag (n'ga).

Die Damara sind im Vergleich mit ihren Feinden, den Namaqua, ein schöner Menschenschlag; als reine Nomaden ziehen sie mit ungeheuren Rinderherden im Lande umher und lassen, gleich den Heuschreckenschwärmen, kahlgefressene Gegenden hinter sich. Sie scheinen aus östlichen Gegenden eingewandert zu sein und die früheren Bewohner verdrängt zu haben, welche teils Hottentotten, teils ein andrer eigenartiger Stamm gewesen sein mögen, von welchem in den mehr bergigen Gegenden noch einzelne Stämme, die sogenannten Hügel-Damara, hausen, die übrigens auch die Todfeinde der Damara in den Ebenen sind. Aber der Stern dieser letzteren ist im Erbleichen; es scheint unvermeidlich, daß sie durch die unaufhörlichen Überfälle der Hottentotten in nicht langer Zeit bis auf einen Rest besitzloser Flüchtlinge aufgerieben werden.

Die Damara sind große, stark und regelmäßig gebaute Leute, mit Assageien, Pfeil und Bogen und Wurfstock bewaffnet, aber ihre Neigungen sind mehr friedlicher Art, Mienen und Blick haben einen meist sanften Ausdruck. Ihre geringfügige Körperbedeckung mit etwas Fell, den Gebrauch, sich mit Fett und Ölen einzuschmieren, die Vorliebe des weiblichen Geschlechts für eine Last von metallenen Ringen und andern Zieraten haben sie mit den meisten afrikanischen Stämmen gemein. Die Männer umwinden sich außerdem die Hüften in nachlässig-geschmackvoller Weise mit einer Unmasse lederner Riemen, die zusammen oft über hundert Meter Länge messen. Diese Art Gürtel dient teils als ein Stück Kleidung, teils zum Einstecken der Pfeile, des Kerris u. s. w. Mit dieser letzteren Waffe wissen sie am besten umzugehen. Er findet sich, wie wir oben gesehen haben, auch bei andern Stämmen, und sie wissen ihn alle mit großem Geschick und Erfolg zu gebrauchen. Ein einziger gut gerichteter Wurf ist im stande, den stärksten Mann niederzustrecken. Vögel, selbst im Fluge, und auch kleinere Vierfüßer werden durch das Kerri mit einer Sicherheit erlegt, die in Erstaunen setzen muß.

Die Missionäre haben auch bei diesen Leuten wenig Fortschritte machen können. Beim ersten Erscheinen derselben zogen sich die Damaraleute mit ihrem Vieh in eine andre Gegend und überließen es den neuen Ankömmlingen, wie sie sich gegen Mangel und Hunger schützen wollten. Der Gedanke, daß

Fremde aus reiner Menschenliebe zu ihnen kommen könnten, war ihnen unfaßbar; sie argwöhnten irgend eine finstere Absicht, und es war nahe daran, daß der Vorschlag durchging, die neuen Ansiedler totzuschlagen. Mit der Zeit hat sich die Stimmung zwar gebessert, aber von einem geistigen Einfluß ist kaum noch die Rede, am wenigsten bei den Wohlhabenden, während die Armen, die hier sehr dürftig und gedrückt sind und sich meist dadurch nähren, daß sie für ihre günstiger gestellten Landsleute Tabak bauen, sich gern in der Nähe der Mission halten, wo sie Anweisung und Ermunterung finden, durch etwas Fleiß und Ausdauer ihre materielle Lage zu verbessern. —

Der schwedische Reisende Andersson und sein Begleiter, der Engländer Galton, waren in der Walfischbai ohne einen bestimmten Reiseplan gelandet; endlich zeigte sich ein Ziel, dessen Erreichung der Mühe wert schien: sie hörten von einem in nördlicher Richtung gelegenen großen Süßwassersee, der Omanbonde heißen sollte. Von der Station Barmen ab gegen Norden lag aber nur unbekanntes Land; die dort wohnenden Damaraleute wurden von den Eingebornen als ungastlich, mißtrauisch und verräterisch geschildert. Die Reise wurde dennoch unternommen, und nach mancherlei Erlebnissen und Schwierigkeiten gelangte die Reisegesellschaft nach mehreren Wochen an den ersehnten Omanbonde, der, wie ihnen unterwegs gesagt wurde, eine Wasserfläche „so groß wie der Himmel“ haben sollte. Aber groß war nur ihre Enttäuschung. Der große Omanbonde erwies sich als ein kleiner ausgetrockneter Schilfweiher ohne einen Tropfen Wasser! Allerdings ergab sich aus der ganzen Örtlichkeit, daß früher viel Wasser hier gewesen sein konnte — ein neuer Beleg zu der Wasserverarmung Südafrikas. Dahin war nun die Hoffnung, an einem lachenden See, umgeben von Elefanten, Rhinozerossen, Nilpferden 2c., ein fröhliches Jägerleben zu führen; man war aufs neue ohne Reiseplan und wußte nicht, ob man vor- oder rückwärts gehen sollte. Endlich entschied man sich für das erstere. Die Reisenden hatten die Kunde erhalten, daß fern im Norden eine Völkerschaft wohne, welche feste Wohnsitze habe, das Land baue, fleißig, zuverlässig und sehr gastfreundlich sei. Sie hießen Owampo, was eben ihre Eigenschaft als Ackerbauer bezeichnen soll, und trieben mit den Damara Tauschhandel, indem sie Vieh gegen Eisenwaren einhandelten. Sie waren, wie verlautete, eine sehr zahlreiche und mächtige Nation und standen unter einem König, der als ein ungeheurer Riese galt. Über die Entfernung dieses Landes und die Beschaffenheit der zu durchreisenden Gegenden gaben die Damara freilich nur unsichere, abenteuerliche Berichte zum besten. Obgleich man sich auf eine mehrmonatliche Reise gefaßt zu machen hatte, wurde doch beschlossen, das Wagstück zu unternehmen, und man ließ den See Omanbonde hinter sich. Die Gegenden, durch welche die Reise ging, waren wenigstens keine Sandwüsten; man mußte sich meistens durch Gebüsch, hohes Gras und Wald den Weg bahnen. Wasser gab es zur Genüge und an Wild war kein Mangel, so daß die beiden europäischen Reisenden der immerwährenden Fleischkost müde wurden, die eingebornen Begleiter allerdings um so weniger. Einige Tage nach der Abreise vom Omanbonde wurden die Reisenden durch das erste Auftreten von Palmen in eine freudige Stimmung versetzt.

Schlanke Fächerpalmen waren in großer Zahl über die Gegend verstreut und verliehen ihr einen ganz ungewohnten Reiz.

Eben an der letzten Damaraniederlassung angekommen, traf die Reisenden das Mißgeschick, daß eine Achse des größten Wagens brach. Sie entschlossen sich daher, unter Zurücklassung der Fuhrwerke, nunmehr die Reise zu den Owampo mittels Reit- und Packochsen zu bewerkstelligen. Der Häuptling aber wollte nicht nur keine Führer dazu geben, sondern verweigerte auch jede sonstige Auskunft, stellte jedoch den Reisenden anheim, sich an eine der Handelskarawanen anzuschließen, welche man nächstens aus dem Owampolande erwarte. Die Karawane erschien auch glücklicherweise bald; es waren 23 große, starke, sehr dunkelfarbige, ernsthafte Leute, in ihrem Charakter den Damara sehr unähnlich. Sie brachten Lanzeneisen, Messer, Ringe, kupferne und eiserne Perlen u. s. w., alles eigner Fabrik, die sie teuer genug an die Damara absetzten, z. B. eine Lanzenspitze für einen Ochsen. Die Leute willigten ein, die Fremden mit in ihr Land zu nehmen, und als endlich die Rückreise angetreten wurde, war die Karawane nicht weniger als 170 Köpfe stark, denn es hatten sich viele Damara, unter ihnen 70—80 Frauenzimmer, angeschlossen. Die Owampo hatten eine schöne Rinderherde zusammengebracht, das Reiseziel sollte vierzehn starke Tagemärsche weit sein. Auf eine angenehme Landschaft folgten bald wieder Dorndickichte und höchst traurige Gegenden, die Wasserplätze wurden sehr selten, und die Reisenden lernten einsehen, wie unmöglich es sei, ohne einen gründlich erfahrenen Führer sich in solchen Wildnissen zurecht zu finden. Buschmänner, denen die Reisenden allerwärts begegnet waren, fanden sich auch hier, und es war den letzteren wohlthuend, zu sehen, wie auch diese überall verachteten und verhaßten Menschen von den Owampo gütig behandelt wurden. Sie tauschten ihnen Kupfererze ab, die jene aus den benachbarten Hügelgegenden brachten.

Nach achttägigem Marsche gelangten die Reisenden auf die ersten den Owampo gehörigen großen Viehweiden und rasteten ein paar Tage. Das landesübliche Willkommen bestand darin, daß jedem Ankömmling das Gesicht tüchtig mit Butter beschmiert wurde. Es wurden einige Boten voraufgeschickt, um die Fremden bei dem König Nangara anzumelden, und dann ging die Reise weiter, die ersten Tage durch ungeheure, mit Bäumen umgürtete „Salzpfannen“ und dann über eine endlose Savanne, gänzlich baumlos und selbst ohne Büsche. Um so freudiger war ihre Überraschung, als sie endlich die schönen fruchtbaren Ebenen Ondongas, des eigentlichen Owampolandes, vor sich sahen. Statt der ewigen Dickichte und Sandwüsten lagen jetzt endlose Getreidefelder vor ihnen, reich übersäet mit friedlichen Wohnungen, einzelnen riesigen Wald- und Fruchtbäumen und unzähligen Palmen. Die Reisenden glaubten in ein Paradies zu treten, welches immer anmutiger und fruchtbarer wurde, je weiter sie vorwärts kamen. Dörfer gibt es hier nicht; jede Familie wohnt patriarchalisch in der Mitte ihrer Besitzung auf einem Gehöfte, das mit starken Palissaden eingezäunt ist, denn auch diese friedlichen Bauern haben einen feindlich gesinnten Stamm in ihrer Nachbarschaft, welcher ihnen fortwährend zu schaffen macht. Das Getreide besteht hier nur aus Negerhirse und einer andern Pflanze mit sehr kleinem Samen, der ein treffliches Mehl gibt.



Beide erreichen eine Höhe von 2—3 m. Im Herbst werden die Samenbüschel abgeschnitten und die Stengel dem Vieh überlassen. Ihren großen Viehbestand halten die Owampo auf entlegenen Weideplätzen, wo sie auch Schweine von ungeheurer Größe ziehen sollen. Über die Ausdehnung des Landes und die Stärke des Stammes konnten die Reisenden nichts erfahren.

Am zweiten Tage kamen sie an die Residenz des gefürchteten Nangara, ohne jedoch sogleich Zutritt in die Einfriedigung zu erlangen; vielmehr wurde ihnen eine Baumgruppe in der Nähe als Warteplatz angewiesen. Das Wartenlassen, das auch in Afrika für vornehm gilt, währte ganze drei Tage. Endlich erschien die Majestät, ein Riese allerdings, aber nur dem Querdurchmesser nach. Es war ein unförmlich dicker, häßlicher Mann, aber in den Augen seiner Unterthanen doch jeder Zoll ein König, denn das Fettsein gilt dem Afrikaner stets für ein Attribut, hier und da selbst für ein Vorrecht der Königswürde, während es einem Unterthanen geradezu als Verbrechen angerechnet wird. Die Antwort des dicken Königs auf die glänzende Anrede der Fremden bestand lediglich darin, daß er einigemal sehr wohlgefällig oder mißfällig grunzte. Von Feuerwaffen hatte er so wenig wie seine Leute einen klaren Begriff; sie meinten, es seien unschädliche Dinger, sobald man nur oben in die Mündung blase. Sie erstaunten nicht wenig über die Wirkungen einer Spitzkugelbüchse, und mehrere Neugierige fielen bei jedem Schusse flach auf das Gesicht nieder. Der König verlangte in der Folge, die Fremden möchten für ihn Elefanten schießen, deren es in nicht weiter Ferne viele gebe und die oft viel Verwüstungen in den Feldern anrichteten. Die Schützen zogen es jedoch vor, diesen Antrag abzulehnen, da sie besorgten, der Gestrenge möchte das Elfenbein, dessen Wert er recht gut kannte, für sich allein behalten und sie vielleicht nicht eher wieder fortlassen, bis es nichts mehr zu schießen gäbe. Der Alte vergaß ihnen dies nicht. Übrigens wurden sie allerwärts freundlich und gastfrei empfangen. Der König bewirtete sie zuweilen mit Bier, und allabendlich war Hofball, wo die jungen Leute nach dem Tamtam und einer Art Guitarre tanzten. Die Frauenzimmer haben in der Jugend zwar grobe, doch gar nicht unangenehme Züge, verunstalten sich jedoch später und werden sehr plump und stämmig, teils infolge der schweren Ringe und der übrigen massenhaften Behänge an Armen und Beinen, teils infolge angestrengter Arbeit, denn auch hier arbeiten sie viel, obwohl die Männer auch nicht müßig gehen; beide Geschlechter sind vielmehr fleißig von Sonnenaufgang bis Untergang. Den wolligen Negerhaarwuchs vergrößern die Frauenzimmer künstlich durch Bekleben und Steifen mit Fett und Ocker, der beliebten afrikanischen Universalpomade, womit sie sich auch den Körper einreiben. In die Haare flechten sie außerdem über den Rücken lang herabhängende Fäden oder Fasern.

Das Hauptnahrungsmittel der Owampo ist ein grober Mehlbrei, der stets heiß mit Butter oder saurer Milch aufgetragen wird. Obwohl sie auch die Fleischkost sehr lieben und ihr Viehstand sehr groß ist, sind sie doch mit dem Schlachten sparsam und scheinen das Vieh fast zum Vergnügen zu halten. Die Einrichtung der Gehöfte im Innern ihrer Palissadenzäune ist oft eine ziemlich verwickelte; man trifft da Wohnhäuser für Herren und Knechte, offene

Plätze für Erholung und Beratungen, Scheuern, Schweineställe, Viehstände, Geflügelschläge u. s. w. Die Häuser oder Hütten sind rund, zeltförmig und kaum über Mannshöhe, lediglich zum Einkriechen und Schlafen geeignet. Die Getreidespeicher sind große, aus Palmblättern und Thon gearbeitete Körbe, die eine ähnliche Binsenbedachung haben wie die Häuser. Außer an Rindvieh und Schweinen ist der Haustierstand auch an Schafen, Ziegen, Hühnern und Hunden ziemlich reich. Viele Buschmänner haben sich als Hintersassen zwischen den Owampo angesiedelt.

Ein guter Zug dieser wirklich auf einer gewissen Stufe der Gesittung stehenden Völkerschaft ist es, daß sie nicht stehlen, vielmehr den Diebstahl für ein todeswürdiges Verbrechen halten. Während die Reisenden bei den Namaqua und Damara sich vor Diebereien nicht genug schützen konnten, durften sie hier ihre Habseligkeiten getrost ohne Aufsicht herumliegen lassen. Der König hat alle Strafgewalt, und es sind hier und da im Lande Personen angestellt, welche alle vorkommenden Vergehen zur Anzeige zu bringen haben. Die sorgfältige Pflege, welche sie Gebrechlichen und Altersschwachen angedeihen lassen, ist ebenfalls ein schöner Zug der Owampo; ihre Nachbarn, die Damara, überlassen Erwerbsunfähige entweder ihrem Schicksale oder treiben sie in Wald und Wüste, wo sie fast immer die Beute wilder Tiere werden, oder fertigen sie ohne weiteres mit ein paar Keulenschlägen ab.

Die Owampo lieben ihr Vaterland ungemein und sind stolz darauf. Sie nehmen es übel, wenn man sie nach der Zahl ihrer Häuptlinge fragt, und sagen: „Wir erkennen nur einen König an; bei den Damara freilich will jeder ein Häuptling sein, wenn er nur ein paar Kühe besitzt." Flüchtlinge von andern Stämmen werden aufgenommen und dürfen sogar im Lande heiraten, sind aber dann zum Dableiben verpflichtet. Vielweiberei herrscht unter den Owampo wie unter allen übrigen Stämmen, und jeder darf so viel Weiber nehmen, als er bezahlen und ernähren kann. Ein Mann mit wenig Vermögen bekommt eine Frau für zwei Ochsen und eine Kuh, während für den Reicheren auch die Preise höher sind. Nur der König zahlt nichts, weil die Ehre, mit ihm verwandt zu sein, als hinreichender Gegenwert gilt, und der derzeitige dicke Monarch hatte sein Vorrecht so weit ausgebeutet, daß er einen Harem von 106 dunklen Schönheiten besaß.

Die Handelsleute unter den Owampo machen jährlich vier Expeditionen nach dem Süden, wo sie Vieh sowie Kupfer und Eisenerze eintauschen, die in ihrem Lande nicht vorkommen; sie geben dafür, außer ihren Metallfabrikaten, in der Regel Elfenbein, das sie sich durch Fangen der Elefanten in Fallgruben verschaffen, und nehmen nächst Vieh am liebsten Glasperlen in Tausch, die eine Art Universalmünze bei allen südafrikanischen Stämmen bilden und ohne welche ein Reisender kaum fortkommen kann. Dabei muß man aber bestimmt wissen, welche Sorten und Farben in den einzelnen Fällen bevorzugt werden, indem andre als diese gar nicht anzubringen sind.

Unter den ersten Besuchern des Ngamisees, kurze Zeit nach seiner Entdeckung durch Livingstone (im Jahre 1849), befand sich auch Andersson, welcher, von seinem unermüdlichen Forschungseifer nach dem Lande der Schwarzen

getrieben, vier Jahre lang, von 1850—1854, den Süden Afrikas bereiste und eine interessante Beschreibung seiner Erlebnisse veröffentlicht hat.

Mit seinem Begleiter, dem schon (S. 56) erwähnten Engländer Galton, am Kap angelangt, erfuhr Andersson, daß die aufständischen Boers den geraden Weg nach dem See verlegt hätten und sie nicht durchlassen würden; sie entschlossen sich demnach, an der Küste wieder zurückzufahren und von der Walfischbai aus ins Innere vorzudringen.

Nachdem die Reisenden sich ein paar Wochen lang die Dinge im Owampolande angesehen hatten, wünschten sie weiter zu reisen. Nur vier Tagereisen weiter im Norden sollte ein schöner großer Fluß mit bewohnten Ufern liegen, welchen die Reisenden vor ihrer Umkehr natürlich gern besucht hätten. Aber der König verweigerte seine Erlaubnis hierzu bestimmt und erklärte, wenn sie nicht Elefanten für ihn schießen wollten, so könne daraus nichts werden. Sie entschlossen sich daher um so rascher zur Umkehr, als sie nicht wußten, wie es dem bei den Damara zurückgelassenen Teile der Expedition ergangen sei. Ihre Rückreise auf dem alten Wege dauerte über sechs Wochen (15. Juni bis 4. August) und war schier noch beschwerlicher als die Herreise, denn es war nun Winter, die Nächte waren eisig kalt, die Gewässer und die Weiden großenteils vertrocknet und das Wild selten geworden.

Im Norden gab es nun für die Reisenden nichts mehr zu thun, und so kamen sie auf ihren alten Plan zurück, in östlicher Richtung womöglich bis an den Ngamisee vorzudringen. Nach fünfmonatlichen Anstrengungen und Leiden gelangten sie an den Punkt, der auf den Karten mit Tunobis bezeichnet und lediglich ein Wasserplatz ist, wo sich um eine starke umwaldete Quelle Scharen von Elefanten und anderm wilden Getier sammeln und wo Buschmänner hausen. So angenehm es in dieser Örtlichkeit sich leben ließ, so hatte die Reisegesellschaft doch durch unsägliche Hitze und Dürre und daraus folgenden Mangel an Wasser und Weide bis dahin schon zu viel gelitten, um noch mehr wagen zu können, wenn auch der See nicht mehr allzu entlegen war. Sie erfuhren von den Eingebornen, daß von hier ab in mehreren Tagen kein Wasser mehr zu finden sei, daß sie samt ihrem Vieh unfehlbar in der dornigen Wüste umkommen würden. Man stand demnach um so mehr von weiterem Vordringen ab, als das Vieh ohnehin zu Skeletten abgemagert war, und kehrte nach der Westseite zurück. Herr Galton hatte Afrika zur Genüge genossen und schiffte sich in der Walfischbai nach England ein; Andersson blieb allein zurück, um nach der Regenzeit einen neuen Versuch zu machen. Um sich jedoch besser mit Reisemitteln und Tauschwaren zu versehen, unternahm er zunächst eine Spekulation in Rindvieh, das er aufkaufte und zum Wiederverkaufe nach der Kapkolonie schaffte, wozu allerdings eine mehrmonatliche beschwerliche Landreise erforderlich war. Das Unternehmen gelang leidlich, und nachdem die nötigen Einkäufe gemacht, die erforderlichen Leute in Dienst genommen waren, segelte man aufs neue der Walfischbai zu.

Als die Karawane den Umkehrpunkt der vorjährigen Expedition, Tunobis, wieder erreichte, hatte sie schon viel Ungemach, namentlich Hunger, auszustehen gehabt, denn diesmal war das Wild wider Erwarten selten, und die

Umkehr war daher nicht weniger mißlich als das Weitergehen. Die Landschaft in gerader Richtung auf den See zu erklärten die Eingebornen auch diesmal für unpassierbar; es sei eine dornige Wildnis und weit und breit kein Wasser zu finden. Wolle dagegen die Karawane einige Tage ostwärts den Otschambinde (ein Fluß ohne Wasser) entlang gehen und sich dann links wenden, so sei keine Gefahr.

Der Plan wurde angenommen; aber es kostete Andersson unsägliche Mühe und Zeit, ehe nur der Zug in Bewegung kam, denn die geworbenen Leute wurden störrig und wollten nicht weiter; die Ochsen, die nunmehr tragen sollten, was sie bisher gezogen hatten, widersetzten sich gleichfalls.



Nachtquartier Anderssons im südafrikanischen Urwald.

Menschen und Vieh mußten erst förmlich gezähmt und geschult werden. Die Reise, welche Mitte Juni angetreten wurde, ging teils in, teils neben dem trocknen Flußbette in tiefem, blendend weißem Sande langsam vorwärts. Doch fehlte es nicht an Gras und üppigem Pflanzenwuchs, und zuweilen zeigten sich kleine Weiher mit etwas schlammigem Wasser, belebt von garstigen Reptilien und Insektenschwärmen, zuweilen noch von Elefanten und Flußpferden eingestampft und verunreinigt. Doch die Reisenden tranken oder schlangen vielmehr begierig das Zeug hinunter. Man traf auch auf eine große Anzahl alter, künstlich und geschickt angelegter Brunnen von beträchtlicher Tiefe, von denen einzelne, wenn auch nicht Wasser, doch noch feuchten Grund hatten,

aus denen man nach Buschmannsart mit einem Schilfrohr etwas Wasser ziehen konnte. Es mußte demnach diese Gegend, wo jetzt nur einzelne Buschmänner zu sehen waren, in früheren Zeiten von mehr kultivierten Leuten, die zahlreiche Viehherden besaßen, bewohnt gewesen sein. Im weitern Verlauf fanden sie das ganze Flußbett mit verdeckten Fallgruben unterminiert, ein sehr häufig angewandtes Mittel der Afrikaner, um Wild in ihre Gewalt zu bekommen.

Endlich mußte man doch, um nicht zu weit aus der Richtung zu geraten, sich von dem Otschambinde ab und nach Norden wenden, wieder in den Naturpark von Dornhecken hinein. Andersson hatte Leute voraufgesandt, um dem Häuptling am See, Letschulatebe, seine Ankunft zu melden. Eines Tages nun stieß die Karawane in der Wildnis plötzlich auf einen Trupp Betschuanen; es war ein Geleite, das ihnen der Häuptling entgegengesandt hatte. Die stattlichen, kriegerisch aussehenden Wilden mit ihren Schilden und Assagaien machten einen sehr guten Eindruck auf Andersson, der in ihnen viel Ähnlichkeit mit den Damara fand. Auch waren sich beide Stämme nicht fremd, denn die Damara hatten, wie sich durch Erzählungen herausstellte, in früheren Jahren ihre Wanderungen bis an den See ausgedehnt und waren dabei mit den Betschuanen, die ihnen Vieh raubten, oft handgemein geworden. „Wie kommt es“, hatte der Häuptling Andersson gefragt, „daß die Damara eure Diener sind? Sie sind ein mächtiges Volk mit vielem Vieh; ich kenne sie wohl, denn mein Vater hat ihnen manche blutige Schlacht geliefert. Wir blieben allemal Sieger, aber verloren viel Leute, die sie mit ihren breiten Assagaien niederstießen. Hier steckt etwas dahinter — ist euer Herr reicher als sie?“ — „Herr ist nicht reich“, hatte der Schwarze geantwortet, „aber er hat etwas — Damara haben gar nichts.“ Und nun hatte er dem Häuptling zu seinem Erstaunen erzählt, wie weit die Damara heruntergekommen seien.

Mit den neuen Führern ging es nun in gerader Richtung auf den See zu, immer in tiefem Sande durch undurchdringliche „Wart ein bißchen“, zwischen denen sich hier und da der Riese unter den Bäumen, der merkwürdige Affenbrotbaum, erhob. Trotz des waldigen Charakters bot die Gegend reiche Viehweide, und zahlreiche alte Brunnen gaben Zeugnis, daß dieselbe nicht immer so unbewohnt gewesen. Noch ein paar Tage, und der belebende Ruf: „Ngami!“ erscholl an der Spitze des Zuges. Andersson stand an dem längst ersehnten Ziele — eine schöne unabsehbare Wasserfläche lag im Osten vor seinen Blicken. Obgleich krank und halb zum Krüppel geworden in zu naher Berührung mit Rhinozerossen und anderm Getier, vergaß er doch in diesem Augenblick alle ausgestandenen Leiden. Als sie dem See näher gekommen waren und an seinem Ufer hinzogen, schwand freilich manche Illusion, und die erwarteten Schönheiten der Landschaft und Vegetation wollten nicht zum Vorschein kommen. Das Wasser war ungemein flach, von bitterem, widrigem Geschmack und nur an wenigen Orten zugänglich, indem man teils vor Schlamm, teils vor Schilfdickicht nicht nahe kommen konnte. Man mußte noch zweimal an dem südlichen Ufer biwakieren, bevor man in die Nähe von Letschulatebes Residenz kam, die für jetzt am jenseitigen Ufer des Souga lag.

Der Häuptling, der nach der gewöhnlichen afrikanischen Praxis weder Auskunft über das Land geben noch die Durchreise gestatten wollte, gab nach einigen Tagen unvermutet Leute und Kähne her zu einer Fahrt gegen Norden, und zwar so willig, daß Andersson irgend einen geheimen Streich des Häuptlings ahnte, und, wie die Folge lehrte, mit Recht. Die Bootsleute wußten mit Ruder und Stange geschickt umzugehen, aber da sie sich nie weit vom Ufer ab wagen, so dauerte es zwei Tage, ehe man an die Einmündung des Tioge auf der Nordseite kam.

Das Tierleben am See und an den Flußufern ist in der That so reich als mannigfaltig. Alle Großtiere, Elefant, Rhinozeros, Flußpferd, Büffel, Giraffe, haben hier ihre Niederlassungen, außerdem mehrere Antilopenarten, worunter zwei früher unbekannte, Nakong und Letsche, welche als ausgezeichnete „Wasserböcke" für diese sumpfigen Niederungen wie geschaffen sind. Man hatte fast beständig Wild in Sicht, und Andersson konnte genug schießen, um seine heißhungrige Begleitung zu füttern, die nach und nach durch das Anschließen Freiwilliger auf 50—60 Köpfe angewachsen war. Das Wasser wimmelte von Krokodilen, die zuweilen eine riesige Größe erreichen.

In den ersten Tagen verlief die Fahrt den Tioge hinauf ziemlich einförmig. Das Wasser war an vielen Stellen über die Ufer getreten, so daß an beiden Seiten sich ausgedehnte Schilfmoräste hinzogen, die nur hier und da durch eine hübsche Gruppe von Dattel- oder Fächerpalmen gehoben wurden. Am vierten Tage nahm die Landschaft einen gefälligeren Charakter an; die Ufer wurden höher und waren mit üppiger Baumvegetation reich bedeckt. Palmen, Mimosen, Sykomoren und viele andre, oft für den Reisenden ganz neue Bäume, zum Teil mit wohlschmeckenden Früchten, bildeten zuweilen eine Szenerie, die kaum schöner gedacht werden konnte. Tagelang hätte der Reisende unter dem dichten Schatten dieser Prachtbäume verweilen mögen, die oft von der wilden Musik der Vögel widerhallten, während man dann und wann in der Ferne Herden der schönsten Antilopen weiden sah. Aber die Klugheit gebot, sich nicht zu lange aufzuhalten; denn wenn die jetzt hochgehenden Wasser sich zu verlaufen anfingen, so wurden, wie das in den feuchten Gegenden Afrikas selbstverständlich ist, die Ufer mit tödlicher Fieberluft vergiftet.

Die Reise war eine Wasserreise in des Wortes weitester Bedeutung; die ganze Gegend bestand aus einem Labyrinth von Flußarmen, Bächen, Teichen und Sümpfen, das zuletzt so verwickelt wurde, daß selbst die hier gebornen Kahnleute sich häufig verirrten; und da diese die paar Kähne, die der Häuptling gegeben hatte, mit ihren eignen Dingen vollgestopft hatten, so befand sich Andersson fast beständig im Wasser, bald schwimmend, bald watend, und war froh, wenn er bei Nacht seine Kleider an einem Feuer trocknen konnte. Bei alledem erfreute er sich an der seltenen Schönheit der Gegend. Wo das Land sich auch nur ein paar Fuß hoch über dem Wasserspiegel erhob, war es bedeckt mit einer reichen und großartigen Vegetation.

Nach etwa zwölftägiger Reise gelangten sie endlich an ein großes Dorf, wo der Häuptling der Bajeije wohnte, denn alle Bewohner der Gegend



gehören diesem Stamme an und gehorchen dem Betschuanenhäuptling am See. Es war dies ein vorzugsweise reizender Platz. Über hundert Hütten lagen auf einer kleinen Insel des Flusses inmitten einer Gruppe schöner Fächerpalmen und riesiger Waldbäume. Nach allen Seiten breitete sich das Wasser wie ein See aus, mit zahlreichen, üppig bewachsenen Inselchen übersäet.

Hier wurde endlich die Schelmerei Letschulatebes offenbar: die Eingebornen ließen jetzt den Reisenden plötzlich im Stiche, und es wurde ihm erklärt, der Häuptling habe befohlen, ihm keine Kähne oder Führer weiter verabfolgen zu lassen. Sie wurden erst wieder zugänglich und behilflich, nachdem Andersson erklärt hatte, daß er umkehren wolle. Eigentlich hatte er höher oben am Strome einen Platz, Namens Libebe, aufsuchen wollen, angeblich Hauptort des ackerbauenden Volkes der Bawicko, wo sich Handelsleute aus allerlei Stämmen begegnen sollten.

In seinem Verdrusse über die erfahrene Täuschung erschien es Andersson als eine neue Beleidigung, daß sie ihn zur Rückreise statt auf einen Kahn ohne weiteres auf ein bloßes Schilffloß setzten. Er fand aber nachher, daß diese Art Fahrzeuge angenehmer war, als es den Anschein hatte. Sie bestehen einfach aus einem kreuzweise geschichteten Haufen Rohrstengel oder Palmzweige; ein Zusammenbinden ist gar nicht nötig, und man hat nur zuweilen in dem Maße, wie die unteren Lagen Wasser ziehen, eine neue Schicht oben aufzulegen. Diese Urform von Gondel wird in jenen Gewässern allgemein angewendet, wenn es sich um eine Fahrt stromabwärts handelt. Drei oder vier Mann können sich in einer Stunde eine solche Fähre bauen, groß genug, um sie und ihr Gepäck zu tragen. Auch die Jagd auf Flußpferde wird von den Eingebornen auf solchen Flößen, die immer ein Bugsierboot bei sich haben, ausgeübt, und sie bieten hier den großen Vorteil, daß sie, weil sie überall nachgeben, von den Tieren nicht umgeworfen werden können.

Das Herabflößen im Tioge dauerte neun Tage, und nach einer vierwöchentlichen Abwesenheit langte Andersson wieder bei seinem Lager am See an, wo er alles in guter Ordnung fand, nur daß seine Leute durch das ewige Betteln und Stehlen der Eingebornen und die Zudringlichkeit des Häuptlings sehr belästigt worden waren. Andersson hatte sich vorgenommen, diesen letztern wegen des ihm gespielten Streiches tüchtig anzulassen; als aber derselbe nun erschien und mit süßlächelnder Miene und einem Blicke voller Unschuld fragte, ob er in Libebe gewesen und wie ihm die Reise überhaupt gefallen habe, da konnte sich Andersson nicht enthalten, hell aufzulachen, und sein ganzer Groll gegen den Schelm war im Nu verschwunden.

Es waren nun die gesammelten Naturgegenstände und das eingehandelte Elfenbein nach der Kapstadt zu schaffen, und da hierzu unumgänglich ein Wagen nötig war, so reiste Andersson auf dem von ihm eröffneten Wege nach dem Namaqualande zurück und schaffte einen solchen herbei, worüber allerdings beinahe vier Monate vergingen. Die Reise ging bald zu Fuß, bald zu Pferde oder mit Ochsen vor sich, und der Reisende war teils ganz allein, teils von einem einzigen Manne begleitet. Oft ging es durch Strecken, welche an Unwirtlichkeit der Wüste Sahara nicht nachstanden. Ärgere Feinde noch als die Löwen

und andre wilde Bestien waren Hunger und Durst. Der Reisende hatte zuweilen zwei ganze Tage nichts zu essen, oder kaum einmal des Tages Gelegenheit, die vertrockneten Lippen zu befeuchten. Zuweilen blieb er gänzlich erschöpft und ohnmächtig auf der sandigen Steppe liegen.

In bezug auf die eben verlassene wasserreiche Gegend sei noch bemerkt, daß der von Andersson vergeblich erstrebte Punkt Libebe später, im Jahre 1856, von dem großen Elefantenjäger Green auf derselben Wasserstraße, den Tioge (Tonke oder Donka) aufwärts, unter schweren Mühseligkeiten wirklich erreicht wurde, und zwar als fernster Posten, denn er sah sich späterhin zur Umkehr nach dem See veranlaßt. Wir finden den Ort auf deutschen Karten als „Debabes Stadt" verzeichnet; also die Stadt benennt sich nach ihrem Häuptling. Die Abweichung liegt, abgesehen von der Vertauschung von L und D, offenbar in der unsichern Namenschreibweise der Engländer, die teils die Buchstaben in rein englischer Geltung, teils in der allgemeiner gültigen (der italienischen, wie sie meinen) anwenden. Es ist anzunehmen, daß Green, der ersteren Schreibweise folgend, Dibebe gelesen wissen will.

Auch auf einem andern Terrain hat Green denselben Vorgänger später überholt: in der endlichen Erreichung des Kuneneflusses. — Was aber die Missionäre Hahn und Rath im Jahre 1857 und Andersson 1858 und nochmals 1859 vergebens erstrebten, wurde Green zu Ende 1865 oder Anfang 1866 ganz leicht, und zwar lediglich durch den freundschaftlichen Beistand, den der Owampohäuptling Tschikongo den Fremden leistete, indem er ihnen an die weiterhin sitzenden Häuptlinge die nötigen Führer und Empfehlungen mitgab, die ihnen auch überall eine freundliche Aufnahme erwirkten. Hiermit war die einzige Schwierigkeit gehoben, die sich bisher der Unternehmung entgegengestellt, nämlich die Anfeindung von Leuten, die noch keine Europäer sahen, wohl aber vielleicht Schlimmes von ihnen gehört hatten. Hunger braucht hier der Reisende nicht zu fürchten, denn das Land bis zum Kunene hin ist fruchtbar und stark bevölkert mit verschiedenen Landbau und Viehzucht treibenden Stämmen, die in ihrem Wesen den Owampo sehr nahe stehen. Nur der Stamm der Onguangua, im Besitz einer großen Menge Vieh, gleicht mehr den Kaffern als den Owampo, ist auch sehr kriegerisch und augenscheinlich von den übrigen Stämmen gefürchtet. Sie rückten auch der kleinen Reisegesellschaft in Waffen zu Leibe, standen aber alsbald von Feindseligkeiten ab, als die afrikanischen Führer ihnen versichert, daß die Fremden Freunde seien; im nächsten Augenblick streckten sich ihnen die Hände, welche eben noch die Waffen geschwungen, in Freundschaft entgegen, „und ich gestehe", sagt Green, „daß wir sie mit größtem Vergnügen ergriffen."

Zwischen dem Owampo und dem Kunene, sowie an dessen Ufern, hausen wohl ein Dutzend Stämme ziemlich eng gruppiert, welche Green namentlich anführt. Die Niederlassungen sind in ihrer Verteilung der Palmenvegetation gefolgt, welche das Land stellenweise überzieht und schon bei den Owampo gefunden wurde. Nur ein einzelner Stamm hat seine Dörfer in dem dazwischen liegenden, ganz anders gearteten Buschland. Über diese Volksstämme macht Green noch die überraschende Mitteilung, daß mehrere derselben ganz ohne

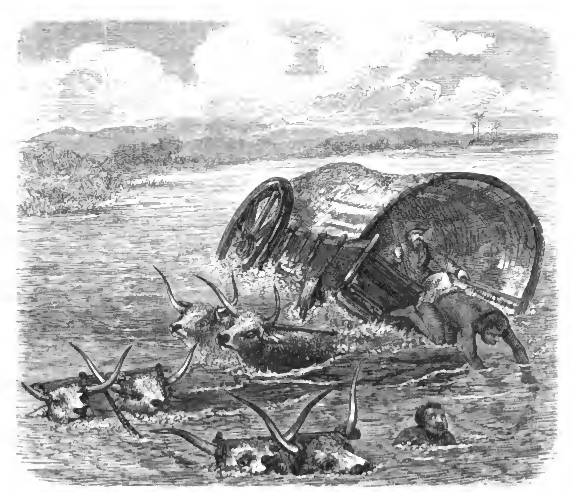
Häuptlinge leben und auch keine solchen unter sich aufkommen lassen. So gäbe es also wirklich, entgegen allen Vorstellungen, die wir uns von der Unterwürfigkeit des Negers zu machen pflegen, selbstwüchsige schwarze Republikaner, also Leute mit so vielgesundem Verstand, daß sie den Grundsatz der Gleichheit zu erfassen und auch in Geltung zu erhalten wissen.

Green sah sich in seinem Unternehmen insofern gründlich getäuscht, als er sich vorgestellt hatte, an den Ufern des Kunene vielfache Gelegenheit zur Elefantenjagd zu finden, denn er ist eben Elfenbeinjäger von Profession, hat aber auch so durch seine vielfachen Touren in jenen Gegenden der geographischen Wissenschaft dankenswerte Dienste geleistet. Nach einem fruchtlosen Aufenthalt von etlichen Wochen verließ Green den Fluß wieder, nicht ohne dem ansehnlichen Gewässer mit seinen prächtigen Uferszenerien, seinen schön bewaldeten Inseln und häufig mit riesenhaften Bäumen gekrönten Rändern ein warmes Lob zu spenden. Häufig, sagt er, wurde er zurückversetzt an die malerischen Ufer des Tioge bei Debabes Stadt, die ihm nie aus der Erinnerung schwinden würden. Schade, daß dieser schöne Fluß sich so gar nicht zu einer Verbindungsstraße zwischen dem Meere und dem Innern hergeben will, denn außer daß er sich seine Mündung selbst verbarrikadiert hat, soll er weiter abwärts beständig durch Felsschluchten brechen und sein Uferland so felsig sein, daß kein gangbarer Weg möglich scheint, wenigstens nicht für Wagen. Indes hausen zahlreiche Eingeborne, die Herrero, längs des Flusses bis zum Meere hinab.

Green meint, das Land zwischen Ondonga und dem Kunene sei ein vielversprechendes Feld für Missionsarbeit (seine hier wiedergegebenen Mitteilungen sind nämlich an den Missionär Hahn gerichtet). „Fast alle Häuptlinge“, sagt er, „schienen sehr zu wünschen, daß sich Missionäre bei ihnen niederlassen möchten.“



Bajeije im Schilffloß.



Cumming in der falschen Furt.

II.

Livingstones zweite und dritte Reise nach dem Norden.

Die Tsetsefliege. — Die Häuptlinge Sebituane und Mosilikatsi. — Die Makololo. — Die Griqua. — Die Bakuena werden durch die Boers überfallen.

Wir kehren nunmehr zu Livingstone zurück, ihn auf seinen Reisen in die dem Äquator näher gelegenen Gebiete, an den Sambesistrom und im Bereiche seines Laufes zuletzt von Küste zu Küste Afrikas zu begleiten. Im April 1850 brach Livingstone aufs neue von Kolobeng auf, das im vorigen Jahre abgebrochene Unternehmen weiter zu führen und zunächst den Häuptling Sebituane aufzusuchen. In der Hoffnung, Gelegenheit zur Gründung einer Missionsstation zu finden, nahm er gleich Frau und Kind mit sich, und auch der Häuptling Sitschili begleitete ihn. Man schlug nun eine mehr östlich abweichende Richtung durch den Bamanguatodistrikt ein, um den Sugafluß an seinem schmälern Teile überschreiten zu können. Dann sollte die Reise am nördlichen Sugaufer aufwärts gehen bis zum Einflusse des Tamanakle, eines aus dem Norden kommenden Flusses, der sie dem Häuptling Sebituane zuführen sollte. Die Fortbewegung des Zuges mit den Ochsenwagen in den Uferwäldern des Suga war eine sehr mühsame, wobei es gar manchen Baum umzuhauen gab,

während nicht selten ein Zugtier durch einen Sturz in eine Fallgrube verloren ging. Als man aber dem Tamanakle nahe gekommen war, erfuhr man zu allem Leidwesen noch, daß die Giftfliege Tsetse an seinen Ufern grassiere. Dies wäre der sichere Tod der Zugtiere gewesen, und so war hier an weiteres Vordringen nicht zu denken. Der Häuptling Letschulatebe war inzwischen endlich durch Sitschili vermocht worden, Führer zu stellen, damit der Doktor, unter Zurücklassung seiner Familie am See, mit Reitochsen zu Sebituane gelangen könne. Doch bevor dies ins Werk gesetzt werden konnte, erkrankten Livingstones Kinder und Diener sämtlich am Sumpffieber, wogegen es kein besseres Mittel gab, als die reine Luft der Wüste und den Heimweg aufzusuchen.

Der Häuptling Sebituane, der so gern mit Weißen in Verkehr getreten wäre, hatte Livingstones Bemühungen, zu ihm zu gelangen, gehört und an die drei Häuptlinge mit einem Geschenke von 13 Kühen für jeden das Ersuchen stellen lassen, den Weißen bei ihrem Vorhaben allen möglichen Vorschub zu leisten. So war man bei der Reise im folgenden Frühjahre wenigstens eines guten Empfanges sicher. Diesmal wurde vom Suga aus nicht die westliche Richtung genommen, sondern auf gut Glück, da es an kundigen Führern fehlte, gerade nach Norden vorgegangen. Die Reise ging durch völlig ebene, zum Teil mit süßem, kurzem Gras überwachsene und mit Mopane- und Affenbrotbäumen bestandene Gegenden. Hin und wieder traf man große „Salzpfannen“, darunter eine von 100 englischen Meilen Länge und 15 Meilen Breite. Ohne Ausnahme fand Livingstone stets an der einen Seite solcher Salzpfannen eine Quelle. Das Wasser der letzteren ist immer etwas salzig und enthält Natronsalpeter; nicht trinkbar ist es aber, wenn der Salzgehalt von einer Unterlage von Steinsalz herrührt. Schöne, nie versiegende Quellen kamen da, wo der Boden aus Kalktuff bestand, häufig vor, und diese bevorzugten Strecken waren von zahlreichen Buschmannsfamilien bewohnt. Es waren dies große und starke dunkelfarbige Leute, ganz unähnlich den kurzen schmutziggelben Figuren in der Kalahariwüste. Einer derselben, Schobo, willigte ein, den Führer zu machen, denn die Reisenden waren jetzt, Anfang Juni, am Rande einer traurigen Wüste angelangt, jenseit welcher im Nordwesten Sebituanes Gebiet liegen sollte. Wasser hieß es, sei in den nächsten vier Wochen gar nicht zu erwarten; doch fand man glücklicherweise schon eher einige Regentümpel. Der Boden dieser Wüste bestand lediglich aus tiefem Sande, mit einem niedrigen Strauch bewachsen; kein Vogel, kein Insekt belebt die unwirtlichen Einöden. Zum Unglück war der Führer schon am zweiten Tage seiner Sache nicht mehr sicher und verschwand am Morgen des vierten ganz, nachdem er seine völlige Unwissenheit erklärt hatte. Die kleine Karawane hielt es für das beste, in der Richtung fortzugehen, wo man den Führer zuletzt bemerkt hatte; man sah um Mittag Vögel und machte die verschmachtenden Ochsen los, damit sie, ihrem Instinkte folgend, nach Wasser suchen möchten; sie stürzten in westlicher Richtung fort. Die Gesellschaft mußte aber noch weiter dursten bis zum folgenden Nachmittag, und die Kinder — denn der Doktor hatte seine Familie abermals mitgenommen — schienen dem Tode nahe. Endlich kehrten die Leute, die dem Vieh nachgegangen waren, mit Wasser zurück.

Die Ochsen hatten einen kleinen Fluß Namens Mababe gefunden, eine Abzweigung des Tamanakle, die in einen großen Sumpf ausgeht. An dem Flusse wohnten Bajeijeleute, unter denen sich auch der entwichene Führer Schobo wiederfand. Des andern Tages traf man, am Rande des Sumpfes hinziehend, auf die ersten Wohnungen eines neuen Stammes, die Banajoa genannt, der sich von da weit nach Osten hin erstreckt. Sie unterhalten unter ihren Hütten, die auf Pfählen stehen, während der Nächte Feuer zum Schutze gegen die Moskitoschwärme, von denen hier die Luft wimmelt. Da sie ihrer ganzen Kornernte verlustig gegangen waren, lebten sie jetzt fast allein von einer Wurzel, „Tsitla" genannt, einer Art Aroidee, die eine große Menge süßschmeckendes Stärkemehl enthält. Sie wird getrocknet, zu Mehl zerrieben und zum Gähren gebracht und gewährt so ein nicht unangenehmes Nahrungsmittel. Die Frauen scheren den Kopf ganz glatt; sie sind von etwas dunklerer Hautfarbe als die Betschuanen. Ein von diesen Leuten gestellter Führer brachte die Reisenden wohlbehalten über einen andern Fluß, Sonta, und endlich an die Ufer des Tschobi, des Grenzflusses von Sebituanes Gebiet. Der Tsetsefliege (Glossinia morsitans) halber, welche am südlichen Ufer hauste, setzte die Karawane sofort auf das nördliche über, welches von dieser Plage frei war, und man glaubte das Vieh im allgemeinen gut durchgebracht zu haben, da man bis dahin nur wenige dieser Insekten bemerkt hatte; trotzdem gingen auf dieser Reise 43 schöne Ochsen durch den Stich derselben zu Grunde.

Dieses unscheinbare Wesen — es ist kaum größer als die Stubenfliege, an Färbung mehr der Biene ähnlich, mit drei bis vier gelben Querstreifen am hintern Teile des Leibes — ist für gewisse Teile Südafrikas wahrhaft verhängnisvoll; es bringt dem Pferde, dem Rindvieh, dem Schafe und dem Hunde unausbleiblichen Tod, bildet also für die Viehzucht, die Jagd und das Fortkommen auf Reisen ein gleich verderbliches Hindernis. Und während jene Haustiere durch den Stich der Fliege dem sichern Tode verfallen, bleiben sowohl die wilden Tiere, die eigentlichen Ernährer der Tsetse, als auch der Mensch von allen üblen Folgen verschont, und Maultiere, Esel und Ziegen erfreuen sich desselben Privilegiums. Ganze Volksstämme am Sambesi können sich dieses Insektes wegen in der That kein andres Vieh halten als Ziegen. Noch merkwürdiger ist der Umstand, daß das Rindvieh nur im erwachsenen Zustande für das Gift empfänglich ist, während Saugkälbern der Stich nicht im geringsten schadet. Auch der Hund geht frei aus, sobald seine Fütterung aus Wildfleisch besteht.

Die Tsetsefliege hat keinen Stachel, sondern impft ihr Gift durch den Saugrüssel ein. Der Stich mit diesem ist nicht empfindlicher als ein Floh- oder Mückenstich, und man kann, wenn man sie ungestört läßt, bequem beobachten, wie sie sich vollsaugt und wieder wegfliegt. Auch Rinder und Pferde haben beim Aufsetzen der Fliege keine Ahnung der Gefahr; sie scheuen nicht wie vor der Bremse und bleiben auch nachgehends noch eine Zeitlang munter. Aber mit der Zeit beginnen sie, trotzdem daß sie noch fortfressen, abzumagern, die Muskeln verlieren ihre Spannkraft, Durchfälle treten ein, und das Tier stirbt in längstens 2—3 Monaten an Erschöpfung. Dies ist der Verlauf, wenn das Tier nur von wenigen Insekten befallen wurde; drei oder vier sollen schon



hinreichend sein, den Tod eines Pferdes oder Ochsen zu verursachen. Setzt sich aber ein ganzer Schwarm auf ein Tier, so kann durch die Menge des beigebrachten Giftes der tödliche Ausgang in wenigen Tagen erfolgen. Die Opfer schwellen dann vor dem Tode oft furchtbar an und werden blind. Die innere Beschaffenheit der gefallenen Tiere ist eine in vieler Hinsicht krankhaft veränderte, und alles deutet darauf, daß eine Blutvergiftung stattgefunden hat, wie bei dem Biß der gefährlichsten Schlange.

Die Giftfliege hält sich meist nur in ganz bestimmten, scharf abgegrenzten Lokalitäten auf. Sie wohnt in Baumgruppen, Gebüschen oder Geschilfen und wechselt ihre Plätze anscheinend niemals. Daß, wie am Tschobi, das eine Ufer eines Flusses von ihr beherrscht ist, während am andern das Vieh ungefährdet weiden kann, ist ein Vorkommnis, welches sich öfters wiederholt. Der trennende Fluß braucht durchaus kein breiter zu sein, wiewohl das Insekt so rasch und gewandt fliegen kann, daß es über jeden Fluß leicht hinwegkommen könnte. Ja Livingstone sah nicht selten, wenn die Eingebornen rohes Fleisch von dem befallenen Ufer nach dem gesunden überfuhren, zahlreiche Tsetsefliegen als Passagiere auf demselben sitzen, und doch gab es jenseits keine.

Weiter südlich gibt es Tsetsedistrikte in den bergigen Gegenden, die von der Kalahariwüste ostwärts liegen, namentlich an den Ufern des Limpopo. Hier verlor einmal Cumming, als er eben mit zwei Wagen voll Elfenbein und andrer Jagdbeute nach der Kapstadt zurückkehren wollte und kurz vorher gelegentlich der Überschreitung des Tschobi statt in eine Furt in eine gefährliche Flußstelle geraten und mit Mühe und Not dem Tode entronnen war, binnen wenigen Tagen all sein Zugvieh am Tsetsestich und stand so mit seinen Wagen allein, wohl 1000 englische Meilen von den Wohnungen zivilisierter Menschen entfernt. Er umgab sein Lager mit einer dichten Schanze von Dornen, und mehrere Wochen blieben die Wagen hier eingeschlossen, bis endlich von Livingstone aus Kolobeng zwei Gespann frischer Zugochsen anlangten.

Die Tsetse hat einen starken Widerwillen gegen tierische Auswürfe, und diese Stoffe werden zu der Salbe verwendet, welche die Medizinmänner gegen den Tsetsestich anfertigen. Die Schutzkraft ist indes nur eine vorübergehende.

Die Leute am Tschobi waren über die Ankunft der Weißen hoch erfreut. Man erfuhr, daß ihr Häuptling Sebituane in der Nähe sei; er war aus einer andern Gegend seines Gebietes zu ihrem Empfange herbeigeeilt. Nachdem man eine Strecke den Fluß hinuntergefahren war, traf man den Häuptling auf einer Insel, umgeben von seinen Vornehmsten, die einen choralartigen Gesang, wahrscheinlich zur Begrüßung, vortrugen. Beide Hauptpersonen waren natürlich sehr erfreut, einander zu sehen. „Euer Vieh“, sagte der Häuptling, „ist sämtlich von der Tsetse gebissen und wird sicher umkommen; aber das macht nichts, ich habe Ochsen genug und werde euch so viel geben, als ihr braucht.“

Sebituane war ein schlanker, straffer Mann in den vierziger Jahren, von oliven- oder milchkaffeebrauner Farbe und einnehmendem, freimütigem Wesen. In geistiger Begabung übertraf er alle Häuptlinge, die Livingstone kennen gelernt hat. Schon früh am andern Morgen kam er an den Schlafplatz seines neuen Freundes, setzte sich ans Feuer nieder und erzählte seine merkwürdigen Schicksale.

Kriegstanz der Matebele.

Seine eigentliche Heimat war tief unten im Südosten, im Lande der Bassuto. Als etwa zwanzig Jahre früher ein Teil seines Stammes von Feinden vertrieben wurde, floh er mit einer kleinen Zahl Leute in die Gegend von Kolobeng und weiter nördlich. Bakuena, Bawankitsi und andre Stämme sammelten sich, um die Fremdlinge zu vernichten, aber er warf sie über den Haufen und nahm von dem Hauptorte des geschlagenen Bawankitsihäuptlings und all seiner Habe Besitz. Dann wurde er von den Matebele angegriffen und mehrmals geplündert, hielt aber stets seine Leute beisammen und wußte wieder zu gewinnen, was er verloren hatte. So wurde er ein gefürchteter Kriegsmann, obwohl er nichts lieber als eine ruhige Stätte gewünscht hätte. Unähnlich den andern Eroberern, Mosilikatsi, Dingaan u. s. w., führte er stets seine Leute in der Schlacht persönlich an. Wenn er den Feind erblickte, befühlte er die Schneide seiner Streitaxt und sagte: „Ja, sie ist scharf, und wenn einer dem Feinde den Rücken kehrt, so soll er die Schneide fühlen.“ Und er hielt in solchen Dingen Wort und hieb den Fliehenden ohne Gnade nieder, und kein Laufen konnte ihn retten, denn Sebituane war schneller als jeder andre. Zuweilen ließ er, wenn der Schuldige sich verkroch, denselben heimgehen. Dann rief er ihn herbei und sagte: „Du wolltest lieber zu Hause als vor dem Feinde sterben, nicht wahr? Dein Wunsch soll erfüllt werden.“ — Dies war das Zeichen zur augenblicklichen Hinrichtung.

In der Folge zog Sebituane mit seinen Kriegern noch weiter nördlich, überschritt auf ziemlich demselben Wege wie Livingstone und unter dem Verluste seines ganzen Viehes die Kalahariwüste und unterwarf sich alle um den See wohnenden Stämme. Sein lebhafter Wunsch war schon damals, mit den Weißen in Verbindung zu treten und sich eine Kanone zu verschaffen, weil er glaubte, dieses Instrument werde ihm den Frieden sichern. Ein Wahrsager gab ihm jetzt den Rat, sein Augenmerk wieder nach dem Westen zu richten. Dieser Mann, Tlapáne mit Namen, galt für einen „Senoga“, d. h. für einen, der mit den Göttern in Verkehr steht. Vielleicht war es auch in diesem Falle jene eigentümliche Form des Wahnsinns, die häufig bei barbarischen Völkern heißer Länder angetroffen wird und deren Entstehung oder wohl Erheuchelung vielleicht durch eine gewisse Ehrfurcht, die man dort allgemein gegen Irrsinnige hegt, nicht selten noch begünstigt werden mag. Tlapáne pflegte sich von Zeit zu Zeit in irgend ein Versteck zurückzuziehen, wo kein Mensch ihn entdecken konnte. Mit dem Vollmond kam er dann wieder zum Vorschein und steigerte nun seinen überreizten Zustand bis zur Extase, indem er von einzelnen heftigen Muskelbewegungen allmählich in ein Stampfen, Hüpfen und lautes Aufjauchzen überging, wohl auch mit einer Keule auf den Boden schlug und dabei Aussprüche that, von denen er später, wie er selbst behauptete, nichts mehr wußte. So war er auch vor Sebituane erschienen und hatte ihm während seines prophetischen Paroxysmus, indem er nach Osten deutete, gesagt: „Dort, Sebituane, sehe ich ein Feuer: gehe ihm aus dem Wege; es ist ein Feuer, das dich verzehren wird. Die Götter sagen: Gehe nicht dorthin.“ Darauf sich nach Westen wendend fuhr er fort: „Ich sehe eine Stadt und ein Volk schwarzer Männer — Männer des Wassers; ihr

Vieh ist rot; dein Stamm, Sebituane, geht dem Untergange entgegen und wird gänzlich aufgerieben werden; und du wirst über schwarze Männer herrschen; wenn deine Krieger das rote Vieh erobert haben, laß die Eigentümer desselben nicht getötet werden; sie sind dein künftiger Stamm, deine künftige Stadt; schone sie, damit du dereinst mit ihnen dein Reich auferbauest.“ So lautete die Prophezeiung, wie sie uns Livingstone mitteilt, mit der Bemerkung, daß sie durch die Übersetzuag viel von ihrem eigentümlichen Charakter verliere. Die darin angedeutete Politik war gewiß eine weise, und da der darin vorhergesagte Tod zweier Männer wirklich bald nachher eintraf, so befolgte Sebituane die warnenden Ratschläge. Mit dem Feuer sollte wahrscheinlich auf die Feuerwaffen der Portugiesen hingedeutet werden, von denen der Prophet vermutlich gehört hatte. Unter den schwarzen Männern sind die Barotse zu verstehen. In diesem Sinne schonte daher Sebituane die Häuptlinge der Barotse, obgleich sie ihn zuerst angegriffen hatten, und unternahm einen Zug südwestlich, um die Küste zu erreichen, verlor aber im Lande der Damara all sein Vieh und kehrte ärmer zurück als er gegangen war. Dann zog er gen Tioge hinauf, ging östlich durch das große feuchte Becken und immer weiter den Sambesi entlang, bis er, nachdem er zahlreiche sich ihm entgegenstellende Feinde niedergeworfen, eine schöne gesunde Gegend fand, die zur Viehhaltung geeignet schien. Hier aber hatte er wieder die Matebele zu Nachbarn, die den Sambesi überschritten und ihn aufs grimmigste mit Raubzügen überfielen. Obgleich er ihnen nichts schuldig blieb und sie mehrmals demütigte, so war er doch der immerwährenden Kriege müde und zog sich in die feuchten Gegenden zwischen den tiefen Strömen Tschobi und Sambesi zurück, die ihm eine verhältnismäßige Sicherheit gewährten. Seine ursprünglichen Begleiter aus verschiedenen Betschuanenstämmen waren großenteils den hier herrschenden Fiebern erlegen, aber Sebituane hatte die besiegten schwarzen Stämme: Boschubia, Batoka, Barotse u. s. w., und ihre Häuptlinge mild behandelt; sie erkannten ihn als ihren Oberherrn an, und so war er ein großer und reicher Häuptling geworden über ein fremdes Volk, unter dem die übrig gebliebenen Betschuanen und ihre Nachkommen unter dem Stammesnamen Makololo eine Art Adel bildeten.

Krieg und Eroberung, die Verdrängung oder Unterjochung eines Stammes durch den andern, das Zerfallen größerer Stämme in kleinere, und das gelegentliche Aufkommen einer neuen Macht unter einem länderstürmenden Eroberer scheinen in Afrika von jeher an der Tagesordnung gewesen zu sein, wenn wir auch über die dortigen Vorgänge im Innern aus früheren Zeiten kaum Andeutungen besitzen. Besonders der Südosten der afrikanischen Spitze erscheint als ein Ausgangspunkt afrikanischer Länderstürmer. Von dorther kam Sebituane, dort trat der blutige Dingaan auf, und unter denen, die vor seinem Schwerte flohen, erhob sich der gefürchtete Mosilikatsi, der sich durch eine Reihe von Unterwerfungs- und Vernichtungskriegen den Ruf eines afrikanischen Napoleon erwarb. Dieser Eroberer setzte sich schließlich mit seinen Leuten in dem großen Landstriche östlich vom Ngamisee fest, der bis an den Sambesifluß reicht, und lange war sein Volk, die schon öfters erwähnten Matebele, infolge ihrer räuberischen Überfälle der Schrecken der



Nachbarstämme. Gegenwärtig sind sie von den Transvaalbauern gedemütigt und zum Ruhehalten gezwungen worden. Die Matebele sind von Haus aus Zulukaffern, obwohl mit andern Elementen stark gemischt. Welch einen Gegensatz zu jenem Blutmenschen Mosilikatsi, dem Feinde aller, welche sich ihm nicht unterwerfen wollten, bildet die Erscheinung des milden Sebituane! Die Laufbahn Mosilikatsis ist von dem Zeitpunkte seiner Erhebung in Tschaka nur eine ununterbrochene Reihe von blutigen Thaten. Jeder Hügel im Lande ist gleichsam ein Malstein seines tödlichen Zorns oder seiner Grausamkeit. Bis in die Nähe des Äquators hatte er seine Waffen getragen, jedoch manchen ebenbürtigen Gegner gefunden. Einmal brachte er von einem Heere nur eine Handvoll Krieger zurück, und auch diese mußten den Opfertod erleiden, weil sie nicht zu siegen gelernt hatten. Erfahrung und Menschenkenntnis verschafften ihm den Sieg über die Gemüter seiner Leute, und seine zitternden Gefangenen erblickten in ihm einen unbeugsamen Herrn. Er schlachtete alle, die ihm Widerstand leisteten, nur die Kinder der Besiegten erzog er für seine Zwecke, daher auch sein Heer meist aus Fremden bestand, die Anführer ausgenommen, welche aus berühmten Geschlechtern seines Reiches stammten. Der altgewordene Mosilikatsi lebte noch 1854, wo ihm der Missionär Moffat von Kuruman aus einen Besuch machte. Dieser wünschte nämlich seinem Schwiegersohne Dr. Livingstone, der sich damals auf seiner letzten großen Reise hoch im Norden befand, allerlei Reisebedarf zukommen zu lassen, und benutzte dazu seine Bekanntschaft mit Mosilikatsi, die sich schon von 1829 herschrieb. Von Kuruman bis an die Grenzen des Matebelelandes ist eine Entfernung von 400 englischen Meilen; die Richtung ist nordöstlich und die Reise ging anfangs durch den Ostrand der Kalahariwüste. Nach vierwöchentlichem Marsche betrat man Mosilikatsis Gebiet, und zwölf Tage später zog der Missionär in das königliche Hoflager, von dessen umliegenden Hütten ihm auf hohen Stangen eine Menge Schädel entgegengrinste. Das Land ringsum war bergig, aber schön und äußerst fruchtbar, und das Volk betrieb fleißig Ackerbau. — Die menschliche Natur bleibt sich überall ziemlich gleich, in allen Zeitaltern und bei allen Völkern, roh oder gebildet, in Afrika oder Europa. Überall ist ein Nimrod, ein Alexander, ein Cäsar, ein Napoleon oder ein Mosilikatsi zu finden. Der friedliche Genius unsres Geschlechtes müßte endlich die Oberhand erlangen, wenn solche Gottesgeißeln gänzlich verschwinden sollten.

Ein Vorfall bei dem ersten Zusammentreffen des Missionärs mit dem schwarzen Eroberer Mosilikatsi zu Kalai liefert einen Beweis für die alte Wahrnehmung, daß bei aller Grausamkeit eines Menschen das Bessere in ihm zuweilen denn doch hervorbricht. Mosilikatsi hatte sich seinen Besuchern in einem Sessel entgegentragen lassen; der Held so vieler Schlachten war nicht wieder zu erkennen; er war sehr gealtert und wegen Lähmung der Beine infolge der Wassersucht zum Gehen und Stehen unfähig. Als er Moffats ansichtig wurde, ergriff er seine Hand mit einem bedeutsamen Blick; dann zog er sein Gewand über die Augen und weinte. Nachdem er sich von seinem Schmerze erholt, wiederholte er Moffats Namen öfter mit dem Zusatze: „Gewiß träume ich nur, daß du Moffat bist", und fuhr dann fort:

„Matschobane (so hatte sein Vater geheißen) nenne ich dich, weil du mir ein Vater geworden bist. Du hast mein Herz so weich gemacht wie Milch. Ich kann mich nicht genug über die Liebe eines Fremdlings wundern. Du hast mich nie vorher gesehen, und dennoch liebst du mich mehr als irgend jemand aus meinem eignen Volke. Du hast mich genährt, wenn ich hungerte; du hast mich bekleidet, als ich entblößt war; du hast mich in deinen Busen geschlossen, und dein Arm schützt mich vor meinen Feinden."



Moffats Ankunft im Schädeldorf Mosilikatsis.

Als Moffat ihm entgegnete, daß er sich nicht bewußt sei, ihm auch nur einen dieser Dienste geleistet zu haben, zeigte der Afrikaner auf seine zwei Sendboten, die sich zu Moffats Füßen niedergelassen hatten, indem er sprach:

„Das sind bedeutende Männer, Umbate ist meine rechte Hand. Wenn ich sie dahin schicke, wo die weißen Leute wohnen, so sende ich meine Ohren, meine Augen und meinen Mund dahin; was sie hörten, das habe ich gehört; was sie sahen, das habe ich gesehen; und was sie sagten, Mosilikatsi war es,

der dies durch sie sprach. Du hast sie genährt und gekleidet, und als sie in Lebensgefahr gerieten, warst du ihr Schild. Was du ihnen gethan hast, das thatest du mir." . . . Und auf seine wassersüchtigen Beine zeigend, die ihn, wie er sagte, noch umbrächten, bemerkte er: „Dein Gott hat dich mir gesendet zur Hilfe und Heilung." Moffat nahm ihn auch in die Kur und mußte ihm immer die Arznei selbst reichen, denn der Beherrscher eines so großen Gebietes hatte beständig Furcht, vergiftet zu werden, und traute selbst seinen Weibern nicht. Unter Moffats Behandlung erhielt er bald den Gebrauch seiner Beine wieder, und nun drang dieser darauf, daß man ihn ziehen lasse, um seine Vorräte Livingstone zu bringen. Mosilikatsi begleitete den Missionär selbst mit 100 Mann. Beim Übernachten schlief der Monarch in Moffats Wagen und nicht unter seinen Leuten, vielleicht um einmal im Gefühl völliger Sicherheit zu schlummern. Nach 18 Tagen kam die Karawane zum Stillstand, da man in dieser Weise nicht wohl weiter konnte. Das große Gebiet Mosilikatsis erscheint in seiner nördlichen Absenkung ungastlich und wenig oder gar nicht bevölkert. Es fehlte an Wasser für die Ochsen, und die nächsten Quellen lagen im Gebiete der Tsetsefliege. Man entschloß sich daher, diese Vorräte in so kleine Stücke zu verpacken, daß sie von Menschen fortgetragen werden konnten. Der Häuptling wählte dazu 20 der tüchtigsten Leute aus, die unter dem Befehle eines Offiziers nach dem Norden weiter gingen und in 20—30 Tagen am Orte ihrer Bestimmung sein konnten, während Moffat mit seinem fürstlichen Freunde wieder umkehrte.

Die Leute hatten, wie sich später herausstellte, ihren Auftrag richtig vollführt. Sie waren in der Nähe der Viktoriafälle an den Sambesi gekommen und hatten die Makololo am andern Ufer angerufen, daß sie herüberkommen und die Sachen für den Doktor in Empfang nehmen möchten. Jene trauten aber ihren Todfeinden nicht und vermuteten eine Falle oder einen Versuch, ihnen verderbliche Zaubermittel in die Hände zu spielen. „Geht eurer Wege", riefen sie, „wir kennen euch schon; wie kann der Doktor, der weit fort nach dem Norden gegangen ist, bei Moffat diese Dinge bestellt haben?" Die Matebele antworteten: „Hier sind die Sachen; wir legen sie vor euren Augen her, und wenn ihr sie verderben laßt, so ist das eure Schuld." Nachdem sie sich entfernt, ermannten sich die Makololo in etwas, holten mit Zittern und Zagen die verdächtigen Dinge ab, legten sie auf einer Insel des Flusses nieder und überbauten sie mit einer Hütte. Hier lagen die Pakete ein ganzes Jahr, vom September 1854—1855, wo der Doktor sie unangetastet vorfand.

Kehren wir jedoch nach dieser Abschweifung zurück zu den neuen Freunden Livingstone und Sebituane sowie nach des letztern Residenz am Tschobiflusse, die den Namen Linyanti führt. Sebituane war sehr erfreut, daß der Doktor gleich seine Familie mitgebracht hatte und seinen bleibenden Aufenthalt bei ihm nehmen wollte. Er versprach ihm sein Land zu zeigen, damit er nach Belieben sich einen Platz zur Ansiedelung auswählen könne. Aber unglücklicherweise wurde der Häuptling wenige Tage darauf von einem Lungenübel ergriffen, das seinem Leben bald ein Ziel setzte. Er wurde begraben wie alle Betschuanenfürsten, nämlich in seiner Viehhürde und so, daß nach Auffüllung

des Grabes das Vieh ein oder zwei Stunden lang darüber hinweggetrieben wurde, bis es der Erde gleich war.

Der Doktor und seine Frau sprachen nun dem Volke zu, daß es zusammenhalten und getreulich zu dem Erben der Häuptlingswürde stehen möge. Sie nahmen es gut auf und sagten ihrerseits, die Fremden möchten sich nicht beunruhigen, denn sie dächten gar nicht daran, daß ihre Ankunft Schuld an Sebituanes Tode sein könne. „Er ist den Weg seiner Väter gegangen“ — äußerten sie — „aber er hat Kinder hinterlassen und wir hoffen, daß ihr gegen diese eben so freundlich seid, als ihr es gegen den Vater sein wolltet.“

Sebituane war nicht allein von seinen Unterthanen geliebt, sondern weit und breit als gütiger und weiser Mann berühmt. Kamen arme Fremde in seine Stadt, um Felle oder sonst etwas zu verhandeln, so sprach er aufs leutseligste mit ihnen, ließ sie gut bewirten und beschenkte jeden ohne Ausnahme.

Nach Sebituanes Wunsch ging die Häuptlingswürde auf eine Tochter von ihm über, die zwölf Tagereisen weiter nördlich in der Stadt Nalieli wohnte. Im Sinne ihres Vaters gab sie den Fremden völlige Freiheit, sich überall im Lande nach einem Ansiedelungsplatze umzusehen. So machte denn der Doktor mit Oswell einen Ausflug von 130 engl. Meilen in nordwestlicher Richtung, bis man (Ende Juni 1851) auf den Sambesistrom stieß, ein prachtvolles Gewässer von 300—700 m Breite, trotzdem es eben seinen niedrigsten Stand hatte und nach der Regenzeit um 7 m steigt. Man kannte diesen Fluß bisher nur in seinem untern Laufe nach dem See hin und hatte seinen Ursprung und Oberlauf ganz wo anders, viel weiter südlich, angenommen; die Entdeckung seiner wirklichen Lage, als Hauptpulsader eines großen Beckens mitten im Kontinente, war daher gewiß eine interessante und wichtige. Das Land zwischen Tschobi und Sambesi war mit Ausnahme zahlreicher Termitenbauten völlig eben und meist mit wilden Dattelbäumen, Palmen, Mimosen &c. bestanden. Die starken Überschwemmungen der beiden Flüsse hinterließen ausgedehnte Sümpfe, die das Land so ungesund machten, daß der Missionär nicht daran denken konnte, hier mit seiner Familie einen bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Er entschloß sich also, Frau und Kinder nach England zu senden, da in Kolobeng wegen der Feindseligkeiten der Boers keine bleibende Statt mehr für sie zu hoffen war. Nach einem Aufenthalte von wenigen Wochen unter den Makololo verließ er das Land, um in der Folge allein wiederzukehren, sich weiter nach einem gesunden Distrikte für eine Missionsanstalt umzusehen und womöglich einen Verbindungsweg für diese Binnenländer nach dem See, sei es nach Ost oder West, zu eröffnen. Eine Straße für regelmäßigen Handel erschien um so wünschenswerter, als bereits die Pest des Sklavenhandels bei den Makololo eingezogen war, und zwar nicht früher als im Jahre 1850. Die Mambari, ein auf der Westseite in der Nähe von Biha ansässiger Stamm, durchziehen als Handelsleute weite Strecken dieses Teiles von Afrika und waren endlich auch zu den Makololo gekommen, wo sie für alte Flinten, Kattun u. dgl., unter Ablehnung von Vieh oder Elfenbein, vierzehnjährige Knaben verlangten. Das Verkaufen von Menschen war bis dahin etwas Unerhörtes gewesen, aber Sebituane konnte dem Reize der Feuerwaffen nicht

widerstehen und gab die Knaben aus Familien seiner Dienstleute her. Ja, die Mambari brachten ein förmliches Kompaniegeschäft zustande, indem sie den Makololo Gewehre liehen, damit sie gegen einen benachbarten Stamm einen Beutezug unternehmen konnten, von welchem das geraubte Vieh den Makololo verbleiben, die Gefangenen den Händlern gehören sollten. Der Streich brachte den Händlern wenigstens 200 Sklaven ein. Dieses kaum erst eingerissene Übel durch einen ehrlichen Austausch von Fabrikaten und Produkten zu ersticken, war natürlich des Missionärs eifriger Wunsch.

Im April 1852 befand sich Livingstone in der Kapstadt, um seine Angehörigen heimzuschicken und sich auf seine nächste und größte Reise vorzubereiten. Die Direktoren der Mission hatten seine Pläne vollkommen gebilligt und ihm völlig freie Hand gegeben. Im Juni verließ Livingstone die Kapstadt und durchzog in kurzen Tagemärschen das Gebiet der Kolonie. Die langsame Art, mit dem Ochsenwagen zu reisen, gewährte den Vorteil, daß er das reiche Natur- und Völkerleben jenes Gebiets genauer beobachten konnte. So gelangte er über den Orangefluß in das Land der Griqua. Griqua heißen alle von Hottentotten und Europäern abstammenden Mischlinge Südafrikas. Die hier erwähnten stammen von Holländern her, die mit Hottentotten- und Buschmännerfrauen sich verbunden hatten. Eine Reihe von Jahren waren sie von einem selbstgewählten Häuptling, Namens Waterboer, regiert worden, der auch von der Kolonialregierung vertragsmäßig eine gewisse Summe zur Unterhaltung von Schulen jährlich erhielt, da er als kräftiger Hüter der Nordwestgrenze der Kapkolonie sich verdient gemacht. So lange er regierte, kam kein Viehraub vor, den er aufs strengste verboten hatte, so schwer ihm auch immer die Aufrechterhaltung dieses Verbots wurde, denn auf Raub von Vieh auszuziehen, war bei den Griqua eine ebenso eingewurzelte und sozusagen herkömmliche und erlaubte Sitte als bei den Kaffern. Da keiner der südafrikanischen Stämme unter einer despotischen Regierung steht, so gab es immer unter den Vornehmeren oder Unterhäuptlingen der Griqua einige, die sich nicht an die Vorschriften Waterboers gebunden erachteten und räuberische Überfälle auf die Dorfschaften benachbarter Stämme unternahmen. Sechs solcher Rädelsführer wurden einst vor seine Ratsversammlung gefordert, verhört, verurteilt und hingerichtet. Dies hatte einen Aufstand zur Folge, den er mutvoll und nachdrücklich bezwang, sodaß von nun an während der dreißig Jahre, die er noch regierte, nie wieder ein Raubzug stattfand. Mit gleicher Energie verbot er stets die Einfuhr spirituöser Getränke, als er sich von ihrer verderblichen Wirkung überzeugt hatte.

Schon vor seiner Abreise aus der Kapstadt hatte Livingstone bedrohliche Gerüchte gehört von einem Überfall, welchen die holländischen Boers gegen seine Freunde, die Bakuena, vorbereiteten, und er sollte leider im späteren Verlauf seiner Reise mit eignen Augen die Greuel sehen, welche die Sklaverei im Gefolge hat. Von den zahlreichen holländischen Kolonisten, welche sich bekanntlich der englischen Herrschaft durch Auswanderung aus der Kolonie entzogen, weil sie ohne Sklaven nicht glaubten auskommen zu können, hat sich ein Teil über den Vaalfluß zurückgezogen (daher Transvaalboers genannt)

und in den Kaschau- oder Magalisbergen, der alten Heimat Mosilikatsis, festen Fuß gefaßt. Hier haben sie gegen die armen benachbarten Betschuanenstämme ein greuliches Sklavereisystem ins Werk gesetzt; denn nicht nur, daß sie dieselben zu Feldfrondiensten zwingen, sie stellen auch förmliche Treibjagden an, um Kinder in ihre Gewalt zu bringen und aus ihnen Haussklaven zu machen. Die Kinder raubt man am liebsten so jung als möglich, damit sie um so eher ihre Eltern und auch ihre Muttersprache vergessen. Es wäre unglaublich, wenn es nicht der ehrliche Livingstone erzählte, wie abscheulich die Boers bei solchen Gelegenheiten zu Werke gehen. Hat man einen solchen Mord- und Raubzug vor, so ist meist der Vorwand zur Hand, der zu überfallende Stamm gehe mit Rebellion um; die unmenschlichsten Schlächtereien geschehen so „um des Friedens willen". Die bewaffneten und berittenen Bauern rücken niemals auf ein solches Unternehmen aus, ohne einen Haufen unterworfener Betschuanen zum Mitgehen zu zwingen. An dem dem Verderben geweihten Dorfe angekommen, werden letztere reihenweise in der Fronte als Schild aufgestellt, und die Bauern feuern nun kaltblütig so lange über ihre Köpfe weg, bis die Angegriffenen fliehen und Weiber, Kinder und Vieh den Angreifern zur Beute überlassen. Natürlich fühlt sich diese kleine Gemeinschaft von Übelthätern inmitten so vieler Tausende, wenn auch energieloser Wilden doch nie recht sicher, besonders seit nach der Entdeckung des Ngamisees die Straße dahin sich mit Fremden und Händlern belebte, welche Gewehre und Munition an die Eingebornen verkauften. Sie sperrten auch mehrmals den Weg an der Wüste entlang und trieben die Händler zurück oder plünderten sie aus. Namentlich waren ihnen die Bakuena ein Dorn im Auge, und sie forderten Sitschili unablässig auf, ihre Oberherrschaft anzuerkennen und den Engländern sowie den Griqualeuten den Eintritt und Durchgang durch sein Gebiet zu verwehren. Sitschili antwortete den Aufdringlichen stets: „Ich bin ein unabhängiger Häuptling und von Gott hierher gesetzt, nicht von euch. Mich hat Mosilikatsi nie besiegt, wie die, die euch gehorchen. Die Engländer sind meine Freunde, ich kann sie nicht hindern, zu kommen und zu gehen, wie es ihnen beliebt."

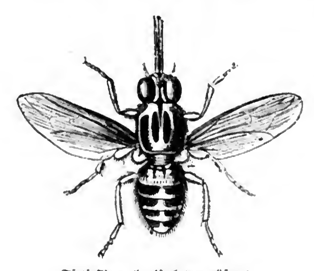
So wuchs die Spannung von Jahr zu Jahr, und Livingstone selbst war ein großer Stein des Anstoßes für die Bauern. Ein eiserner Topf, den er dem Häuptlinge geliehen, sollte schlechterdings eine Kanone sein; die wenigen Flinten, welche in die Hände der Bakuena kamen, wuchsen durch das Gerücht auf so viele Hunderte. Endlich kam, 1852, der lang gehegte Plan, die Bakuena und die Missionäre zu vertreiben und dadurch die Straße nach dem Norden ungangbar zu machen, zur Ausführung. Vierhundert Bauern mit einer Kanone überfielen Sitschilis Kraal, töteten 60 Leute, verbrannten den Ort und führten gegen 200 Schulkinder und mehrere Erwachsene sowie alles Vieh mit sich fort. Livingstones Haus wurde ausgeplündert, auch eine Warenniederlage ausgeraubt, welche fremden Engländern gehörte. Sitschili verteidigte sich mit seinen Leuten vom Morgen bis zum Abend, wo sie in die Berge flohen. Von den Bauern fielen 28, ein unerhörter Fall, denn bei allen früheren Raubzügen hatte nie ein Bauer einen Tropfen Blut verloren. Um so höher

stieg die Wut gegen Livingstone, denn wer anders als er konnte die Bakuena gelehrt haben, Bauern zu töten!

Der Doktor befand sich zur Zeit der Katastrophe noch in Kuruman. Sie verbreitete solchen Schrecken in der Gegend, und die Drohungen der Bauern gegen ihn waren so feindselig, daß niemand in seinen Dienst treten mochte und er somit genötigt war, die Reise nach dem Norden um ein paar Monate aufzuschieben. Endlich war auch dies Hindernis beseitigt, und am 20. November konnte die Reise angetreten werden, welche zunächst zu dem jämmerlich verwüsteten Kolobeng und dann nach Litubaruba, dem Orte führte, wohin die von aller Habe entblößten, dezimierten und im Elend schmachtenden Bakuena sich zurückgezogen hatten. Früher schon war man Sitschili begegnet, der auf einer Reise nach dem Süden begriffen war und alles Ernstes vorhatte, nach England zu gehen, um die Bauern bei der Königin zu verklagen. Er ließ sich auch durch die Vorstellung der Schwierigkeiten einer solchen Reise nicht von seinem Entschlusse abbringen und kam wirklich bis nach der Kapstadt, wo die Erschöpfung seiner Mittel ihn zur Heimkehr nötigte.

Was Sitschili und seine Leute durch die Boers an Menschen und Vermögen eingebüßt hatten, gewannen sie an Vertrauen bei ihren unter der Botmäßigkeit jener lebenden Landsleuten. Scharenweise flohen diese von ihren Unterdrückern und schlossen sich dem Stamme der Bakuena an, und Sitschilis Macht wurde bald größer, als sie vordem gewesen war.

Nach soviel traurigen Erfahrungen ward Livingstone auch eine angenehme Überraschung zu teil, indem er mit dem Reisenden J. Macabe zusammentraf. Derselbe war von einer Expedition nach dem Ngamisee zurückgekehrt, die er etwas südlich von Kolobeng aus mitten durch die Wüste hindurch unternommen. Nachdem er zunächst das südöstliche Ufer untersucht, hatte er, den Suga überschreitend, den nördlichen Teil desselben umgangen und ist so der einzige europäische Reisende, der diesen See von allen Seiten kennen gelernt hat. Auch noch zwei andre Engländer hatten um dieselbe Zeit die Wüste hin und zurück durchzogen. Durch diese verschiedenen Reisen bestätigte sich übrigens, daß die Angaben der Eingebornen über die Beschaffenheit der Wüste im allgemeinen immer richtig gewesen waren.



Tsetsefliege (dreifach vergrößert).



Die Büffelkarawane.

III.

Livingstones große Reise an die Westküste.

Die Bamanguatoberge. — Aus dem Sanschureh in den Tschobi. — Ankunft in Linyanti. — Die Makololo und Makalaka. — Livingstones Missionsversuche. — Reise mit den Barotse. — Die Balonda. — Empfang bei Schinti. — Häuptling Katema. — Der Dilolosee. — Im Gebiet der Tschiboke. — Die Baschindschi. — Kassandschi. — Ankunft in Loanda. — Angola. — Pungo Adongo. — Der Muata Kasembe. — Der Häuptling Katema.

Am 15. Januar 1853 verließ Livingstone die unglücklichen Bakuena und lenkte der Wüste zu. Das vergangene Jahr war ein ungewöhnlich regenreiches gewesen und die Wüste hatte sich dadurch in ein unendliches Melonenfeld verwandelt. Man konnte sie in jeder beliebigen Richtung überschreiten, denn die Zugtiere bedurften bei der saftigen Kost kein Wasser und verlangten gar nicht danach.

Der Reisezug nahm im allgemeinen die vorjährige Richtung. Die Bamanguatoberge bilden die letzte Bodenerhebung nach Norden zu, und hinter ihnen breitet sich wieder die endlose Ebene, welche Raum gibt für monatelange Reisen. Diese Berge sind etwas Besonderes für den afrikanischen Süden; sie bestehen aus schwarzem Basalt, der, säulenförmig mit sechseckigen Spitzen

kristallisiert, in 200—300 m hohen Wänden steil aus dem Flachlande aufsteigt. Ihre labyrinthischen Zerklüftungen und Spalten dienen Sekhomo und seinen Leuten als Schlupfwinkel und natürliche Festungen gegen die Überfälle der Matebele. Diese Zerklüftungen rühren von der plötzlichen Einwirkung von Kälte auf die durch die Tageshitze ausgedehnten Teile her; diese letzteren, indem sie die Abhänge der Hügel hinabglitten und sich dann gegeneinander lehnten, bildeten oft wieder Höhlen. An vielen Stellen sind noch Spuren von Lavaströmen zu erkennen. Übrigens sind die Felsen hier und da noch mit schönem Baumwald bewachsen. Das große Flachland aber ist trostlos eintönig: gelber weicher Sand, mit Grasbüscheln von Hutgröße und Dornen besetzt und hier und da mit salzigen Ausblühungen überzogen. Hier werden von den Bamanguato großartige Schaf- und Ziegenherden gehalten, die bei Gras und Salz trefflich gedeihen. Die in Lederschläuchen aufbewahrte geronnene Ziegenmilch bildet ein vorzügliches Nahrungsmittel. Nchokotsa, Kubi und andre Punkte, die man berührte, sind Halte- und Tränkplätze, wo man aus Schlamm Wasser zu gewinnen verstehen muß.

Weiter ging es über die ungeheure Salzpfanne Ntwetwe, die so eben ist, daß man auf ihr wie auf der See astronomische Aufnahmen machen kann. Hier gewähren Landschildkröten eine sehr angenehme Speise. Aus den Schalen der Jungen werden Schächtelchen gemacht, welche die Frauen mit wohlriechenden Wurzeln anfüllen und sich umhängen; die Schalen der größeren dienen zu Schüsseln. Dann kam man in eine Region von Baobab oder Affenbrotbäumen (bei den Betschuanen „Mowana“ genannt), jenem durch Größe, Lang- und Zählebigkeit so merkwürdigen Produkte des Pflanzenreichs. Man mag den Baum noch so oft abschälen — was die Eingebornen häufig thun, um aus dem Baste Stricke zu machen — er schwitzt eine neue Rinde aus und grünt fort, als sei nichts geschehen. Weder Feuer, noch Aushöhlung, noch selbst Umhauen tötet ihn, denn er wächst noch am Boden liegend fort. Sein Holz ist schwammig und weich, und die Axt dringt bei einem kräftig geführten Schlage so tief ein, daß sie nur mit Mühe wieder herausgezogen werden kann. Als Gesellschafter dient ihm dort der Eisenholzbaum, eine Bauhinia, auf deren Blättern ein Insektenlarve unter einem Deckel oder Hüttchen aus einer selbstbereiteten süßschmeckenden Gummimasse lebt. Die Eingebornen sammeln und verzehren dieses natürliche Konfekt in großen Massen, und eine fette große Raupe, welche derselbe Baum beherbergt, bildet die animalische Zukost. Die Einwohner hier und in der Gegend bis nach dem Tschobi hin sind die früher erwähnten Buschmänner erster Klasse, große dunkelfarbige Leute von recht heiterer Gemütsart, denen ihr Land Wasser und Nahrung in Fülle liefert. Sie waren gegen die Reisenden stets freundlich. Im weiteren Vorrücken kam man in immer reicher mit Wasser, Wäldern, Busch und riesigem Gras ausgestattete Gegenden. Auch das Großwild wurde immer häufiger und zeigte fast gar keine Furcht; Kudus, Gnus, Zebras, Büffel u. s. w. standen umher und schauten verwundert die fremden Eindringlinge an. Aber nun kam auch das leidige Fieber über die Reisenden; in den ersten Tagen des März kamen außer dem Doktor die meisten seiner Gefährten zum Erliegen und

die ganze Karawane für längere Zeit zum völligen Stillstande. Noch langsamer als gewöhnlich, die Kränksten auf die Wagen gepackt, ging es in der Folge weiter, größtenteils durch Wälder, in denen die Axt beständig in Thätigkeit sein mußte, um Durchgänge für die Fuhrwerke zu schaffen. Dazu gab es häufige und heftige Regengüsse, die wenigstens keine zu große Hitze aufkommen ließen. Die Vegetation bot manchen interessanten Wechsel. So traten plötzlich Weinstöcke auf, die mit schweren Trauben beladen an den Bäumen aufrankten. Die Trauben oder vielmehr die Kerne waren aber sehr herb. Es kamen indische Feigen, Palmen, Datteln und manche neue Bäume zum Vorschein; das Gras war oft höher als die Wagen. Die ganze Reise ging aber durch so ebene Gegenden, daß ein einzelner 100—150 m hoher, baumbewachsener Hügel, Ngwa genannt, den Reisenden eine wahre Herzstärkung gewährte. Die beim weiteren Vordringen immer zahlreicheren stehenden Gewässer ließen erkennen, daß man sich jetzt auf Überschwemmungsboden und in Flußnähe befand, und endlich stand die Karawane am Sanschureh, der ein Seitenzweig des Tschobi, aber für sich schon ein breiter tiefer Fluß voller Nilpferde ist.

Unter einem prächtigen Baobab wurde ein Lager bezogen, und nachdem man sich einige Tage vergeblich abgemüht, eine Furt durch dieses Gewässer zu finden, bestieg der Doktor mit noch einem Manne einen mitgebrachten Ponton, fuhr hinüber, und nun begann ein drei Tage langes abenteuerliches Herumarbeiten in nassen Wiesen, im Gewässer und Geschilfe. Zwar wurde schon am ersten Tage das Ufer des Hauptstroms gefunden, aber die größte Schwierigkeit war eben, durch die Schilfwälder hindurch ins freie Wasser zu gelangen. Auf und ab zogen die beiden Wanderer, um eine günstige Gelegenheit zu erspähen; hier und da gab ihnen ein großer Baum oder Ameisenbau, welche sich hier von mehr als 10 m Höhe vorfanden, Gelegenheit zu einer Umschau. Es waren nicht allein riesige Geschilfe, die überall sich in den Weg stellten, sondern dazwischen gab es noch besondere sägeförmig gezackte Gräser, welche die Hände wie Schermesser zerschnitten, und alles dies war noch von Windengewächsen durchflochten und faschinenartig zusammengeschnürt. Kamen zur Abwechselung statt des Schilfes einmal Papyrusstauden, die sich wie kleine im Wasser stehende Palmenwälder ausnahmen, so war dadurch nichts gebessert. Die Reisenden mußten zweimal in dieser Umgebung übernachten und konnten sich nicht genug wundern über die seltsamen Laute, die in nächtlicher Weile aus dem Dickicht herausdrangen. Da vernahm man unheimliches Flattern, Platschen, Gurgeln, Quieken, überhaupt allerlei Töne, die bald Menschenstimmen ähnlich, bald mit gar nichts Irdischem zu vergleichen waren, so daß es schien, als trieben Kobolde in diesen dunklen Verstecken ihre tollen Scherze. Einmal kam etwas ganz nahe, das wie ein Nilpferd oder ein Boot platschte; man vermutete Eingeborne, stand auf, lauschte und rief und that endlich mehrere Signalschüsse; aber das unbekannte Wesen setzte sein Platschen, ohne sich stören zu lassen, noch eine ganze Stunde lang fort.

Am dritten Tage hatten die beiden ihren Ponton ins Wasser lassen können und befanden sich am Abend noch rudernd auf dem Strome, als sie im letzten Moment vor Dunkelwerden glücklich ein Makololodorf auf einer Insel erblickten.

Es gehörte einem Manne, den der Doktor schon im vorigen Jahre kennen gelernt hatte. Die Leute waren von der Erscheinung der Fremden so überrascht, als ob sie Geister sähen, und sagten in ihrer bilderreichen Sprache: „Er ist aus den Wolken gefallen oder auf einem Flußpferde hergeritten. Wir glaubten, daß niemand ohne unser Wissen über den Tschobi kommen könne, und dieser erscheint wie ein Vogel unter uns!“

Nach einigen Tagen kamen mehrere Vornehme aus der Hauptstadt mit vielen Leuten, um die Reisenden mit Vieh und Geschirr über den Strom zu holen. Die Wagen wurden zerlegt und stückweise auf Kähne gepackt, die Zugochsen von Schwimmern hinübergeführt. Man war nun unter Freunden, und auf einem großen Umwege, um aus dem Bereiche der Überflutung zu kommen, ging der Zug nach der weiter oben am Strome gelegenen Hauptstadt Linyanti, wo die Reisenden am 23. Mai 1853 glücklich eintrafen.

Die ganze Bevölkerung von Linyanti, 6—8000 Menschen, war herausgekommen, weniger um die Fremden als ihre Wagen im Gange zu sehen, die ihnen wie ein halbes Wunder erschienen. Der neue Häuptling, Sekeletu, ein Sohn Sebituanes, erst 18 Jahre alt, empfing den Doktor wie einen sehr geehrten Gast. Die Regentschaft seiner älteren Schwester war nur eine kurze gewesen, da diese Anordnung des verstorbenen Fürsten sich mit der allgemeinen Anschauungsweise gar nicht vertrug. Ein Weib als Häuptling war eine unerhörte Neuerung; dieselbe konnte keine ordentliche Heirat eingehen, denn damit wäre sie Unterthanin des Mannes geworden. Diese Schwierigkeit zu umgehen, hatte Sebituane seiner Tochter gesagt, alle Männer gehörten ihr, sie möge nach Belieben wählen und brauche keinen zu behalten. Sie that es auch, aber der Gewählte wurde nun nicht anders als des Häuptlings Weib genannt, und die Weiberzungen verlästerten das Verhältnis dermaßen, daß die Fürstin in öffentlicher Versammlung erklärte, sie übertrage die Würde auf ihren Bruder Sekeletu und wolle einen Mann und Familie haben wie andre Weiber.

Schon die bloße Nachricht, daß der Doktor im Anzuge sei, hatte eine gute Wirkung: eine Gesellschaft Mambari und Halbportugiesen, die sich des Sklavenhandels halber im Lande eingefunden hatte, packte eiligst auf und machte sich fort. So groß war bereits das Ansehen und der Ruf Livingstones. Die Makololo selbst erwarteten große Dinge von ihm; denn längst waren Gerüchte zu ihnen gedrungen von großen Vorteilen, welche die Missionäre ihren Stammesgenossen im Süden bringen würden.

Einer jener Sklavenhändler, Mpepo genannt, faßte bei dieser Gelegenheit den Plan, seine Gefährten zu bewaffnen und mit ihrer Hilfe sich, nach Ermordung des Sekeletu, zum Beherrscher der Makololo aufzuwerfen. Er lauerte dem Häuptling auf einem Ausfluge, den dieser in Livingstones Begleitung machte, unterwegs auf. Sekeletu aber, als er ihn mit einer kleinen Axt auf sich zustürzen sah, konnte noch zur rechten Zeit sich in ein nahegelegenes Dorf flüchten, wo er wartete, bis Livingstone mit den andern herzugekommen war. Mpepo hatte gleichwohl noch eine Konferenz mit Sekeletu zu erwirken gewußt; sein Benehmen aber schien dem Doktor, der Zeuge war, verdächtig, und so gelang es diesem, den tödlichen Streich abzuwenden, und nachdem einige der

übrigen Mitwissenden das Geheimnis verraten hatten, wurde der Mörder auf Befehl Sekeletus sofort hingerichtet. Dadurch hatte Livingstone Gelegenheit, die eigentümliche Formalität kennen zu lernen, unter der eine Hinrichtung bei den Makololo vollführt wird. Der Verurteilte erbittet sich von dem mit der Exekution Beauftragten noch eine Prise Schnupftabak, und indem er die Hand danach ausstreckt, ergreift ihn jener an der einen Hand und ein andrer an der andern. Beide führen denselben etwa eine Viertelstunde weit und stechen ihn dann nieder. Es darf aber dabei kein Wort gesprochen werden.



Dorf der Makololo.

Das Verfahren in gewöhnlichen Klagesachen, die vor den Häuptling zur Entscheidung gebracht werden, ist etwas weniger summarisch. Der Kläger trägt auf dem Versammlungsplatze dem Häuptling und der Versammlung seine Sache vor. Nachdem er sodann einige Minuten geschwiegen, um sich zu besinnen, ob er nichts vergessen habe, bringen die Zeugen, auf welche er sich beruft, ihre Aussagen vor. Wieder nach einer kurzen Pause erhebt sich langsam der Beklagte, schlägt seinen Mantel fest um sich und beginnt in möglichst ruhiger und besonnener Weise — gelegentlich auch einmal gähnend oder sich schneuzend — seinen Vortrag, die Wahrheit der Klage entweder ableugnend oder zugebend. Zuweilen wirft der Kläger, durch ihn gereizt, seine Gegenbemerkungen dazwischen, worauf sich jener mit den Worten gegen ihn wendet: „Schweige; ich habe geschwiegen, als du sprachst; kannst du dasselbe nicht auch thun? Willst du, daß man nur dich allein höre?“ Die Zuhörer verhalten sich dabei ganz ruhig und die Zeugen bringen ihre Beweise vor, aber ein Eid wird nicht geleistet.

Zur Beteuerung, wenn eine Behauptung angefochten wird, dient nur zuweilen die Formel: „Bei meinem Vater", oder: „Beim Häuptling, so ist es!" Ihre Wahrheitsliebe ist wirklich groß. Wenn ein unschuldiger Armer sich einem Reichen gegenüber verteidigt, so hört man wohl sagen: „Ich bin erstaunt, einen so großen Mann eine falsche Anklage machen zu hören!"

Die Beherrscher des weiten Landes zwischen den Flüssen, die gelbbraunen Makololo, sind, wie schon bemerkt, sehr dünn verteilt; nur eine oder ein paar Familien finden sich in jedem Dorfe. Das Klima sagt ihnen offenbar nicht zu, und die Fieber haben schon bedeutend unter ihnen aufgeräumt, besonders unter den Männern, während die Frauenzimmer wenig davon leiden und demzufolge in auffallender Überzahl vorhanden sind, ein Verhältnis, daß sie selbst am meisten beklagen. Die unterworfenen Stämme werden von den Makololo im allgemeinen Makalaka, Knechte oder Diener, geheißen, während diese den Namen ablehnen und selbst auch Makololo sein wollen. Ihre Knechtschaft ist jedenfalls eine sehr leichte und muß es sein, da niemand sie halten könnte, wenn sie wegen übler Behandlung auswandern wollten. Sie haben hauptsächlich bei der Feldbestellung mit zu helfen, besitzen übrigens ihre eignen Felder und Wirtschaften und leben sonst ziemlich unabhängig. Daneben bestehen, je nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Stämme, Abgaben von allerlei Bodenfrüchten, Tabak, Honig, hölzernen Gefäßen, Kähnen, Feldhacken, Speeren, Fellen, Elfenbein ꝛc. Alles muß dem Häuptlinge gebracht werden, der übrigens das wenigste für sich behält, sondern das meiste unter seine Leute verteilen muß, weil hauptsächlich hierauf seine Popularität beruht. Die Makololoweiber haben sich in die Rolle der Landedeldamen bald gefunden; ungleich ihren Schwestern im Süden, arbeiten sie nur wenig, beschäftigen sich aber fleißig mit ihrem Putz und trinken gern in abgeschlossenen Zirkeln viel Hirsebier, das sehr nahrhaft ist und ihnen die gewünschte und als vornehm geltende Wohlbeleibtheit gibt. Oft wenn sie zu Livingstone kamen, verlangten sie nach dessen Spiegel, und sehr spaßhaft waren ihre mit hellem Gelächter begleiteten Selbstgespräche, wenn sie nun zum erstenmal ihr Abbild darin erblickten; z. B. „Bin ich das?" — „Was für einen großen Mund habe ich!" — „Meine Ohren sind so groß wie Kürbisblätter." — „Ich habe gar kein Kinn." — „Ich würde hübsch sein, aber diese vorstehenden Backenknochen verunstalten mich." — „Was für eine Erhöhung hat mein Kopf in der Mitte!" — Sie haben überhaupt ein scharfes Auge für die Mängel der andern und geben sich danach untereinander Spitznamen.

Die Makololo sowohl als die Makalaka bebauen große, an ihre Dörfer angrenzende Flächen mit allerlei Bodenfrüchten. Dabei besitzen erstere die ganze angeborne Vorliebe des Betschuanen für schönes Rindvieh, wovon es zwei Rassen im Lande gibt. Sie verwenden viel Zeit auf die Pflege und Verschönerung desselben. Solange die Hörner noch im Wachsen sind, schaben sie an einer Seite des Horns etwas weg und veranlassen es dadurch, sich nach dieser Seite zu krümmen. Je phantastischer die Krümmungen ausfallen, für um so schöner hält man das Vieh. Einigen Rindern sind mit glühenden Messern über den ganzen Körper Streifen eingebrannt, um eine andere Haarfärbung an ihm

hervorzubringen, so daß sie wie Zebras aussehen. Andre haben um den Kopf Behänge aus ihrer eignen Haut, die man in der Form von 4—8 cm langen Hängeohren ablöst und so verteilen läßt.

Die Makololo verarbeiten alle ihre Ochsenhäute entweder zu Mänteln oder zu Schilden. Für den ersten Zweck wissen sie die Felle durch Schaben, Einfetten, Aufrauhen ꝛc. so gut herzurichten, daß sie so weich wie Tuch werden. Die sehr dauerhaften Schilde bieten ihnen im Gefecht eine gute Schutzwaffe gegen Wurfspeere, wiewohl sie einzeln ankommende Speere auch ohne Schild nicht fürchten, sondern ihnen durch Seitensprünge auszuweichen wissen. Ihre Geschicklichkeit im Speerwurf ist groß. Sie werfen dieselben aufwärts, damit dieselben, im Bogen von oben kommend, eine um so größere Kraft ausüben.

Gastfreundschaft gegen Fremde halten die Makololo für eine Pflicht, der sich besonders der Häuptling und die Unterhäuptlinge nicht entziehen dürfen. Ein so bedeutender Mann wie Livingstone war daher eines zuvorkommenden Empfanges sicher. Man hatte schon vorher ein Maisfeld für ihn angepflanzt, damit er zu leben habe. Der Häuptling gab ihm Ochsen, Milchkühe und andre Lebensmittel und fragte beständig nach seinen Wünschen. Aber bei aller Zuvorkommenheit wollte er anfänglich von christlicher Unterweisung nichts hören. Er möge, äußerte er, das „Buch" nicht lesen lernen, denn er fürchte, es müsse sein Herz umwandeln wie Sitschilis, der jetzt nur mit einem Weibe lebe, während er selbst wenigstens fünf Weiber haben müsse. Livingstone drängte ihn nicht, überließ vielmehr alles seinem eignen Ermessen. Mit der Zeit brachte der Doktor doch regelmäßige Versammlungen zustande, zu denen die Leute, durch einen Ausrufer aufgefordert, sich zahlreich einfanden. Die Versammlungen waren kurz und wurden durch Vortrag und Auslegung einer Bibelstelle und Gebet ausgefüllt. Daneben wirkte Livingstone als Arzt, aber immer im Einverständnisse mit den einheimischen Doktoren, oder bei solchen Patienten, die von jenen schon aufgegeben waren.

Nach einiger Zeit entschlossen sich auch einige Männer zu dem Wagstücke des Lesenlernens, denn die Schrift erschien allen als etwas ganz Unbegreifliches und daher Unheimliches. Eine Anzahl Männer lernten das Alphabet in kurzer Zeit und wurden verwendet, ihre Kenntnis weiter zu verbreiten, und als der Häuptling sah, daß das Lesenlernen ohne Unglück ablief, fing er selbst an, sich darin zu versuchen.

Von den gebildeteren Einwohnern der Stadt des Häuptlings beklagten sich, wenn Livingstone sich über die Lehren des Christentums des Abends mit ihnen unterhielt, die älteren Leute, daß ihr Gedächtnis nicht mehr stark genug sei, diese Dinge zu behalten — „sie laufen uns wieder davon", äußerten sie — während einige jüngere Leute sich wenigstens dafür zu interessieren schienen und untereinander darüber sprachen. Auf die große Masse aber machten die Lehren keinen besonderen Eindruck. Nachdem die Leute längere Zeit mit einer gewissen Gleichgültigkeit zugehört hatten, pflegten sie gewöhnlich zu sagen: „Das verstehen wir nicht."

Bemerkenswert ist, was uns der scharf beobachtende Livingstone bei dieser Gelegenheit über ihre sittlichen Anschauungen bemerkt. „Sie suchen nicht, wie

die Menschen so oft zu thun pflegen, das Böse vor ihrem geistlichen Lehrer zu verbergen, doch wurde es mir recht schwer, zu einer bestimmten Ansicht über ihren eigentlichen sittlichen Charakter zu kommen. Zuweilen ist ihre Handlungsweise ganz vortrefflich, während sie andre Male merkwürdigerweise gerade das Gegenteil thun. Ich konnte nicht hinter den Beweggrund kommen, welcher sie zum Guten antreibt, und ebensowenig die Gewissenlosigkeit oder Gefühllosigkeit mir erklären, mit welcher sie oft das Böse vollbringen. Nach längerer Beobachtung mußte ich mir jedoch schließlich sagen, daß sie gerade dieselbe Mischung von Gut und Böse darbieten, wie die Menschen überall. Der unbeirrt andauernde, grundsätzliche Wohlthätigkeitssinn, den bei uns in England die Reichen gegenüber den Hilfsbedürftigen bewähren, oder die geräuschlose gegenseitige Unterstützung der Ärmeren untereinander findet sich allerdings nicht bei ihnen, aber dennoch kommen Beispiele echter Herzensgüte und Freigebigkeit häufig unter ihnen vor. Die Reichen sind freundlich gegen die Armen, erwarten aber dafür Dienste von denselben; ein Armer, der gar keine Verwandten hat, wird selten auch nur einen Trunk Wasser gereicht bekommen, wenn er krank ist, und stirbt er, so wird sein Leichnam unbeerdigt den Hyänen zum Raube überlassen. Nur Verwandte lassen sich herbei, einen Toten anzurühren." Verstoßene Angehörige eines andern Stammes lassen sie zuweilen ruhig dem Hungertode preisgegeben sein, während anderseits unserm Reisenden Beispiele bekannt wurden, daß Männer und Frauen sich verwaister Kinder annahmen und diese so sorgfältig wie ihre eignen Kinder aufzogen. Dabei wissen sie wohl gutes Benehmen und tadellosen Wandel Fremder, die unter ihnen leben, zu schätzen, und jung und alt giebt genau auf deren Handlungen acht. Keiner würde Einfluß und Ansehen bei ihnen erlangen, der nicht rein dasteht, obgleich sie nie unbillig und lieblos in ihren Urteilen sind. Über Tötungen, die er in der Schlacht verübt, fühlt ein Makololo nie Gewissensbisse; wenn er aber einen Raubzug auf eigne Faust unternimmt und dabei einen Mann von Ansehen tötet, so machen die andern ihre Anmerkungen darüber und bringen die Sache immer wieder von neuem in Erinnerung, was jenem auch stets hinterbracht wird, und diese wiederholte Aufregung des Gewissens erzeugt oft Wahnsinn. Die davon Betroffenen entfliehen dann gewöhnlich ihrem Stamme und nie wird wieder etwas von ihnen gehört.

Nachdem Livingstone sich einige Wochen in Linyanti aufgehalten, machte er sich in weiterer Verfolgung seines Hauptzweckes wieder auf die Reise gegen Norden. Bis Nariele, der Hauptstadt des Landes der Barotse, das den Makololo ebenfalls unterworfen ist, ging der Doktor in Gesellschaft des Häuptlings Sekeletu, welcher etwa 160 Begleiter bei sich hatte. Es gewährte einen heitern und bunten Anblick, diese Reisegesellschaft in der Ebene sich hinschlängeln zu sehen in ihren mancherlei Trachten und Kopfputzen von Straußfedern, Ochsenschwänzen oder Löwenmähnen. Die Reise ging durch zahlreiche Dörfer der Makalaka, deren Vörsteher stets ein Makololomann war. Der fette Anschwemmungsboden gestattet eine ausgedehnte Viehzucht und die Zahl der hier lebenden Antilopen — Nakong und Letsche — ist ungeheuer, obwohl alljährlich große Mengen bei den Jagden getötet werden.

An dem großen Flusse angekommen, hatte die Gesellschaft einige Rasttage, da erst die nötigen Kähne aus den verschiedenen Dörfern requiriert werden mußten. Der Fluß heißt in dieser Gegend Liambai, anderwärts je nach den Dialekten der Anwohner Luambesi, Ambesi, Odschimbesi, Sambesi u. s. w.; aber die Bedeutung dieser verschiedenen Namen ist stets dieselbe: der große Fluß oder der Fluß schlechthin. Der Wildstand an seinem nördlichen Ufer ist noch reicher und mannigfaltiger als auf den Ebenen nach dem Tschobi hin; es giebt da zahlreiche Herden von Büffeln, Zebras, Elen- und andern Antilopen, unter diesen eine sehr zierliche von nur 50 cm Höhe. Dieses Ufergelände wird zwar auch alljährlich überschwemmt, aber es finden sich zahlreiche, mit Bäumen bewachsene kleine Hügel, die über Wasser bleiben.

Auf einer Flotte von 33 großen Kähnen ging nun die Reise rasch den majestätischen Strom aufwärts, der öfter eine halbe Stunde breit und mit vielen bewaldeten Inseln geschmückt ist. Die Makalaka sind ausgezeichnete Ruderer, Schwimmer und Taucher; die Makololo, ihre Oberherren, verstehen von alledem nichts und finden sich auf dem Wasser durchaus unbehaglich. Die landschaftliche Szenerie des Flusses gestaltete sich, je weiter man kam, immer reizender; das Uferland wurde bald hügelig und felsig, und Ufer wie Inseln bedeckten schöne Waldungen. An beiden Flußufern zeigten sich zahlreiche Dörfer der Banjeti. Dieses fleißige, aber arme Völkchen, das wegen der Tsetseplage kein Vieh halten kann, bebaut emsig den Boden, jagt mit Geschick Nilpferde und zeichnet sich durch nette Holz-, Töpfer- und Eisenarbeiten aus. Weiter hinauf hat der Fluß in seinem felsigen Bette mehrere Wasserfälle, darunter einen von 10 m Höhe. Noch weiter oberhalb treten die hohen bewaldeten Ufer des Flusses zurück und lassen ein Wiesenthal von fast 100 englischen Meilen Länge zwischen sich, in dessen Mitte sich der Fluß zwischen Geschilfe langsam hinwindet. Dies ist das eigentliche Barotsethal, das alljährlich, wie Egypten vom Nil, von seinem Strome völlig überschwemmt wird und dann einen großen See bildet, aus dem die Dörfer der Bewohner wie Inseln emporragen. Die kleinen Hügel, auf denen diese Wohnungen stehen, sollen zum Teil künstlich angelegt sein. Auch der Hauptort, Nariele, steht auf einem solchen. Alle Ortschaften sind nur klein, da die Leute als Viehzüchter über das Land zerstreut leben. Die Eingebornen ziehen aus dem fruchtbaren Boden doppelte Ernten; das Rindvieh gedeiht in den Marschen wundervoll. Außer den anderwärts gebräuchlichen Feldfrüchten baut man hier, da die größere Wärme es gestattet, auch Bataten, Yams, Maniok und Zuckerrohr, welches letztere gekaut wird, denn von Zuckerbereitung weiß man nichts. In einem Dorfe fand Livingstone auch eine indische Banane, welche die Eingebornen wegen der von den Zweigen sich herabsenkenden Wurzeln, aus denen sich wieder neue Stämme bilden, den „Baum mit Beinen“ nennen. Auch von einer eigentümlichen Art und Weise der Salzgewinnung, die ein Eingeborner mit seinen zwei Weibern und Kindern eben vornahm, ward Livingstone Zeuge. Sie verbrannten nämlich Binsen und Tsitlastengel unter einem aus Baumzweigen gemachten bienenkorbartigen Trichter und thaten die Asche dann in eine mit Wasser angefüllte Kalebasse; aus dieser ließen sie durch eine kleine Öffnung

das Wasser ablaufen und an der Sonne verdunsten, wobei dann gerade so viel Salz zum Vorschein kam, als zu einer Mahlzeit ausreichte. Der Fluß und die Weiher wimmeln von Fischen und Wasservögeln. Das Barotsethal ist sonach ein Land des Überflusses, und die Einwohner sagen mit Stolz: „Bei uns kennt man den Hunger nicht“. Dafür kennt man aber ein andres Übel, die Fieber, nur zu sehr. Wenn die ausgetretenen Gewässer sich zurückziehen, wird die Luft von faulenden Pflanzenstoffen so verpestet, daß selbst auf den benachbarten Anhöhen keine gesunde Stelle anzutreffen ist. Livingstone konnte sich also bald überzeugen, daß auch hier die Gelegenheit zu einer bleibenden Ansiedelung nicht gegeben sei. Er beschloß, die oberen Gegenden des Flusses zu untersuchen und trennte sich zu Nariele von Sekeletu. Dieser hatte ihm Ruderer und andre Begleiter mitgegeben, worunter einer einen Herold vorstellte, damit der Doktor mit der gehörigen Würde in die Dörfer einziehen könne. Bei solchen Gelegenheiten schritt er voran und brüllte aus vollem Halse: „Der Herr kommt, der große Löwe!“ Der Doktor wurde überall aufs zuvorkommendste empfangen. Ohne eine gesundere Gegend anzutreffen, ging er über die Makologrenze hinaus bis an den Vereinigungspunkt der beiden Flüsse, welche, nebst vielen kleineren, netzartig untereinander verbunden, den Liambai bilden. Ein Zufluß scheint von Osten herzukommen, der andere, der Liba, fällt von Nordwesten ein. Der Doktor kehrte um mit der Absicht, später den Libafluß aufwärts zu gehen, um womöglich das portugiesische Loanda an der Westküste zu erreichen.

Da der junge Häuptling zum erstenmal diesen Teil seines Gebietes besuchte, so gab es viele festliche Tage. Die Dorfvorsteher brachten an Ochsen, Milch und Hirsebier mehr herbei als die zahlreichen Begleiter des Fürsten vertilgen konnten, obwohl sie hierbei Erstaunliches leisteten. Die Freude des Volkes äußerte sich hauptsächlich in Tänzen und Gesängen, oder eigentlicher gesagt in Trampeln und Brüllen. Die Männer stehen dabei halbnackt im Kreise, eine Keule oder eine Streitaxt in der Hand, stampfen mit den Füßen abwechselnd den Boden, werfen Köpfe und Arme nach allen Richtungen umher und unterhalten dabei ein entsetzliches Gebrüll. Der Schweiß strömt den Tänzern vom Leibe, und dicke Staubwolken steigen unter ihren Füßen auf; aber der Tanz gefällt ihnen dennoch, und Sekeletu gab solchen Künstlern jedesmal einen Ochsen zum besten.

Mit rasender Schnelle fuhr endlich die kleine Flotte wieder den Strom herunter bis zur Stadt Sescheke, und der Landweg bis Linyanti war dann bald abgethan. Der Ausflug hatte neun Wochen gedauert, und obwohl der Häuptling, wie das ganze Volk, den Doktor stets mit größter Rücksicht behandelten, so waren ihm doch die Manieren dieser rohen Naturkinder recht lästig geworden, und er lernte nun die erziehenden Wirkungen der Missionsarbeiten um vieles höher schätzen, da er den jetzigen Zustand der südlichen Betschuanenstämme mit ihrem früheren vergleichen konnte, von welchem die Makololo das Muster abgaben. Im ganzen — so äußert sich Livingstone in einem Briefe — zeigten sie sich als Wilde ersten Ranges; das Tanzen, Lärmen, Singen, Possenmachen, Anekdotenerzählen, Murren, Streiten, Morden und

die Gemeinheiten, dabei ihren ewigen Bombast fortwährend mit anzuhören und zu sehen, sei für ihn einer ziemlich harten Strafe gleichgekommen.

Die Idee einer direkten Verbindung mit der Seeküste hatte bei den Makololo einen sehr günstigen Boden gefunden. Sie merkten wohl, daß sie übervorteilt wurden, wenn sie von den herumziehenden Mambarihändlern für Elefantenzähne nur kleine Stücke Kattun oder grobes Wollenzeug in Tausch erhielten. — Aus verschiedenen Gründen entschied sich der Doktor, keinen näheren Küstenpunkt als Loanda aufzusuchen. Man wartete nur auf das kühlere Novemberwetter, um eine Expedition abzufertigen. Der Häuptling überwies 27 Männer als Begleiter; zwei derselben waren echte Makololo, die übrigen gehörten den verschiedenen unterworfenen Stämmen an. Da die Reise nur anfangs in Kähnen gehen konnte und später zu Fuß fortgesetzt werden mußte, so war der Reisebedarf höchst kompendiös und tragbar einzurichten. Außer einigen Gewehren und Schießbedarf nahm man nur kleine Vorräte von Zwieback, Thee, Kaffee und Zucker mit, daneben die astronomischen Instrumente und Bücher, Arzneien und eine Zauberlaterne, die in der Folge recht ersprießliche Dienste hat. Für außerordentliche Fälle war noch ein Rest von 10 kg Glasperlen als geheimer Schatz vorhanden.

Am 11. November 1853 verließ die Karawane Linyanti und bestieg die Kähne, um den außerordentlich gewundenen Tschobi hinunter in den Liambai zu fahren, was in 42 Stunden gethan war. Die Tschobiufer zeigen nicht überall die beschriebenen Schilfwälder, sondern sind in gewissen Strichen hoch und gleich denen des Souga mit schönen Wald- und wilden Fruchtbäumen bestanden. Den Liambai nunmehr aufwärts fahrend, kamen die Reisenden wieder nach Seschehe, einer am nördlichen Ufer gelegenen belebten Ortschaft, wo ein Schwager Sebituanes befehligte und einige Makalakastämme einer Handvoll Makololo gehorchen. Nach einigem Aufenthalte hier, welchen der Doktor zu religiösen Vorträgen für die sich zahlreich versammelnden Schwarzen benutzte, ging es stromaufwärts weiter, wenn auch nicht sehr eilig, da man vor den verschiedenen Uferdörfern warten mußte, bis die Bewohner, den Befehlen Sekeletus zufolge, die Flotte mit Eßwaren versorgt hatten.

Die schwarzen Völkerschaften, unter denen sich der Doktor nun bewegte, zeigen nicht mehr eine so gänzliche Unbekümmertheit um übersinnliche Dinge wie die Betschuanen; sie scheinen einen andern Zustand nach dem Tode anzuerkennen; der Tag nach dem Wiedererscheinen des Mondes ist für sie eine Art Feiertag und sie warten mit Spannung auf den ersten Schimmer des neuen Mondlichtes, um ihm mit lautem Geschrei ihre Bitten oder Wünsche vorzutragen. So riefen des Doktors Begleiter: „Laß unsre Reise mit dem weißen Manne glücklich sein — laß unsre Feinde untergehen — laß des Doktors Kinder reich werden!“ u. s. w.

Am 9. Dezember trafen die Reisenden wieder in Nariele ein. Es hatte sich aber inzwischen ein fataler Fall ereignet. Die Makololo hatten, unter Gutheißung von Sekeletus Onkel und Stellvertreter im Barotsethal, einen kleinen Kriegszug stromaufwärts unternommen, gerade in der Richtung der projektierten Reise, und ein zweiter Zug war bereits im Werke. Dort wohnten unter einem

Sohne des ehemaligen Häuptlings des Thales Barotseleute, welche von den Makololo zurückgewichen waren und nun auch andre ihrer Landsleute aus dem Thale nach sich zu ziehen suchten. Livingstone hatte hier wieder Gelegenheit zu einem Friedenswerke. In einer Volksversammlung stellte er den Leuten vor, wie unrecht ein solches Verfahren sei, wie sehr es den Absichten Sekeletus widerstreite. Man gab ihm recht und stellte ihm einige bei dem Zuge gemachte Gefangene zur Verfügung, um sie unterwegs ihren Angehörigen wieder zurückzugeben und den Angriff, als ohne Wissen des Häuptlings vorgenommen, zu entschuldigen. Hierbei macht Livingstone die Bemerkung, daß die Einführung und Verbreitung von Feuerwaffen in Afrika dieselbe Wirkung habe, die sie bei uns gehabt, nämlich, daß die Kriege seltener oder weniger blutig werden. Äußerst selten nur höre man von Kriegen zwischen zwei Stämmen, die im Besitze von Flinten sind, zumal im Süden, wo dergleichen nur als Raubzüge zur Erbeutung von Vieh unternommen zu werden pflegten.

Nachdem sich die Reisenden noch mit einer Anzahl Ochsen zum Reiten und zu Geschenken für die anzutreffenden Häuptlinge versehen hatten, fuhren sie unter den Segenswünschen der ganzen Bevölkerung weiter. Unmassen von Fett und Butter waren zusammengebracht und ihnen ebenfalls aufgeladen worden, da diese Artikel überall zu den willkommensten Geschenken gehören.

Das Bestreichen der Haut mit Butter hemmt den übermäßigen Schweiß und dient zugleich gewissermaßen als Bekleidung in der Sonne sowohl als im Schatten. Ein Geschenk begleiteten die Makololo übrigens stets mit gewissen Redensarten bescheidener Artigkeit; z. B. wenn einer einen Ochsen brachte, so sagte er: „Hier ist ein kleines Stück Brot für dich“ — ganz im Gegensatz zu den Betschuanen, die, wenn sie eine erbärmliche Ziege gaben, dies unter dem großsprecherischen Ausruf thaten: „Sieh hier diesen Ochsen“.

Oberhalb des Barotsethales kommt eine unbewohnte Uferstrecke; aber Wild und Wasservögel waren in Unmassen vorhanden, so daß die Karawane in fortwährendem Überflusse lebte. Flüge grüner Tauben erhoben sich von den Bäumen, an denen die Reisenden vorüberkamen; der schöne Trogon mit scharlachroter Brust und schwarzem Rücken ließ seinen, den Tönen einer Leier gleichenden Ruf ertönen, den die Eingebornen als gute Vorbedeutung für die Jagd mit „Nama, Nama!“ (d. i. Fleisch) beantworteten; viele andre noch merkwürdigere Vögel wurden gesehen, die aber Livingstone nicht sammeln konnte, weil er nicht durch Vermehrung seines Gepäcks die Raubsucht der Einwohner rege machen durfte. — In der Nähe der Einmündung des Liba wurden die mitgebrachten Gefangenen an verschiedenen Punkten in ihre Heimat entlassen, unter passenden Erklärungen und Friedensermahnungen an Masiko, den Häuptling der freien Barotse.

Das Gewässer des Liba ist schwarz im Vergleich mit dem des Hauptflusses und fließt langsam in vielen Windungen durch reizende Wiesengelände, die, mit schönen Baumgruppen bestanden, oft so sehr einem künstlichen Parke gleichen, daß es schwer wird, an ihre reine Naturwüchsigkeit zu glauben. Ausgedehnte Waldstriche wechseln häufig mit diesen mehr offenen Gegenden ab. Die Ufer des Liba würden eine reiche Ausbeute für den Botaniker geben.

Die schönsten Blumen und Sträucher waren in Blüte und dufteten köstlich, während weiter im Süden alles geruchlos oder übelriechend ist.

Bald aber wurde die Reise weniger angenehm, denn um Neujahr traten heftige, fast unaufhörliche Regengüsse ein, und man hatte außerdem manchen Aufenthalt dadurch, daß der Landessitte gemäß an die Vorsteher der Dörfer, an denen man vorbeikam, Boten vorausgesendet werden mußten, welche über die Reisenden und ihre Zwecke Auskunft zu geben hatten.



Mondscheintanz der Makololo.

Man war den Liba aufwärts bald unter ein andres Volk, in eigentliches Mohrenland, gekommen; die Gegend gehörte schon zu dem großen Gebiet Londa oder Lunda, über welches ein weit im Norden wohnender Mohrenkaiser Muata Janvo die Oberherrschaft führt. Die Balonda (Londaleute) zeigten sich als friedsame Menschen, obwohl sie sich viel mit Waffen herumtragen. Sie leben vorzugsweise von ihren eignen Bodenerzeugnissen; die Hauptfrucht aber bilden Maniok oder Kassava und Mais. Daneben gibt es noch allerhand Arten wilden Obstes, die Livingstone noch nie gesehen hatte; unter anderm

eine bohnenartige Frucht, deren Fleisch wie Kuchen schmeckt. Auch eine der Palmyrapalme ähnliche Palmenart wächst am Zusammenfluß des Loeti und Limbai und weiter unterhalb in großer Menge. Die Kassava (Maniok) wird auf länglichen, 1 m breiten Beeten angebaut, in welche die Stengel $1^1/_3$ m voneinander hineingepflanzt werden. Dazwischen säet man Bohnen oder Erdnüsse. Nach 10—18 Monaten sind die Wurzeln eßbar. Die Blätter werden als Gemüse gekocht. Es gibt auch eine bittere, giftige Art, deren Wurzeln die Eingebornen unschädlich zu machen suchen, indem sie sie einen Tag lang in Wasser legen. — Die Balonda waren die ersten wirklichen Götzendiener, die der Doktor antraf. Sie formen aus Holz oder Thon rohe Menschen- oder Tierbilder, die sie bei verschiedenen Anlässen um Hilfe anrufen. Einen Weißen hatten die Leute zuvor nie gesehen, wußten aber von den Mambarihändlern, daß die weißen Leute am Meere wohnen und daß die Kattune, Glasperlen u. s. w. direkt aus dem Meere stammen. So mußte denn Livingstone ein Meermann sein, und den vollgültigen Beweis dafür trug er nach ihrer Ansicht auf dem Kopfe. „Seht nur seine Haare", hieß es, „das Meerwasser hat sie ja ganz schlicht gemacht." Weibliche Häuptlinge, deren Männer nicht die Würde mit ihnen teilen, sind bei den Balonda nicht selten; Livingstone traf zwei derselben, Mutter und Tochter, und auf ihre Veranlassung gab er es auf, den Liba weiter hinaufzufahren; denn es lag jenen daran, daß der weiße Mann ihren Bruder und Schwager Schinti, den größten Balondahäuptling in jenen Gegenden, welcher seitwärts vom Flusse wohne, besuche. Die Wasserreise, behaupteten sie, sei ohnehin nicht mehr thunlich, denn es kämen bald schwer zu umgehende Wasserfälle, und dann wohnten weiter oben die Balobale, die wenigstens seine Begleiter sicher umbringen würden, denn sie seien den Makololo todfeind. Letztere hatten sich demnach weithin in üblen Ruf gebracht, aber alle Häuptlinge, auch die beiden Weiber und der Barotsehäuptling Masiko, empfingen Livingstones Friedensbotschaft und die Versicherung, daß Sekeletu Ruhe und Freundschaft wünsche und die früheren Unbilden vergessen sein möchten, mit großer Genugthuung. — Manenko, der jüngste der beiden weiblichen Häuptlinge, ein schwarzes Prachtexemplar von Zank- und Eigensinnsteufel, ließ es sich nicht nehmen, die Fremden in Person ihrem Onkel Schinti zuzuführen. Völlig nackt schritt sie der Karawane so rasch voran, daß die Begleiter und der Doktor auf seinem Ochsen kaum folgen konnten. Befragt, warum sie bei dem beständigen Regen nichts auf dem Leibe trage, erklärte sie, sie sei ein Häuptling, und ein solcher dürfe nicht weichlich sein.

Die Gegend blieb sich in ihrem Charakter gleich und bestand aus dichten Wäldern, von natürlichen Wiesen unterbrochen. Die Bewohner lebten in Dörfern, umgeben von Mais- und Kassavafeldern. Jede Hütte war mit einer Einfriedigung von starken Pfählen ohne sichtbaren Eingang umgeben.

Die Bewohner heben einen oder ein paar Pfähle aus, schlüpfen hindurch und setzen die Lücke wieder zu.

Die Reise hatte in letzter Zeit viel Unangenehmes; der Doktor bekam bei der ewigen Nässe sein Fieber wieder, das ihn schon gleich nach seiner Ankunft in Linyanti befallen hatte; das Wild war sehr selten und im Dickicht

versteckt, Pulver und Gewehre versagten vor Nässe den Dienst; die sehr schlecht mundende Kassava bildete fast den einzigen Unterhalt, und wenn zuweilen auch diese nicht mehr zu haben war, mußten die Reisenden einfach hungern. Die Wälder wurden, je weiter man nördlich vorging, immer dichter, und die riesigen Bäume waren von Schlinggewächsen so durchflochten, daß man sich beständig mit der Axt forthelfen mußte. In diesen Wäldern sah der Doktor zum erstenmale künstliche Bienenstöcke aus Baumrinde hoch auf Bäumen angebracht.



Der weibliche Häuptling Manenko führt Livingstone zu Schinti.

Große Quantitäten Wachs, welche in Benguela und Loanda verschifft werden, sind die Produkte dieser in ausgedehntem Maße von den Schwarzen getriebenen Wildbienenzucht. Aus dem Honig bereiten sie Met, welcher nun als ein viel stärkeres Getränk an die Stelle des matten Hirsebiers tritt. Wo irgend der Wald eine Lichtung hatte, fand sich ein Dörfchen; aus einzelnen waren die Bewohner bei der Annäherung der Fremden geflohen, obwohl der Trommler der Führerin Manenko beständig Lärm machte, um anzudeuten, daß vornehme Leute im Anzuge seien.

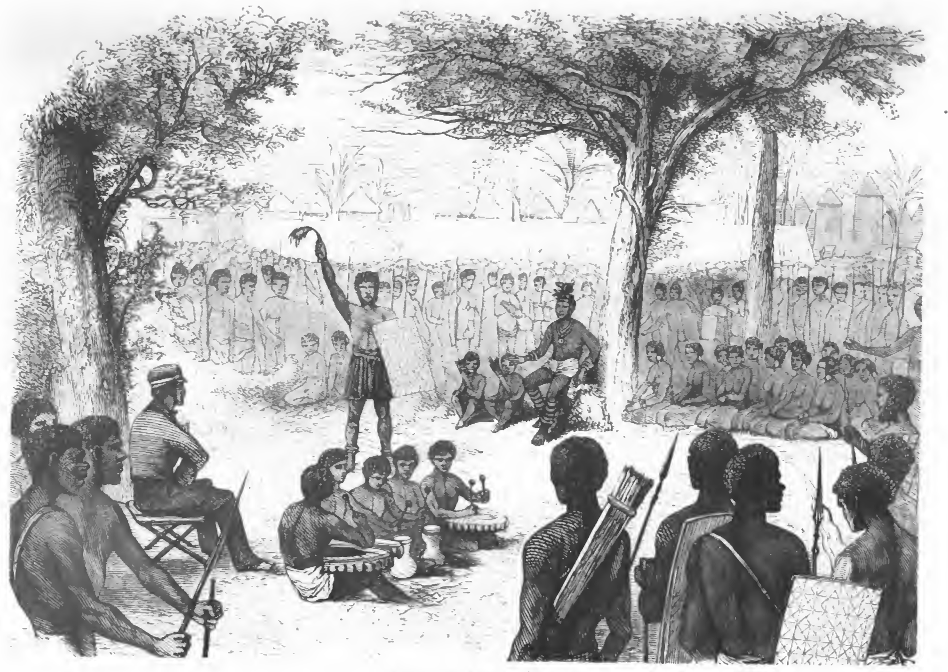
In andern Dörfern waren die Einwohner zutraulicher, und wenn bei einem solchen übernachtet werden sollte, so hoben sie die kegelförmigen Dächer von ihren Hütten ab und liehen sie den Fremden als Zelte.

Endlich war man in der Nähe von Schintis Stadt angekommen und dieser schickte Abgeordnete, um die Fremden willkommen zu heißen. Der Ort liegt, von schattigen Bäumen umgeben, auf einer kleinen Anhöhe in einem romantischen Thale und hat viereckige Häuser und gerade Straßen, welche Bauart bei den Betschuanen ganz unbekannt ist; die Höfe oder kleinen Hausgärten um die Wohnungen sind von sehr sauber geflochtenen Zäunen umgeben und von indischen Feigenbäumen und Zuckerrohr beschattet. Eine Gesellschaft reisender Sklavenhändler kampierte bereits vor der Stadt mit einer Anzahl junger Mädchen in Ketten, ein Anblick, der den meisten von Livingstones Leuten so neu als empörend war.

Am folgenden Tage war großer Empfang bei Schinti. Der Häuptling saß auf einem mit Leopardenfell behangenen Sessel unter einem der Bäume des Kotla oder Audienzplatzes; hinter ihm kauerten etwa hundert Weiber, eine neue Erscheinung, denn bei den südlicheren Stämmen dürfen Frauenzimmer den Kotla nicht betreten. Der übrige Raum füllte sich mit Soldaten und Publikum, und als alles sich geordnet hatte, traten Manenkos Mann und noch ein andrer ihrer Leute auf und erzählten mit schallender Stimme alles, was sie unterwegs über den Doktor hatten erfahren können, seine früheren Schicksale, sein Auftreten unter den Makololo, seine Bemühungen, Frieden zu stiften, seine Reisezwecke &c. „Vielleicht“, hieß es am Schlusse, „ist er ein Flausenmacher, vielleicht auch nicht — das erste ist wahrscheinlicher — aber die Balonda haben gute Herzen und Schinti hat keinem Menschen je weh gethan; er wird besser thun, den weißen Mann gut zu empfangen und ihn seines Weges ziehen zu lassen.“ Es traten noch eine ganze Reihe Redner nach einander auf; in den Zwischenpausen sangen die Weiber irgend ein weinerlich klingendes Liedchen, und wenn ein Redner ihnen gefiel, so klatschten und lachten sie ihm Beifall. Eine Musikbande von drei Trommlern und vier Marimbaspielern machte während der Audienz mehrmals die Runde im Kotla, bis endlich Schinti, der die ganze Zeit über in schweigender Würde dagesessen, sich erhob und damit das Zeichen zum Schluß der Versammlung gab.

In den folgenden Tagen war der Verkehr zwischen dem Doktor und Schinti weniger zeremoniell. Alles, was ersterer dem Häuptlinge hinsichtlich seiner Reisezwecke vortrug, billigte dieser dann regelmäßig durch Händeklatschen, und alle Anwesenden fielen in das Klatschen ein. Die Geschenke Sekeletus, ein Ochs und große Kalabassen mit Butter und Fett, machten ihm so viel Freude, daß der Doktor ihm riet, sich doch von den Makololo Vieh einzuhandeln.

Das Verkaufen von Kindern und jungen Leuten in die Sklaverei kommt bei den Balonda nicht selten vor. Die Sklavenhändler reisen immer mit starker Bewaffnung und bauen an ihren Haltpunkten große Hütten, wo sie ihre Opfer einsperren. Das geringste Vergehen von seiten eines Armen scheint hinreichenden Grund zu geben, daß der Häuptling ihn oder seine Kinder verkaufen läßt. Das heimliche Wegfangen von Kindern wird nicht selten praktiziert, und es sollen die Großen des Hofes bei diesen Diebstählen keine reinen Hände haben. Die Pfahlwerke um die Hütten der Dörfer finden hierin ihre Erklärung.



Empfang bei Schinti.

Einmal ließ sogar der Häuptling den Doktor kommen und bot ihm ein kleines Mädchen als Geschenk an. Die Ablehnung desselben und die Auslassungen des Doktors gegen die Sünde des Sklavenmachens verstand der Häuptling dahin, daß jenem das Mädchen nicht groß genug sei, und so befahl er, ein größeres herbeizuführen.

Der Abstand zwischen vornehm und gering ist unter diesen Schwarzen ganz bedeutend, und der Kleine grüßt den Großen dadurch, daß er auf die Kniee fällt und sich alsdann Brust und Oberarm mit Staub einreibt. Die Balondahäuptlinge schätzen es sich zur Ehre, wenn Fremde in ihren Ortschaften Quartier nehmen, und die Etikette verlangt dann von diesen, daß sie nicht allzu eilig wieder den Gastgeber verlassen.

Dieser Umstand, im Verein mit dem Fieber und den täglichen Regengüssen, verzögerte die Reise bis zum 26. Januar. Schinti zeigte sich in der That höchst leutselig und freundlich gegen den Doktor; er gab ihm einen Hauptführer und acht Träger mit, die ihn nicht eher verlassen sollten, als bis er die See erreicht habe. Zuletzt schenkte er dem Doktor als unzweifelhaftes Freundschaftszeichen einen dort im höchsten Werte gehaltenen Muschelschmuck, und beide Parteien schieden unter den herzlichsten Segenswünschen.

Nachdem die Gesellschaft das Thal der Hauptstadt verlassen und am andern Tage den Anblick einer schönen Hügelkette gehabt hatte, woselbst eine starke, Eisen gewinnende und verarbeitende Bevölkerung leben sollte, kam man wieder durch Wälder mit zwischenliegenden Dörfchen. An alle an und neben dem Wege liegende Ortschaften ließ der Führer Schintis Befehl ergehen, Lebensmittel herbeizuschaffen, damit des Häuptlings Freunde nicht hungern müßten. Es wurde auch genug gebracht, aber es war immer wieder Kassava, freilich die Hauptnahrung der Bevölkerung selbst. Die getrocknete und gestoßene Kassava ist aber eben Stärkemehl und folglich, wenn in heißes Wasser gerührt, Stärkekleister, ein ganz geschmackloses Gericht, das nur aus Hunger verschlungen werden konnte und denselben nicht auf zwei Stunden zu stillen vermochte.

Die Reise ging nach Norden oder etwas nordwestlich, und man überschritt endlich den Liba, wo Schintis Gebiet und das Reisen auf Landesunkosten aufhörte. Jenseits mußte man über endlose Wiesenflächen wandern, oder vielmehr bis an die Knöchel im Regenwasser waten. Die Regenzeit hielt mit aller Hartnäckigkeit monatelang an; alle Nächte goß es, meistens auch morgens und abends, und nur über Mittag gab es einige ruhige Stunden. Zelte, Kleidungsstücke und Schlafzeug faulten und zerfielen in Stücke, Metallsachen zerfraß der Rost; für den Chronometer fand der Doktor keinen andern Zufluchtsort als die Achselhöhle. Oft erreichte das Wasser selbst von unten hinauf die Schlafplätze, wenn man unterlassen hatte, einen Graben darum zu ziehen.

Nachdem man wieder höheres, bewohntes Land erreicht hatte, befand man sich im Gebiete des Häuptlings Katema. Hier hatten die Reisenden eine Menge kleiner Zuflüsse des Liba zu durchwaten. Das Land ist da so schön und fruchtbar, daß die Bewohner zu allen Zeiten des Jahres säen und ernten, und Mais, Hirse ꝛc. in allen Wachstumsperioden gleichzeitig zu sehen waren. Die Einwohner fangen viele Fische und räuchern sie. Wild, das mit seinen

Fellen den Bewohnern des Südens so reichlichen Bekleidungsstoff liefert, ist hier schon selten geworden; daher sind englische Kattune weit gesuchter als Perlen und Zieraten. Livingstone fand unter diesen Negern manchen sehr verständigen Mann, auch wirklich gutmütig waren sie alle und gaben gern etwas von ihren Lebensmitteln ab, ohne einen Gegenwert zu erwarten, sonst hätte die 27 Mann starke Karawane in schlimme Lagen kommen müssen, da der Doktor kaum noch etwas zu geben hatte.

Katema lebte weniger in einer Stadt als in einem Komplex von Dörfern. Er gewährte den Fremden einen ähnlichen zeremoniellen Empfang wie Schinti, gab dann reichlich Lebensmittel und die Weisung: „Geht in euer Lager und kocht und eßt euch satt, damit ihr morgen besser mit mir sprechen könnt.“ Die kleinen Geschenke, die ihm verabreicht werden konnten, machten ihm große Freude, und als er befragt wurde, was man ihm von Loanda mitbringen solle, meinte er, sein Rock werde alt und er hätte gern einen neuen. In bezug auf die Reiseroute erklärte er, die gewöhnliche Straße, auf der die Händler kämen, sei jetzt ungangbar, das Wasser stehe auf den Ebenen in halber Mannshöhe; er wolle aber die Reisenden einen andern, von den Händlern nicht gekannten Weg führen lassen.

Katema war ein wohlgelaunter Mann und behandelte die Reisenden mit vieler Güte. Er rühmte sich, nie einen Fremden getötet zu haben. Den Doktor schien er doch für eine Art Hexenmeister zu halten, wie überhaupt der Aberglaube unter den Schwarzen zunahm, je tiefer man ins Land kam. Die Zauberlaterne, womit der Doktor bei Schinti und anderwärts soviel Sensation erregte, mochte Katema gar nicht sehen.

Die Weiterreise kam am schmalen Ende des Sees Dilolo vorbei, und bald befand man sich wieder auf wasserbedeckten Grasebenen, welche sich als eine wirkliche Wasserscheide auswiesen; denn jenseits liefen die Flüsse alle nördlich, entgegengesetzt allen, die man bisher angetroffen hatte. Über die Entstehung des Sees teilte dem Doktor ein Eingeborner, der ihm als Führer diente, folgende merkwürdige Sage mit. Ein weiblicher Häuptling bat einst auf einer Reise in einem Dorfe, das auf der Stelle stand, wo jetzt der See ist, um Lebensmittel; die Bitte wurde ihr abgeschlagen, und als sie hierauf Drohworte wegen des Geizes der Einwohner aussprach, entgegnete man ihr spottend mit der Frage: was sie denn thun könnte, um sich für die Behandlung zu rächen, die ihr widerfahren? Da soll sie einen Gesang angestimmt haben, und als sie die letzte Silbe ihres Namens, der am Schlusse desselben vorkam, langsam betonte, sank das ganze Dorf samt Einwohnern, Federvieh und Hunden in den Erdboden hinab. Als der Häuptling des Dorfes von der Jagd zurückkehrte, stürzte er sich in den statt des Dorfes vor ihm liegenden See, wo er auch noch immer hausen soll. Der Name kommt von dem Worte „Isolo“ her, d. i. Verzweiflung. Die Gegend nahm, da man nun die westliche Richtung einzuschlagen hatte, einen andern Charakter an, denn man hatte nun beständig tiefe bewaldete Thäler zu durchschreiten, wie sie auf der ganzen Reise bis dahin noch nicht vorgekommen waren. Jedes Thal hatte seinen Fluß, und da diese Gewässer größtenteils nicht zu durchwaten waren, so hatte man sich beständig

an die Eingebornen wegen der Überfahrt zu wenden. Aber auch die Menschen waren hier andre geworden durch den Einfluß der nahen portugiesischen Kolonie und der Sklavenhändler. Von Gastfreundschaft und Liebesgaben war hier keine Rede mehr; hier galt nur Kauf und Verkauf, und die Menschen zeigten einen so schmutzigen Eigennutz, daß sie sogar die Erlaubnis zur Durchreise bezahlt haben wollten. Für alles verlangten sie Schießpulver; aber der Doktor besaß weder dies noch sonst etwas mehr von Wert, und so sah man noch einer schlimmen Zeit entgegen. Geld kannten die Leute nicht und Gold hielten sie für Messing. Für etwas Mehl oder Maniok machten sie die unverschämtesten Gegenforderungen, und so waren die Reisenden förmlich in Gefahr, zu verhungern, da Wild gar nicht existierte. Die Eingebornen gruben selbst Maulwürfe aus, um sie zu essen. Der erste Häuptling verlangte für die Erlaubnis zur Durchreise entweder einen Mann, einen Elefantenzahn, eine Flinte oder einen Ochsen, ließ sich aber zuletzt mit einem alten Hemd abfinden. Das gleiche Ansinnen wurde später noch manchmal gestellt. Einmal kam man an ein Flüßchen, über welches ein Steg geschlagen war. Davor stand ein Neger und erklärte, die Brücke und der Weg seien sein, und wer nicht bezahle, dürfe nicht weiter. Die Erscheinung eines Brückengeldeinnehmers mitten im Mohrenland versetzte den Doktor in größeres Erstaunen als irgend ein Begegnis zuvor. Die Gesellschaft löste sich mit einem Paar kupferner Armringe aus.

Die Gegenden, welche die Gesellschaft zu durchwandern hatte, waren verhältnismäßig stark bevölkert, aber noch lagen überall Strecken des schönsten Bodens unbenutzt, und die Betschuanen riefen beständig: „Welch schönes Land für Vieh! Schade um den schönen Kornboden!“ Das Volk hatte aber kein Vieh, sei es wegen der Unsicherheit des Besitzes gegenüber den Häuptlingen oder aus andern Ursachen. Es ist nicht einmal Wild da, die schönen Weiden abzufressen, denn die Einwohner besitzen Flinten und haben mit dem Großwild längst aufgeräumt. Auch von der Tsetse und den andern afrikanischen Quälgeistern der Menschen aus der Insektenwelt ist diese Gegend befreit. Dagegen sind die Spinnen sehr zahlreich, meist jedoch harmloser Art. Von einer hellfarbigen, etwa 2 cm langen Spinne, die Livingstone während des Schlafs über die Stirn gelaufen, empfand dieser, als er sie wegnahm, einen stechenden Schmerz, der jedoch bald wieder nachließ. Eine schwarze, haarige, 3 cm lange und 2 cm breite Spinne hat an dem Ende ihrer Vorderzangen einen Fortsatz, dem des Skorpionschwanzes ähnlich, aus dem, wenn er gedrückt wird, eine giftige Substanz fließt. Das Gewebe einer schönen, großen, gelbgefleckten Art hat 75 cm im Durchmesser und oft auch Fäden, so dick wie grober Zwirn. Manche Arten machen springend Jagd auf ihre Beute, andre in blitzschnellem Hin- und Herlaufen nach allen Richtungen. Die letztere Art, von den Betschuanen „Seláli“ genannt, ist auch noch dadurch merkwürdig, daß sie ihre Behausung im Erdboden mit einer beweglichen Thür von der Größe eines englischen Schillings verschließt, welche nach innen blendend weiß und seidenartig glänzend ist, von außen jedoch mit Erde bedeckt wird, so daß sie durchaus nicht zu entdecken ist. Andre, gesellig dicht bei einander ihren Sitz aufschlagend, überziehen zuweilen einen ganzen Baumstamm rundum so, daß nichts mehr von seiner Rinde zu sehen ist.

Die Reisenden trafen auf ihrem langen Zuge nicht lauter schwarze Menschen, sondern auch bronzefarbige, gelbbraune u. s. w. In den verschiedenen Dialekten fanden sich viel weniger Abweichungen, so daß man sich überall mit den Leuten über gewöhnliche Dinge verständigen konnte. Dies wurde allerdings nur dadurch möglich, daß sowohl Livingstone die Betschuanensprache gut verstand, als auch die in seiner Begleitung befindlichen Barotse u. s. w. neben ihrer Muttersprache die ihrer Oberherren gelernt hatten, so daß an Dolmetschern kein Mangel war.

In dem Gebiete der Tschiboke versuchte der Häuptling seinen unverschämten Anforderungen mit Gewalt Folge zu geben und umringte das Lager der Reisenden mit Bewaffneten, die sich furchtbar bärbeißig stellten. Sie haben nur fünf Gewehre, hörte man sagen, mit denen werden wir schon fertig werden. Die Makololo, Krieger aus Sebituanes Schule, griffen kaltblütig zu ihren Spießen, und ein Blutbad schien unvermeidlich, wurde aber doch durch Livingstones Ruhe und Festigkeit glücklich abgewendet. Er ließ den Häuptling und seine Ratgeber herbeirufen und fragte, was man ihnen zuleide gethan, daß sie in dieser Weise aufträten, worauf die Antwort lautete, es werde der gewöhnliche Tribut verlangt, ein Mann, oder eine neue Flinte, ein Ochs u. s. w. Hierauf erklärte der Doktor, er habe lauter freie Leute bei sich, und alle würden lieber sterben, als einen von ihnen in die Sklaverei geben; die Flinten brauche man selber. Um doch etwas zu geben, reichte man ihnen endlich ein Hemd, ein Schnupftuch, einige Perlen; aber bei jeder neuen Gabe wurden die Anforderungen ungestümer und das Brüllen und Drohen mit den Waffen ärger. Da erklärte ihnen der Doktor, er sähe nun, daß sie es auf Kampf abgesehen hätten, und so möchten sie nur anfangen, sie sollten die Verantwortlichkeit des ersten Streiches haben. Darauf legte er sich seine Gewehre zurecht, und es folgte eine spannungsvolle Pause. Der Häuptling und die Räte sahen, daß sie sich in eine Falle begeben hatten, denn die Makololo hatten sie in aller Stille umringt, und der Anfang des Kampfes wäre zugleich ihr eignes Ende gewesen. Sie stimmten nun einen andern Ton an und beantragten einen Austausch von Lebensmitteln, damit sie sich überzeugen könnten, daß die Fremden wirklich friedliche Leute seien. „Gebt uns einen Ochsen", hieß es, „und wir geben euch dafür, was ihr nur haben wollt." Daraufhin wurde der Ochse gegeben, und als endlich die Gegengabe zum Vorschein kam, bestand sie aus ein wenig Mehl und einem Stückchen Fleisch von demselben Ochsen, begleitet von der Entschuldigung, daß nichts weiter da sei.

Wenn auch der Geprellte, war der Doktor doch froh, daß der Handel ohne Blutvergießen abgelaufen und der Weg für diesmal frei war. Aber man hatte auch in Erfahrung gebracht, daß weiter westlich überall die Sklavenhändler hausten und ähnliche Kollisionen sich noch oft wiederholen würden; denn die Händler pflegten in der That jedem Häuptlinge, dessen Gebiet sie berührten, einen Sklaven als Tribut abzugeben, und so war es eigentlich nicht zu verwundern, wenn die Wilden ihr vermeintliches Recht geltend zu machen suchten. Unter solchen Umständen entschloß sich der Doktor, seine Route zu ändern und gerade nördlich zu gehen, um weiter oben einen Durchgang nach



dem portugiesischen Kassandschi zu suchen. Die Reise ging noch immer durch dichte Wälder mit bewohnten Lichtungen, durch viele kleine, aber vom Regen hoch angeschwollene Flüsse. Der Doktor war in seinem Gesundheitszustande durch die immerwährenden Fieberanfälle so herabgekommen, daß er einem Skelette glich, und in diesem traurigen Zustande hatte er noch die schlimmste Periode der ganzen Reise durchzumachen. Denn der Streit mit den Tschiboke war nur die Einleitung zu einer ganzen Reihe ähnlicher Drangsale, wobei Blutvergießen in nächster Aussicht stand. Immer und immer wieder kam die Anforderung: einen Mann, oder einen Elefantenzahn, oder einen Ochsen u. s. w., und als die Gesellschaft schließlich gar nichts mehr zu geben hatte und alles an Kleidern und Effekten nur irgend Entbehrliche bereits geopfert war, hieß es gewöhnlich: „Dann müßt ihr zurück, wo ihr hergekommen seid." Für ein wenig Mehl u. dgl. wurden die unverschämtesten Gegenforderungen gemacht; Führer ließen sich vorausbezahlen und verschwanden dann; beim Übersetzen über einen Fluß wurde manchmal dreimalige Zahlung erpreßt. Das Lager der Reisenden mußte jedesmal, um nur einigen Schutz zu haben, mit einer Umpfählung versehen werden, und bei dem Marsche durch die Wälder glaubte man jeden Augenblick in einen Hinterhalt zu fallen. Livingstones Leute waren so entmutigt, daß sie in ihre Heimat zurückkehren wollten. Nachdem er vergebens versucht hatte, ihnen den Gedanken auszureden, erklärte er ihnen: „Nun, so geht, ich werde allein weiter reisen." Da waren die Leute wie umgewandelt. „Wir verlassen dich nicht", riefen sie, „wir folgen dir, wohin du gehst, wir sind alle deine Kinder und wollen für dich sterben. Gib uns nur die Erlaubnis, zu fechten, wenn diese Feinde wiederkommen, und du sollst sehen, was wir können."

Der große Unterschied zwischen diesen und den tiefer im Innern wohnenden Stämmen hat ohne Zweifel seinen Grund in dem Sklavenhandel. Die reisenden Händler mußten sich auf jede mögliche Weise die Gunst der Häuptlinge zu erwerben suchen; denn wenn die transportierten Sklaven bei den Häuptlingen unterwegs Vorschub zur Flucht fänden, oder diese sie für sich in Beschlag nehmen wollten, so würden die Händler wenige oder keine bis an die Küste zu schaffen vermögen. Natürlich ist, daß diese Häuptlinge stolz und anmaßend werden und ihre Anforderungen immer höher schrauben, und daß ihre Untergebenen es ihnen darin nachthun. Ein Weißer ist ihnen ein Gegenstand der größten Verachtung, weil sie dieselben alle für Sklavenhändler halten, die sich gutwillig scheren lassen, indem das Geschäft ihnen doch noch genug abwirft. Es sind Fälle bekannt, wo die portugiesischen Händler sogar Wasser, Holz und Gras den Schwarzen bezahlen mußten.

Bei einer Gelegenheit, wo selbst zwei gemietete Führer und ein Trupp fremder Händler mit den Einwohnern eines Dorfes gemeinschaftliche Sache machten, um dem Doktor etwas Wertvolles abzupressen, wurde ein als Auslösung angebotener Ochs zurückgewiesen, weil ihm etwas am Schweife fehlte. — Die Schwarzen meinten, das Stück könne abgeschnitten sein, um einen bösen Zauber auszuüben. Der Wink kam fast zu spät, denn es waren im ganzen nur noch vier Ochsen übrig, aber Livingstones Leute benutzten ihn doch; bald waren auch die übrigen in Stutzschwänze verwandelt und von da

ab verlangte man nie wieder einen Ochsen. Das war einer von den seltenen Fällen, daß auch einmal der Aberglaube zu etwas gut war.

Dann und wann kamen die Reisenden an Dörfer, deren Bewohner freundlich waren und sie ungehindert ziehen ließen. Dann kamen gewöhnlich Scharen von Kindern mit ihren Müttern heraus, staunten die Fremden an und liefen wohl auch große Strecken mit. Der weiße Mann war ihnen kein so großes Wunder, wie seine Ochsen. Der Mangel an Fleischnahrung ist in ganz Londa so groß, daß die Mäuse allgemein zur niedern Jagd gehören und die Reisenden zahllose Fallen überall in den Wäldern aufgestellt fanden. Das Wild ist gänzlich ausgerottet und mit ihm die Tsetsefliege, die nach des Doktors Vermutung früher in diesen Breiten gehaust und die Viehzucht in diesen fruchtbaren, reich bewässerten Ländern unmöglich gemacht haben mag. An Pflanzenkost dagegen haben die Leute Überfluß und führen ein müheloses Leben, da der Boden nur ganz geringe Sorgfalt beansprucht. Die Negerdörfer wurden, je weiter man vorrückte, immer zahlreicher; einzelne sahen wild und verwahrlost aus, andre zeigten eine große Sauberkeit und Nettigkeit; die Hütten waren mit Baumwolle, Tabak u. dgl. umpflanzt und in den Gärten standen Körner- und Hülsenfrüchte mancherlei Art in jeder Periode des Wachstums. Der Boden wird nie gedüngt. Wenn ein Garten endlich so erschöpft ist, daß er Mais, Hirse u. s. w. nicht mehr trägt, so rückt der Eigentümer etwas weiter in den Wald vor, haut die kleineren Bäume um und tötet die größeren durch Feuer, und hat so für lange Zeit einen neuen fruchtbaren Garten, während in dem alten die Kassava ohne Pflege fortwuchert.

Auffallend war es, daß in den Wäldern dieser Gegend die im Süden so häufigen Dornengewächse nur durch zwei Arten vertreten sich vorfanden, nämlich durch einen Baum mit einer Art Brechnuß und durch einen der Sassaparilla ähnlichen Strauch mit gelben Beeren.

Nachdem die Karawane endlich auf einen betretenen Handelspfad gekommen, der direkt nach Kassandschi führte, gelangte sie am 30. März an den steil abfallenden Rand des bis jetzt überschrittenen, mit tiefen engen Thälern durchzogenen Hochplateaus, und das große und mächtig breite Thal des Quangoflusses lag vor ihr. Freier atmeten die Reisenden auf, denn jenseits begann das Territorium, das unter portugiesischer Herrschaft steht und das sie nun in einigen Tagen zu betreten hoffen durften. Aber bevor sie dahin gelangten, hatten sie doch noch ein Stück Prüfungszeit durchzumachen. Die Leute im Thale waren zwar andern Stammes — sie hießen Baschindschi — aber nicht andern Sinnes als die im Oberlande. Auch hier war wieder die Losung: ein Mann, ein Ochs, eine Flinte — oder umkehren! Zur Abwechselung hieß es dazwischen: „Gebt nur, morgen machen wir euch tot und dann bekommen wir ja doch alles!" Der Doktor und seine Leute verloren endlich doch auch etwas von ihrer lang bewährten Geduld und traten zuletzt entschiedener auf, und so kamen sie auch noch von den beiden im Thale wegelagernden Häuptlingen glücklich weg, obgleich die Leute eines der letztern ihnen eine Anzahl Kugeln nachsandten. Livingstone führt uns diesen jungen Mann im Bilde vor mit seinem sonderbaren Kopfputz. Derselbe besteht darin, daß das Haar des

Hinterkopfes in einen kegelförmig zugespitzten Zopf geflochten und mit roten und weißen Schnüren umwunden wird. Auch mehrere benachbarte Stämme tragen das Haar in ähnlicher Weise, z. B. die Baschukulompo. Der Häuptling sah einem blutdürstigen Wilden durchaus unähnlich und war auch keiner, sondern nur ein lästiger Quälgeist, der wie alle übrigen ein gutes Recht geltend zu machen glaubte. Livingstones Begleiter wurden überall für Sklaven gehalten.

Das Quangothal ist mit einem Wald von Riesengräsern bedeckt, der selbst dem Reiter über den Kopf reicht und in dessen Mitte der starke Fluß sich hinzieht. Nachdem sich die Reisenden von dem letzten Häuptlinge losgemacht, war der Weg zum Überfahrtsplatze frei und sie betraten am 4. April das jenseitige Ufer mit dem erhebenden Gedanken, daß nun das Schlimmste vorüber sei. Man gelangte bald an eine kleine Niederlassung mit dem Anstrich europäischer Kultur. Es war eine der Militärkolonien, welche die Portugiesen an diesem Teile der Grenze unterhalten. Der befehligende Sergeant und seine Leute, lauter Halbportugiesen, nahmen die Fremden aufs gastfreundlichste auf; man hielt einige Rasttage und erreichte dann nach einer dreitägigen Reise durch Graswald Kassandschi, die am meisten im Innern gelegene Handelsstation der Portugiesen. Sie liegt auf einer Erhöhung in der allgemeinen Ebene und besteht aus 30—40 Kaufmannshäusern, mit reichen Gärten umgeben. Die Reisenden wurden hier wie Brüder empfangen; man gab dem aufs äußerste entblößten Doktor Kleidung und bewirtete ihn und seine Leute eine ganze Woche lang als liebe Gäste, obgleich man nicht wußte, was man aus dem Doktor eigentlich machen sollte und ihn eher für einen englischen Militär und geheimen Agenten hielt. Denn ein Missionär, der zugleich Arzt war, einen Schnurrbart trug, die geographische Länge aufnehmen konnte, ein Geistlicher mit Frau und Kindern zu Hause, war ihnen etwas Unerhörtes.

Das Quangothal ist unerschöpflich fruchtbar und zur Viehzucht wohl geeignet, aber seine Schätze liegen größtenteils unbenutzt, denn die Kolonisten sind Händler in Elfenbein und Wachs, und die Eingebornen bauen nur ihren geringen Bedarf. Der Doktor verkaufte hier das mitgebrachte Elfenbein, und die Makololo waren aufs höchste erstaunt und erfreut, zu sehen, was für Preise die Ware hier trug. Während sie zu Hause für ein Gewehr zwei Zähne geben mußten, erhielt man hier für einen einzigen zwei Gewehre, drei Fäßchen Pulver, große Bündel Glasperlen und soviel Kattun und Wollenzeug, daß die ganze Gesellschaft sich neu kleiden konnte. Um so niederschlagender war ihnen die von den Schwarzen gehörte Neuigkeit, daß der Doktor sie an der Küste verkaufen werde und sie dann auf den Schiffen gemästet und aufgegessen würden, denn die Weißen seien Menschenfresser. Sie wünschten am liebsten umzukehren, faßten aber doch wieder Vertrauen zu ihrem Führer und erklärten, ihm folgen zu wollen, wohin er sie auch führen werde.

Von Kassandschi bis zur Küste waren noch immer etwa 75 deutsche Meilen. Der Gouverneur dieses Platzes gab den Reisenden einen schwarzen Korporal als Begleiter mit, und die Kaufleute versahen sie mit Empfehlungsbriefen an Freunde in Loanda, damit sie dort, wo es keine Gasthöfe gibt, doch Unterkommen finden könnten.

Die westliche Begrenzung des etwa 25 deutsche Meilen breiten Quangothales bildet ebenso wie die östliche anscheinend ein steiles Felsgebirge; als aber die Reisenden hinaufgestiegen waren, sahen sie, daß sie sich wieder auf einer Hochebene mit Wald und Wiesen befanden, der Fortsetzung der jenseit des Thales verlassenen. Die Bewohner der Negerdörfer waren von nun an durchgängig freundlich und zuvorkommend. Hin und wieder waren auf Veranstaltung der Regierung Hütten aus Lehm und Flechtwerk errichtet, in denen die Reisenden zur Nacht wenigstens ein besseres Unterkommen finden konnten als im Freien. Die Gegend wurde weithin offener, blieb aber immer schön und fruchtbar. Bei den Negerdörfern stand gewöhnlich das viereckige Lehmhaus eines Händlers. Diese Leute haben mitunter wohlgepflegte und schöne Gärten, in denen auch Weizen und andre europäische Kulturgewächse vorzüglich gediehen. Der Kaffeebaum, früher von den Jesuiten eingeführt, hat sich einheimisch gemacht und ist auf den Höhen in großer Ausdehnung wild anzutreffen. Die Einwohner besitzen Rindvieh und Schweine.

An den öffentlichen Lagerhütten oder Schuppen, wie sie in Abständen an der Straße stehen, geht es meist sehr lebhaft zu, denn es ist ein beständiges Kommen und Gehen von Leuten zwischen der Küste und dem Innern. Die Güter werden auf Kopf und Schulter in einer Art Korb getragen, an welchem zwei Stangen von $1\frac{1}{2}$—2 m Länge angebracht sind, die beim Tragen geradeaus stehen. Will der Träger etwas verschnaufen oder die Last für einige Zeit ablegen, so stemmt er die Stangen gegen den Boden und hält den Korb entweder oben in der Schwebe oder lehnt ihn an einen Baum und erspart sich somit das Niederlegen und Wiederaufnehmen der Last. Kommt eine Gesellschaft an einen Halteplatz, so nimmt sie sofort von den Schuppen Besitz. Wer später kommt und alles besetzt findet, muß sich selbst ein Obdach errichten, was bei dem überall vorhandenen langen Gras auch nicht viel Umstände macht. Kaum sind die Reisenden zur Stelle, so kommen die Weiber aus den benachbarten Dörfern hervor und bringen in Körben Maniokmehl und Wurzeln, Yams, Erdnüsse, Orangen u. s. w. zum Verkauf. Der Handel und Verkehr geht mit großer Lebhaftigkeit und unter viel Geschwätz und Gelächter vor sich. Als Haupttauschmittel dient Kattun.

Die Gegend wurde weiter nach Westen immer schöner und malerischer; hohe Berge erhoben sich beim Eintritt in den Distrikt Abaia und begrenzten die Ebene rings herum. Das üppig fruchtbare Land trug eine Fülle von Produkten; alle Lebensmittel waren ungemein wohlfeil. Aus einem romantisch schönen Hügellande führte der Weg endlich auf einen unfruchtbaren Küstensaum herab und Loanda zu.

Livingstone konnte zu seinem Bedauern allem, was um ihn vorging, nur die halbe Aufmerksamkeit widmen, denn Fieber und Dysenterie hatten ihn so aufgerieben, daß er vor Mattigkeit, Schwindel und Gedächtnisschwäche oft sich selbst vergaß. Ein großes Glück war es unter solchen Umständen für ihn, daß die Kolonisten, obrigkeitliche wie Privatpersonen, sich ohne Ausnahme so ungemein gastfreundlich erwiesen; alles bemühte sich, ihm irgend eine Erleichterung oder Erquickung zu verschaffen. Es war dies um so unerwarteter,

als es einem Engländer und Gegner des Sklavenwesens galt, denn Sklaverei und Sklavenhandel besteht in Angola wie in den übrigen portugiesischen Besitzungen. Der letztere ist seit 1845, wo die Bewachung der Küsten durch englische Kreuzer verschärft wurde, allerdings ins Stocken geraten, aber es ist infolgedessen eine neue Art von Dienstbarkeit für die Schwarzen ins Leben getreten. Früher brachten die Händler Elfenbein und Wachs, von erkauften Sklaven getragen, nach der Küste und verkauften hier sowohl Waren als Menschen. Da aber die Ausfuhr der letzteren so sehr erschwert worden war und ihr Wert fast auf Null sank, so hat die Kolonialregierung die Einrichtung getroffen, daß die Eingebornen, so oft es verlangt wird, Fronträger zum Transport der Ware stellen müssen, denn Fahrstraßen gibt es nicht. Verlangt ein Kaufmann 2—300 Träger, so werden sie von den Dörfern requiriert, und der Mieter zahlt pro Mann etwa 3 Mark an die Regierung; der Mann selbst hat außerdem eine geringe Auslösung zu erhalten.

Körperlich und geistig niedergedrückt, näherte sich Livingstone der Stadt Loanda, nicht wenig besorgt, wie es ihm ergehen werde, zumal da er erfahren, daß unter den 12000 Einwohnern nur ein einziger Engländer lebe. Seine Leute teilten seine Stimmung, denn sie konnten sich der Befürchtung, daß die Weißen Meernixen und Menschenfresser seien, noch immer nicht ganz erwehren. Der erste Anblick des Großen Ozeans machte natürlich einen überwältigenden Eindruck auf sie, und wenn sie späterhin ihren schwarzen Brüdern in der Heimat ihre dabei empfundenen Gefühle beschrieben, äußerten sie: „Wir hatten geglaubt wie unsre Väter, daß die Welt kein Ende habe; aber plötzlich sagte die Welt: Hier ist's aus mit mir."

Am 31. Mai langte der Doktor mit seinen Leuten in Loanda an. Sein wohlwollender Landsmann, der englische Regierungsagent Gabriel, brachte den Kranken alsbald zu Bett. „Ich werde niemals", schreibt Livingstone, „das wonnige Behagen vergessen, welches ich in einem guten englischen Bett genoß, nachdem ich sechs Monate lang auf bloßer Erde geschlafen."

Der Bischof und derzeitige Gouverneur von Angola und die angesehensten Kaufleute von Loanda beeiferten sich, dem Doktor ihre thätige Teilnahme zu erweisen; aber bei aller Ruhe und Pflege bedurfte es doch einiger Wochen, bevor er sein böses Fieber völlig ausgetrieben hatte. — Einige englische Marineoffiziere, welche mit ihren Kriegsbriggs anliefen und ihn auf dem Schmerzenslager fanden, erboten sich, ihn nach St. Helena oder nach England zu bringen, aber Livingstone lehnte das verlockende Anerbieten standhaft ab. Er erachtete sein Werk erst als halb gethan. Einen Weg nach der Westküste hatte er zwar gefunden, aber die vielen zu passierenden Flüsse, Wälder und Sümpfe machten ihn für Fuhrwerke ungangbar und somit konnte derselbe keine Handelsstraße werden. Sein Entschluß, umzukehren, stand daher fest; er wollte, nachdem er in Linyanti einige Zeit ausgeruht, den Sambesistrom hinabgehen und die östliche Küste zu erreichen suchen. Wenn dies gelang, so hatte man wenigstens die Wahl zwischen zwei Handelswegen. Außerdem lagen ihm seine Makololo viel zu sehr am Herzen, als daß er ihnen hätte zumuten können, ohne ihn die Rückreise zu versuchen.



Lagerplatz in Angola.

Sie hatten in allen Widerwärtigkeiten und Gefahren treulich bei ihm ausgeharrt, und so wollte auch er sie nicht verlassen. — Diese guten Leute, die sich hier in eine ganz neue Welt versetzt sahen, hatten natürlich in der ersten Zeit gar manches anzustaunen und zu bewundern. Die Häuser und Kirchen verglichen sie mit ausgehöhlten Felsen, ein Kriegsschiff mit einer ganzen Stadt.

Ihre Begriffe von der Macht der Weißen stiegen ins Ungeheure; aber auch in Hinsicht ihrer Herzenseigenschaften konnten sie nur günstige Eindrücke mit hinwegnehmen, denn sie wurden von allen Seiten liebreich behandelt und vielfach beschenkt. Ihre Hochachtung gegen den Doktor stieg bis zur Verehrung, da sie sahen, welche große Teilnahme er bei seinen Landsleuten und bei den Portugiesen fand. Ein Glanzpunkt für sie war der Besuch der englischen Kriegsschiffe und das brüderliche, joviale Benehmen der Matrosen gegen sie. Es wurde eine Kanone vor ihnen abgefeuert, und der Doktor sagte ihnen: „Das sind die Dinger, womit wir den Händlern wehren wollen, farbige Menschen zu verkaufen.“

Die Zeit, in welcher der kranke Doktor seine Leute sich selbst überlassen mußte, wußten diese auf eine verständige Weise auszufüllen. Anfänglich holten sie aus dem Walde Brennholz, das sie in der Stadt gut verkauften. Später verdingten sie sich zum Ausladen eines Kohlenschiffes, eine Arbeit, die sie über einen Monat mit angestrengtem Fleiße fortsetzten. Die Menge der „brennenden Steine“, die das einzige Fahrzeug enthielt, war ihnen rein unbegreiflich, denn es enthielt noch sehr viel Vorrat, als sie die Arbeit aufgaben. Von ihrem Verdienst kauften sie sich Zeuge, Perlen und andre Artikel, die ihnen wünschenswert schienen. Sie bewiesen dabei mehr Einsicht als die Afrikaner an der Küste, denn sie griffen nicht nach den buntesten Lappen, sondern ihre Wahl fiel stets auf die solideste und dauerhafteste Ware.

Die Behörden und Kaufleute zu Loanda zeigten sich dem Plane einer Handelsanknüpfung mit dem Innern sehr günstig, und als die Zeit der Abreise herannahte, wurden durch Subskription und aus öffentlichen Mitteln schöne Probestücke aller hier geführten Waren und Geschenke für Sekeletu, von freundlichen Briefen begleitet, zusammengebracht; die Makololo erhielten neue Kleidung, und Livingstone gab jedem eine Muskete. Unter den mitzunehmenden Geschenken befand sich auch ein Eselpaar. Diese Tierart ist im Innern ganz unbekannt und mußte in Gegenden, in denen kein Pferd fortkommen kann, eine große Wohlthat sein. Die ganze Karawane war jetzt so reich an Waren, Waffen und Munition, daß sie zwanzig fremde Träger annehmen mußte. Der Bischof hatte allen Distriktsvorständen die Weisung erteilt, den Reisenden in jeder Weise behilflich zu sein, und so trennten sich diese von ihren Freunden in Loanda am 20. September. Völlig wieder gesundet, konnte sich der Doktor nun Land und Leute mit mehr Teilnahme ansehen und machte mehrere Umwege, um interessante Punkte aufzusuchen. Dies und die langsame Vorwärtsbewegung zu Fuß, die bald wieder eintretenden Regen und das neue Erkranken seiner selbst und der meisten seiner Leute, nicht weniger die ausgezeichnete Gastfreundschaft der verschiedenen portugiesischen Bezirksamtleute, hielten ihn

an mehreren Punkten so fest, daß die Gesellschaft erst Ende Februar die portugiesischen Besitzungen verlassen konnte und an der früheren Stelle den Quangofluß überschritt.

Wie auf der ganzen Reise, machte der Doktor, wo es thunlich war, und oft unter den größten Schwierigkeiten, astronomische Beobachtungen zur Bestimmung der wahren Lage der Gewässer, Gebirge und andrer wichtigeren Örtlichkeiten, eine sehr zeitraubende, aber höchst verdienstliche Arbeit, indem es ihm gelang, große Irrtümer in den vorhandenen Karten von Angola zu berichtigen.

Das portugiesische Angola fand der Doktor in einem Zustande des Hinvegetierens; es ist niemand da, der die reichen natürlichen Schätze auszubeuten Lust und Unternehmungsgeist hätte, und nur erst in jüngster Zeit, wo der Sklavenhandel in Stillstand gekommen ist, fangen die Portugiesen an, ihr Augenmerk auf andre Reichtumsquellen zu richten. Die Besitzung wird gewissermaßen wie eine Strafkolonie angesehen; die aus Portugal Einwandernden kommen mit der Absicht, möglichst rasch etwas zu erwerben und dann in die Heimat wieder zurückzukehren. Offenbar hatten wohl die früheren Verwalter des Landes, die Jesuiten, zur Emporbringung desselben weit mehr gethan. Manches erinnerte noch an die Jesuitenzeit, nicht bloß mehrere zerfallene Kirchen und vereinsamte Klöster, sondern auch andres, was sich noch lebendig erhalten hat. In mehreren Ortschaften hatte sich aus jener Zeit die Kunst des Lesens und Schreibens bis auf die Gegenwart fortgeerbt. Der Kaffeestrauch, den die Jesuiten aus Arabien hierher verpflanzt, wuchert ohne Pflege fort und hat sich, wo er passenden Boden gefunden, Tagereisen weit verbreitet. Man entdeckt fortwährend in den Gehölzen neue Stellen mit Kaffeestauden; es braucht bloß das fremde Gebüsch zwischen ihnen weggeräumt zu werden (die höheren Bäume bleiben der nötigen Beschattung wegen stehen), und man hat eine einträgliche Kaffeepflanzung. Ebenso haben die vor alters eingeführten Ananas, Bananen, Yams, Orangen und verschiedene südamerikanische Fruchtbäume hier ein zweites Vaterland gefunden und pflanzen sich selbst fort, so auch die amerikanische Baumwolle, die sich überall an Wohnungen, Wegen und Kampierplätzen ausgesäet hat und häufig ausgerodet wird, um Gartenfrüchten Platz zu machen: denn die Eingebornen sammeln nicht mehr Baumwolle, als sie für den eignen Bedarf verspinnen und weben können; Gelegenheit zum Verkauf nach auswärts gibt es nicht. Die Weiber der Schwarzen verspinnen die Baumwolle mit Spindeln und die Männer weben sie zu Zeugen, indem sie zwischen senkrecht aufgespannten Fäden andre quer durchziehen. Ein Stück Zeug erfordert in dieser Weise eine Arbeit von mehreren Wochen, ist aber dennoch, wie alle übrige Handwerks- und Lohnarbeit und wie die Bodenprodukte, fabelhaft billig. Das Gewebe vertritt größtenteils die Stelle des Geldes. Die Eingebornen machen auch hübsche billige Messer und andre Eisenwaren aus einheimischen Erzen, und diese Industrie ist eine alte einheimische. Hier wie in andern Gegenden Afrikas wurde der Doktor oft lebhaft an das alte Ägypten erinnert, wie es in den Abbildungen seiner Denkmäler sich darstellt. Spinnen, Weben, Fischen, die häuslichen Geräte und Arbeiten erschienen oft auf ein Haar so, wie sie nach jenen Denkmälern dort vor Jahrtausenden gewesen,

und zuweilen waren es sogar dieselben Menschenfiguren, lebendige alte Ägypter mit gelber Haut und schräg stehenden Augen; denn es sind, wie schon bemerkt, die Leute in Angola und Loanda keineswegs alle schwarz, und der echte Mohrenkopf ist sogar selten.

Die Bevölkerung von Angola ist eine friedliche und lebt, wie es scheint, wenig behelligt von den Portugiesen, nach afrikanischer Weise. Vielweiberei ist herrschend; die Weiber werden von den Eltern gekauft, haben hier wie überall für den Unterhalt der Familie zu sorgen und führen nicht nur die Spindel, sondern auch die Feldhacke fleißig. Nur in den unteren Klassen, bei den Handwerkern, Trägern rc., arbeitet der Mann; in den höheren Rangstufen, deren es nicht wenige gibt, beschäftigt er sich größtenteils mit Palmweintrinken. Die eingebornen Häuptlinge sind von den Portugiesen an ihrer Stelle gelassen worden; sie haben natürlich wenig zu befehlen, begnügen sich mit der Würde und sind glücklich, wenn sie von der Regierung irgend einen Titel erlangen können.

Die Hauptergötzlichkeit der Schwarzen in Angola bilden nicht allein die Hochzeiten, sondern auch die Begräbnisse. Wenn ein Mädchen im Begriff steht, zu heiraten, wird sie allein in eine Hütte gebracht, wo sie mit verschiedenen Salben bestrichen wird und allerhand Beschwörungen vorgenommen werden, um sie glücklich und auch fruchtbar werden zu lassen. Hier, wie überall im Süden, gilt es bei den Frauen für das höchste Glück, Söhne zu haben; nicht selten kommt es daher vor, daß Frauen, wenn sie nur Töchter bekommen, von ihren Männern gehen. Wenn bei ihren Tänzen die eine die andre verspotten will, so wird in den den Tanz begleitenden Gesang ein Vers eingefügt, welcher etwa lautet: „Die und die hat keine Kinder und wird auch nie deren bekommen." Diese Beschimpfung ist für die Betroffene so empfindlich, daß oftmals eine solche davonläuft und sich das Leben nimmt. Nachdem die Verlobte einige Tage auf die angegebene Weise in der Hütte verweilt, wird der erwählte Bräutigam in eine andre Hütte gebracht, angethan mit den kostbarsten Kleidern und Schmucksachen, die seine Verwandten nur irgend aufzutreiben wissen. Sodann wird die Braut öffentlich vorgeführt, wobei sie als Frau begrüßt wird und von allen ihren Bekannten Geschenke um sie herum niedergelegt werden. Hierauf wird sie in das Gehöft ihres Gemahls geführt und ihr eine besondre Hütte angewiesen, wie den übrigen Frauen; denn Vielweiberei ist allgemein. Im Falle einer späteren Scheidung kehrt die Frau in die Familie ihres Vaters zurück und der Mann erhält wieder, was er für sie gegeben hat. In der Regel gibt der Mann den Eltern einen Kaufpreis für die Frau, die er ehelicht, welcher bei Mulattinnen sogar oft bis 60 Pfund Sterling beträgt. Diesen Mißbrauch abzuschaffen, hat sich der dortige Bischof zur besondern Aufgabe gestellt. Bei den Hochzeiten wie bei den Begräbnissen dauert das Tanzen, Essen und Trinken mehrere Tage hintereinander; große und splendide Hochzeits- und Leichenschmäuse zu geben, gilt jedem für eine Ehrensache, und sollte er Jahre darauf verwenden müssen, den dadurch verursachten Aufwand zu decken. Setzt man einen Betrunkenen wegen Unmäßigkeit zur Rede, so kann es kommen, daß er antwortet: „Meine Mutter ist eben gestorben", und diese Entschuldigung ist in den Augen seiner Landsleute vollgültig.

Am Südrande der portugiesischen Besitzungen, nicht weit von dem Grenzflusse Koansa, liegt die schöne, offene, zur Viehzucht besonders geeignete Gegend Pungo Adongo, deren Hauptdorf mitten in einem Walde zwischen merkwürdigen, turmartig geformten, gegen 100 m hohen Felsen gelegen ist. Hier hat ein Portugiese, der in seiner Jugend Schiffsjunge gewesen, durch Fleiß und Ausdauer sich eine fast fürstliche Existenz gegründet. Er besitzt mehrere Tausend Stück Rindvieh und vermag im Notfall einige Hundert bewaffneter Sklaven ins Feld zu stellen. Unter dem gastfreundlichen Dache dieses Mannes, Oberst Pires, nahm Livingstone einen mehrwöchentlichen Aufenthalt.

Die benachbarten Stämme nach Süden hin sind nicht sehr freundlich gesinnt, doch bietet der Koansa eine hinreichende Verteidigungslinie. Nach Südosten wohnen andre Leute, Kimbonda, Kimbunda oder Ambonda, in einem bergigen Lande. Sie werden als ein tapferes, freiheitsliebendes und dabei gastfreundliches Volk geschildert und sollen ehrlich im Verkehre sein. Sie besitzen zahlreiche Viehherden und sammeln viel Wachs, das sie an die Portugiesen verkaufen, mit welchen sie stets auf gutem Fuße gelebt haben.

Auch auf der Nordseite des Koansa lebt weiter oben ein Stamm, der sich den Portugiesen nicht unterwerfen mag. Sie nennen sich Kisama, und nach den wenigen zu schließen, die dem Doktor zu Gesichte kamen, stehen sie den Buschmännern oder Hottentotten sehr nahe. Sie kleiden sich in einen Rundschurz von weichen Baststreifen. Ihr Land ist wasserarm und sie bewahren ihre Wasservorräte in ausgehöhlten Baobabbäumen auf. Wenn die portugiesischen Soldaten in ihre Wälder vordrangen, so ließen sie diese Behälter auslaufen und zogen sich zurück, und die Portugiesen mußten bald aus Wassermangel das Gleiche thun. Das Land der Kisama ist sehr reich an Salz und sie treiben einen starken Handel mit diesem Artikel, der in Kristallen von 30 cm Länge und 3 cm Dicke besteht. Diese Salzzapfen sind nächst dem Kattun das gebräuchliche Tauschmittel; beide sind überall eben so willkommen als bare Münze. Auch eine eigne Art Hühner gibt es hier, von den Eingebornen „Kisafu" genannt, von den Portugiesen „Arripiada", d. h. die Zitternden. Die Federn derselben sind sämtlich nach aufwärts gekräuselt, so daß sie den Körper hinlänglich beschatten, ohne ihn so zu erwärmen, wie dies bei den gewöhnlichen Hühnern der Fall ist. Die Eingebornen pflegen sie auch zu opfern und zahlen dann einen hohen Preis dafür.

Voll angenehmer Erinnerungen an die Gastfreundschaft der Portugiesen und die herrlichen Naturschönheiten des Landes verließ Livingstone endlich Angola wieder. „Oft", schreibt er, „fand ich bei meinen Wanderungen landschaftliche Gemälde, über die sich ein Engel freuen müßte. Oft sah ich in stillen Morgenstunden Szenen von höchster Schönheit. Alle gebadet in köstliche warme Luft, die mit ihren leisen Bewegungen gleich einem Fächer sanfte Kühlung anwehte. Auf üppig grünenden Wiesen weidendes Rindvieh, lustig springende Ziegen, Gruppen von Hirtenknaben mit kleinen Spießen, Bogen und Pfeilen, Weiber mit auf dem Kopfe schaukelnden Wassertöpfen zum Flusse gehend, Männer säend unter dem Schatten der Bananen, alte grauköpfige Greise auf dem Boden sitzend und der Morgenunterhaltung lauschend, andre



ihre Zäune oder Hütten ausbessernd. Alles umflossen von dem Glanze der afrikanischen Sonne und der Musik der Vögel, die in den Zweigen ihr Lied singen, bis die höhere Tageshitze sie verstummen macht — aus solchem Stoff weben sich Bilder, die nie vergessen werden können.“ Da hier der Singvögel gedacht ist, so erwähnen wir noch, daß Livingstone in diesen Gegenden wenigstens die gewöhnliche Annahme, die Vögel der Tropen sängen in der Regel nicht, widerlegt fand. Er hörte ähnliche Sangesweisen wie diejenigen unsrer Lerchen, Drosseln, Buchfinken und Rotkehlchen, nur nicht so harmonisch als in seiner Heimat und häufig unterbrochen durch einzelne eingeschobene fremdartige Laute. Bei einem Vogel klang es deutlich wie pak, pok pik, bei einem andern wie ein Strich auf einer Violinsaite. Auch ihr Gefieder ist meist schlicht und prunklos, und sie unterscheiden sich darin von den brasilianischen Vögeln. Eine andre naturhistorische Beobachtung, die Livingstone machte, betrifft ein sonderbares Insekt, welches sich auf Bäumen von der hier sehr zahlreichen Familie der Feigen aufhält. Gewöhnlich sitzen sieben bis acht an den kleineren Zweigen beisammen und lassen fortwährend eine durchsichtige Feuchtigkeit herabtropfen, so daß nach und nach ein kleiner Teich am Boden sich bildet. Ein Gefäß, das am Abend unter einen solchen Zweig gestellt wird, enthält am andern Morgen ein oder zwei Liter von dieser Flüssigkeit. — Oft beklagte es der Doktor, daß die Kultur auf so günstigem Boden sowenig Raum gewinnt. Die Eingebornen begnügen sich, für ihren täglichen Unterhalt zu sorgen, was mit wenig Mühe gethan ist, und die Portugiesen leben nur für den Handel. Ein übler Umstand ist freilich, daß das Land für Fremde nicht eben gesund ist. Die Fieber stellen sich nicht allein in den Niederungen, sondern auch in den bergigen Gegenden periodisch ein, und der Doktor und seine Gefährten hatten bald wieder daran zu leiden. Die hier lebenden Portugiesen haben ein krankhaftes Ansehen und leiden infolge zahlreicher Fieberanfälle meist an Milzvergrößerung. Die Kinder, die sie mit eingebornen Weibern haben, sterben häufig weg. Sie bringen niemals Weiber mit, sondern behelfen sich mit afrikanischen Ehen, indem sie, wie schon bemerkt, ihren Aufenthalt nicht auf die Dauer nehmen, sondern nur so lange bleiben, bis sie sich mit einigem Vermögen zurückziehen können. Das Verlangen nach raschem Erwerb führte die Gouverneure der einzelnen Stationen nicht selten zu Bedrückungen gegen die Eingebornen; sie werden, wenn Klagen laut werden, abgesetzt und erhalten Nachfolger, die es vielleicht ebenso machen. Im allgemeinen aber ist die Behandlung der Schwarzen von seiten der Portugiesen eine sehr leutselige, vielleicht schon aus Politik und in anbetracht ihrer geringen Anzahl gegenüber einer ganzen Bevölkerung. Schwarze Kommis arbeiten in den Kontoren der Kaufleute und essen an ihrem Tische, und die Mischlingskinder werden väterlich behandelt. Nicht so gut sind die unglücklichen Sklaven daran; sie gelten für eine Art Vieh, selbst in den Augen der freien Eingebornen. Für die moralische Hebung der Schwarzen geschieht von seiten der Portugiesen freilich nichts; die Leute selbst sind physisch heruntergekommen gegen die Stämme im Innern, hauptsächlich infolge des vielen Branntweins, dessen verderbliche Wirkungen auf die Schwarzen nur zu ersichtlich sind.

Die Bewohner von Angola sind, wie alle Stämme bis an den Sambesi, in dem krassesten Aberglauben befangen, und ihre Begriffe von überirdischen Dingen sind so gleichförmig, daß es scheint, als seien alle ursprünglich ein einziges Volk gewesen. Ihre Religion, wenn man es so nennen kann, ist eine Religion der Furcht. Der Barimo, die Geisterwelt, läßt ihnen keine Ruhe. Diese scheint ihnen hauptsächlich aus den Seelen Verstorbener zusammengesetzt, und allgemein ist der Glaube, daß diese Seelen sich noch fortwährend in die irdischen Angelegenheiten einmischen und beständig darauf ausgehen, die Lebendigen nach sich zu ziehen. Sterben aber, das Leben und seine Freuden verlassen, gilt dem Schwarzen für das größte Unglück. Daher werden bei Erkrankungen und andern Unfällen Opfer zur Besänftigung der erzürnten Geister in Fülle gebracht: bald wird eine Ziege, bald ein Huhn geschlachtet, bald irgend eine Eßware geopfert, und überall an Wegen, Hütten, selbst im Walde findet man rohe Götzenbilder und Opfergaben. Sogar der Totschläger eines andern unterläßt nie, sich mit dessen Geist durch ein Opfer abzufinden. Aber auch lebende Menschen können den Tod anthun durch Zauberei, und dagegen werden nun eine Unmasse Amulette und Gegenzauber angewendet. Nichts ist unter den Schwarzen leichter, als der Hexerei beschuldigt zu werden, und die afrikanischen Hexenprozesse sind nicht milder, sondern nur kürzer als die ehemaligen europäischen: Der Angeschuldigte erbietet sich oder wird aufgefordert zu einer Hexenprobe; der Wahrsager, natürlich eine wichtige Person unter Leuten solcher Art, reicht einen Gifttrank, und der Beschuldigte stirbt, womit zugleich der Beweis seiner Schuld geliefert ist. In solcher Weise verschwinden selbst im portugiesischen Gebiet alljährlich nicht wenig Leute, und die Behörden können nichts dagegen thun; denn die Wahrsager sorgen dafür, daß diese Urteile und andre heidnische Zeremonien ganz in der Stille abgemacht werden. Einzelne Häuptlinge in der Nachbarschaft der Portugiesen wenden solche Klagefälle auch zu ihrem eignen Vorteil und verkaufen die angeblichen Zauberer oder ihre Kinder in die Sklaverei, als Ersatz für den Schaden, den sie angerichtet haben sollen. — Als ein sehr wirksames Mittel zur Besänftigung der Geister gilt die Trommel. Jedes Negerdorf besitzt dergleichen Instrumente; bei Begräbnissen sind sie besonders in Aktivität, und oft hört man ihre Schläge aus einem Dorfe vom Morgen bis zum Abend mit der unerträglichsten Regelmäßigkeit erschallen. Einem Schwarzen seinen Aberglauben ausreden zu wollen, ist eine vergebliche Mühe, denn sie sind regelmäßig mit der Abfertigung bei der Hand: Die Weißen verstehen von solchen Dingen gar nichts, die Schwarzen sind hierin die Klügeren.

Es ist eine Regierungsmaxime der Portugiesen, jenseit des Quangostroms keine Niederlassungen zu gründen; ihr ganzer Handel mit dem Innern wird durch Vermittelung einheimischer Händler, Pombeiros, besorgt. Etwa 150 englische Meilen östlich liegt die Hauptstadt des Oberchefs aller Balonda, der den erblichen Titel Muata Janvo führt; Muata ist die Bezeichnung für Oberherr, Kaiser u. dgl. Dieser Fürst, mit dem die Portugiesen durch zeitweilige Geschenke ein gutes Einvernehmen unterhalten, läßt nur schwarze Händler zu, die im bloßen Hemd vor ihm erscheinen. Die Hauptartikel des

Muata Janvo sind Elfenbein und Sklaven. Die Elefanten werden von seinen Unterthanen mit Spießen oder vergifteten Pfeilen erlegt, auch in Gruben gefangen. Es sind diese Tiere hier kleiner als in den Ländern weiter südlich, aber ihre Stoßzähne sind merkwürdigerweise ansehnlich größer. Livingstone sah ein Paar Zähne, die zusammen 128 kg wogen und fast 3 m Länge hatten. Es ist vorgekommen, daß ein einzelner Zahn 75 kg gewogen hat.

Kurz vor Livingstones Ankunft war ein neuer Muata zur Regierung gekommen, der als ein mildgesinnter Mann geschildert wurde und sogar die Absicht ausgesprochen haben sollte, die Tschiboke für ihr übles Benehmen gegen den Doktor zu bestrafen. Die Unterhäuptlinge des weiten Gebiets von Loanda erkennen, obwohl faktisch so gut wie unabhängig, alle die Oberherrlichkeit der Muata an, und manchem schien bei der neuen Regierung nicht wohl zu Mute zu sein, denn der Muata kann sie wegen Mißregierung nach Belieben absetzen, d. h. köpfen lassen. Der alte Muata trieb das eigenhändige Köpfen, wie erzählt wurde, gleichsam als fürstliches Vergnügen, denn er rannte zuweilen in seiner Stadt herum und schlug jedem Begegnenden den Kopf ab, bis er einen ganzen Haufen Köpfe beisammen hatte. Er pflegte dies damit zu erklären, daß seine Leute zu zahlreich würden und er sie etwas lichten müsse. Möglich, daß der Mann verrückt war; aber auch dann noch liefert er ein Beispiel der nach Norden immer mehr zunehmenden Grausamkeit der Häuptlinge und der Versunkenheit des Volks, das nicht einmal als einzig dasteht. Mehrere Tagereisen gegen Osten liegt an einem See die Residenz eines andern Mohrenkaisers, Muata Kasembe. Sein Reich ist ein Tochterstaat des Muata Janvo, aber diese östlichen Fürsten sind vom Mutterlande unabhängig, und es herrscht nur noch das Herkommen, daß sie ihre Weiber aus dem westlichen Regentenhause entnehmen.

Livingstones Reiseroute ging nicht allzu weit von Muata Kasembes Stadt vorbei, und die Leute in Katemas Gebiet gaben die Entfernung bis dahin auf etwa fünf Tagereisen an. Es bestand von hier aus ein Verkehr mit jener Stadt zum Bezug kupferner Schmucksachen, welche daselbst gefertigt wurden. Auf des Doktors Frage, ob dort noch immer so viele Menschen umgebracht würden, gab man ihm die wenig befriedigende Antwort: so gar schlimm möge es wohl nie gewesen sein; zuweilen werde allerdings einer abgeschlachtet, wenn der Kasembe ein Menschenherz oder sonst einen innern Teil zu einem Amulett brauche; Hexerei und Dieberei würden selbstverständlich mit dem Tode bestraft. — Andre Erkundigungen über das Land schienen mit ziemlicher Sicherheit zu ergeben, daß der südliche Ausfluß des bei Kasembes Stadt gelegenen Sees derselbe Fluß sei, welcher mit dem Liba zusammen den Sambesi bildet.

Das innere Afrika wird schon längst von arabischen Kaufleuten weit und breit durchzogen; sie gehen nach Loanda und kommen selbst bis Linyanti zu Sebituane. Ihr Ausgangspunkt ist immer die Insel Sansibar. Von solchen erfuhr Livingstone, daß Land und Leute in dieser Richtung hin dieselben seien wie im übrigen Loanda, daß die Häuptlinge friedlich gesinnt wären und das Reisen nach Sansibar keine Schwierigkeiten habe.

Es sind schon mehrfach die raschen Fortschritte des Mohammedanismus in Afrika erwähnt worden; nach Livingstones Erfahrungen sind es eben die arabischen Kaufleute, die neben ihrem Geschäft eifrig Bekehrungsversuche machen. Sie pflegen sich in einem Stamme dadurch Einfluß zu verschaffen, daß sie eine Verwandte des Häuptlings heiraten, und wissen so geschickt zu operieren, daß sie zuweilen einen ganzen Stamm zu ihrem Glauben hinüberziehen.

Jenseit des Quango war Livingstone mit seiner Gesellschaft sozusagen wieder in Feindesland unter brandschatzenden Baschindschi. Er hatte aber diese unbedeutenden Dorfmonarchen jetzt richtiger schätzen gelernt, und so kam er im allgemeinen besser durch als auf dem Herwege, wo er gar nichts zu geben hatte. Jetzt gab er weniger und mit der festen Erklärung, daß mehr nicht gereicht werde. Und sie begnügten sich, sobald sie Ernst sahen; denn das Volk ist im Grunde feig, aber es wächst ihnen der Mut und die Unverschämtheit in dem Maße, wie sie Erfolg davon sehen. So kam der Doktor zwar nicht ohne ernsthafte Streitigkeiten, doch mit Vermeidung größerer Verluste, und ohne daß er der Waffen anders als zur Drohung sich hatte bedienen müssen, durch diese westlichen Gebiete von Muata Janvos Reich.



Der Häuptling Katema.

Einen recht komischen Anblick und ein sehr großes Gaudium für Livingstones Leute gewährte die Art, in welcher die Häuptlinge sich zuweilen zur Besprechung einfanden oder zurückzogen. Sie ritten nämlich auf den Schultern eines Begleiters, denn was bei uns eine Unterhaltung für Schulknaben ist, bildet in Loanda ein Vorrecht und Würdezeichen für die Häuptlinge. Auch Freund Katema liebte es, in solchem Aufzuge zu erscheinen, und der Doktor hat ihn in dieser erhabenen Position im Bilde verewigt.

Bald nachdem die Karawane das Quangothal verlassen, stellten sich so heftige Regengüsse ein, daß man einmal zwei ganze Tage auf einer teilweise unter Wasser stehenden Wiese liegen bleiben mußte. Die Wanderer konnten

zur Verbesserung ihrer Lage nichts weiter thun, als daß sie Erdhaufen aufführten, diese mit Gräben umgaben und mit Gras deckten, sich darauf niederlegten und es geduldig auf sich herabströmen ließen. Infolge solcher Experimente verschlimmerte sich des Doktors Gesundheitszustand dergestalt, daß er heftig erkrankte und drei Wochen lang neben einem Negerdorf das Lager aufschlagen mußte. Hier geriet er beim Abzuge in eine Kollision, die sehr gefährlich werden konnte, wenn der Volkscharakter ein andrer gewesen wäre. Der Dorfhäuptling hatte wegen seiner unaufhörlichen Bitte um Fleisch eine wohlverdiente Maulschelle bekommen. Als Schmerzensgeld erhielt er zwar sogleich einige Stücke Zeug und eine Flinte, aber das genügte ihm nicht, und seine Forderungen gingen ins Ungeheure. Als er sah, daß er nichts weiter durchsetzen konnte, sandte er an die umliegenden Dörfer um Hilfe, denn der Schimpf, ihn auf den Bart geschlagen zu haben, müsse schwer gerächt werden. In der That wurde die Karawane in einem Walde von einer Menge Bewaffneter eingeholt und ein Gewehrfeuer auf sie eröffnet, das jedoch wegen der vielen Bäume nicht gefährlich war. Zugleich wurde den hintersten Trägern das Gepäck von den Schultern gerissen. Ohne Zweifel hatten die Schwarzen erwartet, daß die Fremden ihr Gepäck wegwerfen und fliehen würden; aber es kam anders als sie dachten. Der Doktor rannte, von einigen Leuten begleitet, rückwärts, fand den Häuptling und setzte ihm einen sechsläufigen Revolver auf die Brust. Da begann der vorher so dreiste Mann zitternd um Frieden zu bitten. „Gut“, sagte Livingstone, „mir liegt ebenfalls am Frieden — so kehre um und laß uns ziehen.“ — „Aber du wirst mich in den Rücken schießen.“ — „Wenn ich dich schießen wollte, so ginge das eben so gut ins Gesicht. Aber damit du siehst, daß ich mich vor dir nicht fürchte, so will ich dir den Rücken kehren.“ —

Und damit zog die Karawane unangefochten weiter; aber ihr Fortschritt war ein so oft unterbrochener, daß es im allgemeinen im Monat nur zehn Reisetage gab. Die Aufenthalte wurden teils durch das Aufkaufen von Lebensmitteln in den Dörfern, teils durch Krankheitsfälle verursacht, die um so hinderlicher waren, da die gemieteten Träger aus Angola sich stets weigerten, die Tracht eines erkrankten Kameraden mit auf sich zu nehmen. Desto williger waren sie aber zum Stehlen und mußten daher überall beständig scharf im Auge behalten werden.

Solange die Karawane den Sklavenhändlerweg zog, waren die Einwohner durchweg anmaßend und habsüchtig; freiwillige Geschenke an Lebensmitteln, die sonst in Afrika zum guten Ton gehören, kamen nicht vor, und wenn einer etwas gab, so geschah es nur, um einen viel größeren Gegenwert zu verlangen. Um billiger leben zu können, schlug der Doktor eine mehr südliche, von den Händlern weniger durchzogene Richtung ein, und bald war man unter bescheidenen und freundlichen Leuten. Die Reise ging fortwährend durch Thäler mit größeren und kleineren Flüssen, die sich alle in den Kasai ergießen, und über dazwischen liegende Hochebenen mit finsteren Wäldern und mehr als mannshohem Gras; die Wege von einem Dorfe zum andern durch diese Graswälder waren förmliche Schafwege, nicht über einen Fuß breit und überall

mit Schlingen und Fallen an den Seiten, denn auch das kleinste Tier wird von den Eingebornen gefangen und gegessen. Die Hütten stehen gewöhnlich in den Wäldern, umgeben von Pflanzungen, und jede Wohnung hat einen erhöhten Schlag für Geflügel. Die Einwohner, größtenteils olivenfarbige Leute, zeigten alle die größte Lust, einen kleinen Handel zu machen, und allerorten erfolgten die dringendsten Aufforderungen an die Reisenden, einen Tag oder wenigstens ein paar Stunden zu rasten und ihnen etwas abzukaufen.



Haartrachten der Balonda.

Ihre Waren, Eier, Hühner, Mehl und sonstige Produkte des Landes, waren aber so ungemein wohlfeil, daß mit einem unbedeutenden Stückchen Zeug, einem kleinen Stück Rindfleisch oder einem Schuß Pulver schon ansehnliche Quantitäten eingetauscht werden konnten.

Die Balonda in diesen Gegenden sind ein harmlos heiterer Menschenschlag, der sich auch im Äußeren vorteilhaft von den der Küste näher wohnenden Stämmen unterscheidet. Sie lassen ihre schönen weißen Zähne unbeschädigt,

während die Baschindschi u. a. sie spitz feilen, was ihnen ein greuliches Ansehen gibt und selbst das Lächeln junger Mädchen wie das Maulaufreißen eines Alligators erscheinen läßt. Sie arbeiten nicht gern und finden Zeit genug, sich allerhand Liebhabereien hinzugeben. Es gibt da Stutzer, die den ganzen Tag gesalbt und geputzt umherspazieren; andre quälen wieder Tag und Nacht irgend ein musikalisches Instrument; wieder andre zeigen sich nur mit Bogen und Pfeilen oder einer Flinte beladen, ausgeputzt mit Fellstreifen von allerlei Tieren, die sie geschossen haben oder haben wollen. Manche können nicht ausgehen, ohne ihren Singvogel im Käfig bei sich zu führen, für die man eine große Liebhaberei hat. Die Damen pflegen mit großer Vorliebe eine Sorte Schoßhunde, die, wenn sie fett sind, verspeist werden. Namentlich ist den Balonda auch das Arrangement ihres überreichen Wollhaares ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit, und sie lassen dabei ihrer Phantasie viel Spielraum. Einige Damen machen lauter kleine Zöpfchen und befestigen die Enden an den Umfang eines oder zweier Reifen, die um Kopf und Gesicht gelegt sind, wodurch eine förmliche Heiligenglorie entsteht; andre tragen aus Büffelhaut und Perlen geformte Aufsätze, die bald Kronen ähnlich sind, bald zwei Hörner auf der Seite oder eines gerade auf der Stirn bilden. Dazu kommen meistens noch eine Menge gerader, steif herabhängender Haarrollen, und oft ist diese Fülle noch durch Einflechten von Haaren aus Büffelschwänzen vermehrt. Livingstone gibt uns einige Proben solcher Haartrachten mit dem Bemerken, daß die gewählten Physiognomien zwar nicht durchweg, aber doch ziemlich häufig genug vorkämen.

Die Bevölkerung sitzt in ganz kleinen Weilern im Lande zerstreut, denn es gehört ebenfalls zu den volkstümlichen Liebhabereien, daß jeder wenigstens ein Dörfchen für sich allein besitzen und einen kleinen Häuptling spielen möchte. Daher muß Kabango, die Residenz eines Unterhäuptlings, welche die Gesellschaft am 21. Mai verließ, schon als ein „Klein-Paris“ erscheinen, denn sie zählt etwa 200 runde und 10—12 viereckige Hütten, letztere die Wohnungen einiger Halbportugiesen, die hier als Agenten für die Kaufleute in Kassandschi wirken. —

Livingstone hatte sich in Angola wieder mit dem nötigen Schlachtvieh versorgt, und ein Stück von dem Fleische der Ochsen, von denen ab und zu einer geschlachtet wurde, war überall hoch willkommen gewesen. Um so mehr überraschte es ihn, jenseit Kabango auf einen Kauz von Häuptling zu stoßen, der ein Stück Fleisch mit der Erklärung ablehnte, daß weder er noch seine Leute dergleichen äßen, indem sie die Ochsen für menschliche Wesen hielten, die in ihrer Heimat ganz wie Menschen lebten. An andern Orten, wo man sich das Fleisch gern gefallen ließ, hatte man doch eine Ausrede wegen des Nichthaltens von Vieh, die ihren historischen Grund haben mag, indem man sagte: „Ochsen bringen Krieg und Feinde ins Land.“

Am 2. Juni kam die Reisegesellschaft in der Nähe des Kassabiflusses wieder zu einem bedeutenderen Dorfmagnaten, Namens Kawawa, der so ausnehmend freundlich und höflich war, daß die Fremden bei ihm einen sehr angenehmen Rasttag hatten. Als es aber zum Aufbruch kam, änderte er ganz unerwartet

den Ton und verlangte in kaltblütigster Weise einen Mann oder Ochsen, daneben aber noch eine Flinte, Pulver, einen Rock und, Notabene: ein Buch, aus welchem er sehen könne, wie der Muata Janvo gegen ihn gesinnt sei, und das ihn warnte, wenn derselbe den Entschluß fassen sollte, ihn köpfen zu lassen. Einen solchen Warner hätte er wohl brauchen können, denn er war als ein exzentrischer Mensch verschrieen und mochte Ursache genug haben, den Muata Janvo zu fürchten. Livingstone wies ihn mit seinen Anforderungen kurz ab, der Häuptling rief seine Leute zu den Waffen, und wieder einmal schien es zum Kampfe kommen zu sollen. Aber auch diese letzte derartige Szene lief ohne Blutvergießen ab, denn der Doktor hielt wie immer darauf, daß seine Leute nicht zuerst zum Angriff schritten, und auch die Gegenpartei griff nicht an und ließ die Fremden unverfolgt abziehen. Unten am Flusse hatte aber der Häuptling inzwischen schon seine Maßregeln genommen; die Fährleute verweigerten die Überfahrt, bis das Verlangte ausgeliefert sei, und die Kähne wurden vor den Augen der Reisenden abgefahren, die sich nun vor dem breiten und tiefen Strome in nicht geringer Verlegenheit befanden.

Einer von des Doktors Begleitern aber hatte schlau erspäht, wo die Kähne im Schilfe versteckt wurden, und als es dunkel geworden und die Fährleute weggegangen waren, machte man an diesen Kähnen eine Zwangsanleihe und kam somit glücklich aus der gelegten Falle heraus.

Den Kassabi im Rücken, fühlte sich Livingstone, wie er sagt, fast wie zu Hause, denn er hatte nun lauter gute alte Freunde vor sich. Auch sonst war er froh, endlich so weit zu sein, denn seine von Loanda mitgenommenen Tauschartikel waren infolge der vielen und langen Aufenthalte fast sämtlich erschöpft, und auch seine Leute hatten sich bereits aller Dinge entäußert, die sie mit nach Hause zu bringen gehofft hatten, und fast stand man wieder auf dem Punkte, wie auf dem Hinwege zu betteln oder besser zu fechten; denn die Makololo hatten dies Geschäft immer in ganz guter Handwerksburschenmanier betrieben. „Wir sind arme Reisende“, war ihr Spruch; „wir kommen sehr weit her — gebt uns etwas zu essen.“ Um sich besser in Gunst zu setzen, hatten sie den Weibern irgend einen Nationaltanz zum besten gegeben, und unter den Männern suchten sie soviel als möglich Kameradschaften oder Verwandtschaften zu schließen; denn sie rechneten alle darauf, daß diese Reise nicht die letzte sein werde. Die dabei stattfindende Feierlichkeit, „Kasendi“ genannt, wird, ähnlich wie die Blutbrüderschaft im Mittelalter, folgendermaßen vollzogen: Die beiden Parteien reichten sich die Hände, in welche kleine Einschnitte gemacht werden, sowie auch in die Magengrube, die rechte Wange und Stirn eines jeden; hierauf wird mit einem Grashalme etwas von dem Blute aus den verwundeten Stellen aufgefangen und das eines jeden der beiden in ein besonderes Gefäß mit Bier gethan, worauf jeder das Blut des andern trinkt, und von nun an gelten sie als ewige Freunde oder Blutsverwandte und sind verbunden, sich gegenseitig vor drohenden Gefahren zu warnen. Während des Trinkens schlagen die übrigen von der Gesellschaft mit kleinen Keulen auf den Boden, unter allerlei Sprüchen zur Bekräftigung des geschlossenen Bundes. Das übrige Bier wird sodann von den Anhängern der beiden Parteien ausgetrunken.

Die Karawane durchzog nun wieder die unabsehbaren, wasserreichen Ebenen, welche die Wasserscheide zwischen Kassabi und Liba bilden, und so merkwürdig ist das System abgewogen, daß der dort liegende kleine See Dilolo thatsächlich einen nördlichen und südlichen Ausfluß hat, also in beide Flüsse, und somit in den Atlantischen wie auch in den Indischen Ozean Wasser abgibt. Über die Entstehung des Dilolosees erzählen sich die Eingebornen eine artige Sage. Ein weiblicher Häuptling bat einst auf einer Reise in einem Dorfe, das auf der Stelle stand, wo jetzt der See ist, um Lebensmittel. Die Bitte wurde der Frau abgeschlagen und sie beschloß, Rache zu nehmen für die Beleidigung, die sie erfahren. Da soll sie einen Gesang angestimmt haben, und als sie die letzte Silbe ihres Namens, der am Schlusse desselben vorkam, langsam betonte, sank das ganze Dorf samt Einwohnern, Federvieh und Hunden in den Erdboden hinab. Als der Häuptling des Dorfes von der Jagd heimkehrte, stürzte er sich in den statt des Dorfes vor ihm liegenden See, wo er auch noch darinnen hausen soll. Der Name kommt von dem Worte „Ilolo“ her, d. i. Verzweiflung.

Die ausgedehnten sumpfigen Ebenen, welche Livingstone auf seiner Durchreise zum erstenmal ganz überschwemmt fand, zeigten jetzt ein ganz verändertes Ansehen. Zwar war das Wasser noch nicht ganz ausgetrocknet und an verschiedenen Stellen standen kleine Seen, Pfützen und Lachen, allein es war jetzt hier vielerlei Tier- und Pflanzenleben zu bemerken, von dem man auf der Hinreise nur wenig gesehen hatte. In den höheren Regionen der Luft schwebten Geier in großen Scharen, ein Zeichen, daß hier Aas vorhanden war, und wirklich sah man auch viel Wild und Raubtiere. Und doch war es jetzt Winterszeit in diesen Regionen.

Aber wie anders zeigte sich das Leben dort in Afrika als bei uns! Marmorierte Ziegenmelker, verschiedene Schwalbenarten, feuerrote Bienenspechte zeigten, daß selbst der niedrigste Stand der Temperatur die Insekten nicht tötet, von welchen sich die Vögel ernähren.

Nicht minder reich war auch die Pflanzenwelt in diesen Ebenen jetzt vertreten. Mit Wohlgefallen ruhte das Auge namentlich auf einer bunten Menge reizender Blümchen, die dicht gedrängt, zu Millionen aneinander geschart, den Boden buchstäblich mit einem prachtvollen Teppich bedeckten. Quer über den Weg lief ein breiter, scheinbar unendlicher Streifen gelber Blumen, die bei näherer Betrachtung alle Abstufungen der gelben Farbe, vom blassen Zitronengelb bis zur feurigen, gesättigten Farbe der Orange zeigten. War dieser weite goldene Teppich durchschritten, dann schloß sich an denselben ein ziemlich gleicher blauer an, und was das seltsamste, es war dieselbe Pflanze, die dort goldig hell, hier in der Farbe der Treue blühte. Wiederum zeigte die Blume alle Abstufungen in Blau, vom hellsten Blau des nordischen Himmels bis zum tiefen samtnen Purpur.

Schon früher hatte Livingstone diese seltsame, so sehr in ihrer Färbung wechselnde Blume gefunden und an derselben damals lederbraune Blüten beobachtet, aber nie zuvor hatte er so scharf begrenzte Unterschiede zwischen Gelb und Blau, wie gerade hier gefunden. Eine andre schöne Blume erinnerte ihn an

die traute Heimat; er stieg ab, um sie zu pflücken, und fand zu seiner Freude eine Art Sonnentau, welche ihm mit der englischen Spezies ganz gleich erschien. Ihr Stengel wird nie höher als 5—7 cm, und die Blätter sind mit roten Haaren bedeckt, von denen jedes einen klebrigen Tropfen an der Spitze trägt, so daß die Pflanze ganz wie mit Diamanten übersäet erscheint. Livingstone bemerkte sie zuerst am Morgen und glaubte, die Sonne scheine auf Tautropfen; da aber der Glanz selbst während der Tageshitze nicht verschwand, untersuchte er die Sache und fand, daß die Haarspitzen eine klare Flüssigkeit ausschwitzten, die in eine Leimkapsel eingeschlossen war.

Die so schön geschmückte Ebene hatte jedoch auch ihre Schattenseiten. Livingstone wurde hier zum siebenundzwanzigstenmale vom Fieber befallen, und zwar an einem Orte, wo kein Wasser zu sehen war. Er hatte es nicht für nötig gehalten, Wasser mit sich zu führen; aber jetzt, wo ihn brennender Durst quälte, fanden seine Leute bald das Gewünschte, indem sie nur mit ihren Stöcken leicht die Oberfläche aufwühlten.

So hatte der Reisende Gelegenheit, diese merkwürdige Ebene zu verschiedenen Jahreszeiten zu beobachten; aber wenn ihn auch bei seiner Rückkehr durch dieselbe Fieber quälte, er zog den zweiten Marsch doch immer dem mühevollen ersten vor, denn nun trug er ja das stolze Bewußtsein mit sich, wenigstens ein großes Problem gelöst und, aus dem Innern kommend, die afrikanische Westküste erreicht zu haben.

Am 14. Juni langten die Reisenden wieder in Katemas Residenz an, genossen einige Tage recht erwünschte Rast und Wohlleben bei dem wahrhaft liebreichen Manne, erfreuten sich später eines ähnlichen herzlichen Empfangs bei dem alten Schinti und kamen endlich wieder an die nämliche Stelle, wo sie bei ihrer Herreise die Fahrt auf dem Liba mit dem Landwege vertauscht hatten. Jetzt war die so beschwerliche und überaus langsame Landreise zu Ende, und leichte Kähne trugen die Reisenden raschen Laufes den Fluß hinunter nach dem Makololoreiche.

Die Fahrt im Barotsethal hinab war ein wahrer Triumphzug. Die Ankömmlinge wurden gegrüßt wie vom Tode Erstandene, denn die Reise hatte ja zwei Jahre gedauert, und die Wahrsager hatten längst den Untergang der Karawane verkündet. Jedes Dorf, das man berührte, gab einen oder zwei Ochsen zum besten und Milch, Mehl und Butter in Überfluß. Aus entlegenen Gegenden strömte Volk zusammen, um die Ankömmlinge zu sehen, und selten kam einer mit leeren Händen. Das Volk begeisterte sich an den Erzählungen der Rückgekehrten vom Ende der Welt, an das sie gekommen sein wollten, von all den Wundern, die sie gesehen, von der Güte des Doktors und der Weißen überhaupt; Livingstone, schon früher ein außerordentlicher Mann in ihren Augen, war es nun noch viel mehr, und nicht hoch genug wußten sie seine Bemühungen um den Frieden mit den Nachbarstämmen anzuschlagen. Daß die Reisenden fast mit leeren Händen zurückgekommen, wurde als unerheblich angesehen; die Reise war dennoch nicht vergebens, sagten des Doktors Begleiter, und alsbald fing man an, Nilpferd- und Elefantenzähne zum Behuf einer zweiten Expedition zu sammeln.



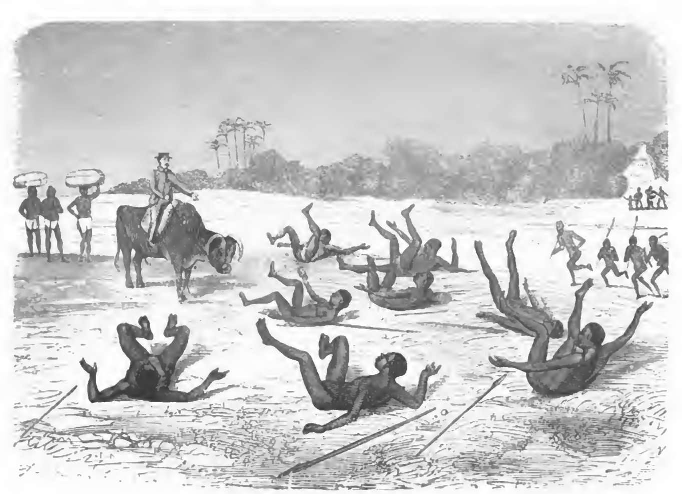
In der Hauptstadt Linyanti war natürlich überall die freudige Erregung am größten, und das ganze Volk war lebhaft ergriffen von dem Gedanken, mit den Weißen recht bald in nähere Verbindung zu treten, deren Länder man sich schon längst als die Heimat alles Schönen und Wünschenswerten vorzustellen pflegte. Groß war die Freude des Häuptlings über die verschiedenen Geschenke der Portugiesen, worunter eine alte Staatsuniform das Hauptstück bildete; schier das größte Wunder aber im ganzen Lande waren die beiden Esel und ihre laute natürliche Musik.

Livingstone bereitete sich inzwischen mit gewohntem Eifer auf die zweite Hälfte seines Reiseunternehmens vor. Es wurde viel verhandelt und erwogen, wie die Reise nach der Ostküste am besten und zweckmäßigsten einzurichten sein möchte. Die schöne Wasserstraße des mächtigen Sambesi behielt aber vor allen andern vorgeschlagenen Reisetouren den Vorzug, obwohl ein ungeheurer Wasserfall im Wege liegen sollte und die an den beiden Ufern wohnenden Stämme den Makololo nicht gerade sehr günstig gesinnt sein konnten. Trotzdem aber boten sich Hunderte von Makololo zu Begleitern an, und der Hauptfrage, wo man die nötigen Mittel hernehmen sollte zur Reise, begegnete der Häuptling einfach durch die Erklärung: „Alles Elfenbein im Lande ist dein — wenn du etwas davon zurückläßest, so ist es deine Schuld.“ Dazu gab er ein Dutzend Ochsen und mehrere andre Lebens- und Tauschmittel, und ernannte Sekeletu, einen verständigen und schon weitgereisten Mann, der die Ufer des Stromes und die an denselben gesprochenen Dialekte auf eine ziemliche Entfernung hin genauer kannte, zum Anführer der Reisebegleitung.

Alles ward in Bereitschaft gehalten, um mit dem Eintritt der ersten kühlenden Regen abzureisen; denn eine Temperatur von 34° R. im Schatten, wie sie dort im Oktober gewöhnlich zu sein pflegt, halten selbst Afrikaner für kein gutes und angenehmes Reisewetter.



Kopftracht eines Baschindschihäuptlings.



Begrüßungsweise der Bakoba.

IV.

Livingstones Reise an die Ostküste.

Die Bakoba. — Die Viktoriafälle. — Das Hochland am Sambesi und seine Bewohner. — Der Häuptling Mpende. — Die Banyai. — Die Stadt Tete. — Kilimane. — Rückkehr nach Europa.

Am 3. November verließ eine zahlreiche, mannigfach zusammengesetzte Karawane die Hauptstadt Linyanti, begleitet von dem Häuptling selbst und mehreren vornehmen Makololo. Das mitzunehmende Elfenbein wurde von nicht weniger als 114 Trägern transportiert. Die Reise ging zunächst über Land nach Seschefe, wo ein Teil der Reisenden Kähne bestieg, während ein andrer mit dem Vieh das Ufer entlang zog. Der Fluß hat auf der Strecke bis zu den Wasserfällen hin mehrere große Inseln, die früher, vor Ankunft Sebituanes, in bösem Rufe standen; denn die ehemaligen Bakobahäuptlinge hatten sie zu Raubnestern gemacht, und arglose Fremde, die über den Strom gesetzt werden wollten, verloren auf denselben Leben und Eigentum. Sebituane warf, nachdem er mit einer Handvoll Leuten die sämtlichen Bakoba im Norden des Sambesi unterjocht hatte, auch diese Inselpiraten mit einem Schlage aus ihren Verstecken heraus und setzte ihrem Treiben ein gewaltsames Ende. Die Bakoba oder Batoka sind ein wenig entwickelter Stamm und mochten

ihr Schicksal, in die Hände eines Eroberers zu fallen, wohl verdient haben, denn ihre früheren gesellschaftlichen Zustände müssen schauerlich genug gewesen sein. Es war ein besonderes Vergnügen der Häuptlinge, in ihren Dörfern Menschenschädel auf Pfählen aufzupflanzen, und jeder bestrebte sich, solcher Trophäen mehr zu besitzen als seine Nachbarn. Dabei kam es gar nicht darauf an, wo die Köpfe her waren, und wenn jemand sich bei einem Häuptling recht einzuschmeicheln wünschte, so durfte er nur einem Fremden auflauern und dessen Kopf in die Sammlung des Häuptlings einliefern. Livingstone sah noch eine solche Schädelstätte im Stande erhalten; der Häuptling des Dorfes betrachtete sie als ein hoch zu schätzendes väterliches Erbstück. Die Bakoba haben den sonderbaren Gebrauch, sich beim Eintritt der Mannbarkeit die oberen Vorderzähne auszubrechen, und wer seine vollständigen Zähne besitzt, wird allgemein für häßlich gehalten. Sebituane konnte selbst durch Androhung schwerer Strafen es nie dahin bringen, daß die Leute eine Grille aufgegeben hätten, für welche sie selbst keinen Grund anzugeben wußten. Die Gräber der alten Häuptlinge fand der Doktor in mehreren Fällen mit den stärksten Elefantenzähnen verpalissadiert. Bis zu 70 solcher wertvollen, jetzt freilich schon halb vermoderten Stücke zählte er an einem einzigen Grabe.

Am 20. entließ Sekeletu die Reisegesellschaft an der Stelle, wo diese, dem Plane gemäß, den Strom auf einige Zeit zu verlassen und eine nordöstliche Richtung einzuschlagen hatte. Es geschah dies sowohl, um den großen Wasserfall, als auch soviel als möglich die Quartiere der Tsetsefliege am Ufer zu umgehen. Der Sambesi selbst nimmt unterhalb des Falles einen nordöstlichen Lauf und erhält von der Nordseite her mehrere Zuflüsse, deren einen man benutzen wollte, um wieder auf den Hauptstrom einzulenken. Vor dem Aufbruche machte der Doktor noch einen Abstecher, um die nicht mehr fernen Wasserfälle zu besichtigen, von denen ihm schon Sebituane als von einer großen Merkwürdigkeit erzählt hatte. Die Eingebornen nennen dieses Naturwunder, dem sie aus Furcht nicht gern nahe kommen, den Mosiwatunja, d. h. den schallenden Rauch. Der Doktor konnte diese Benennung nicht anders als passend finden; denn das erste, was er aus einer Entfernung von etwa zwei Stunden erblickte, glich in der That ganz und gar den riesigen Rauchsäulen, wie sie bei dem in Afrika so gewöhnlichen Wegbrennen des dürren Graswuchses auftreten. Es waren ihrer fünf, unten hell, oben dunkler, vom Winde gebogen und sich anscheinend mit den Wolken vermischend — durchaus vergleichbar dem aufsteigenden Rauch.

Die Szenerie oberhalb des Falles, die sich jetzt zum erstenmal im Auge eines Europäers spiegelte, war eine überaus schöne. Die Ufer und die im Strome liegenden zahlreichen Inselchen waren mit prachtvollen, größtenteils blühenden Bäumen der mannigfaltigsten Art geschmückt; riesige Baobabs, lustige Palmen und andre Bekannte standen vermischt mit neuen Formen, die bald an die Zeder, bald an die Eiche oder den Nußbaum erinnerten. Hier ist für den sammelnden Pflanzenforscher noch ein weites Feld ausgebreitet, auf dem in vielleicht nicht zu ferner Zeit ein Begünstigter reiche wissenschaftliche Ernte zu halten vermag.



Die Mosiwatunjafälle.

Der niedrige Wasserstand erlaubte es, daß der Doktor auf einem kleinen Kahne, wiewohl nicht ohne Gefahr, durch die Stromschnellen nach einer kleinen Insel gebracht werden konnte, die mitten im Strome und hart an der Felskante liegt, über welche die Wasser sich hinabstürzen. „Kein Mensch“, sagt Livingstone, „wird auf dieser Stelle begreifen, wo die Menge Wasser auf einmal hinkommt; der Strom scheint von der Unterwelt aufgenommen zu werden, denn die Hügelreihen an beiden Ufern werden durch einen querüber laufenden Hügelwall scheinbar verbunden und abgeschlossen, und der jenseitige Rand des Schlundes, worin das Wasser verschwindet, ist nicht 30 m weit entfernt.“ Der Doktor kroch soweit als möglich vor und gewann so einen ziemlichen Einblick in die Sachlage. Die ganze erstaunliche Szene ist das Werk einer ehemaligen Bodenerhebung, infolge deren sich ein tiefer Sprung in dem untenliegenden harten Basaltfels aufgethan hat, der quer über das Bett des Stromes hinläuft und sich nach links etwa 7—10 deutsche Meilen weit durch ein hügeliges Land fortsetzt. In diesen Schlund stürzt sich der Strom in einer Breite von wenigstens 1000 m und mehr als 30 m tief hinunter, um hier plötzlich in eine Enge von 15—20 m zusammengekeilt zu werden und dann brüllend und tosend in veränderter Richtung in dem schmalen und tiefen Felsenbett fortzuschießen, wo ihn das Auge weithin wie ein weißes Band verfolgen kann. Das durch den ungeheuren Sturz in Staub sich auflösende und 80—100 m hoch in die Lüfte getriebene Wasser fällt in der Umgebung als ein ewiger Regen nieder. Das prachtvolle Schauspiel wurde bei Livingstones Besuch noch durch einen doppelten Regenbogen (von den Bakoba ganz poesievoll als „Götterstab“ bezeichnet) verschönert, der sich in den in der Luft schwebenden Wassermassen wundervoll abmalte.

Die ganze großartige Szene spielt noch dazu bei kleinem Wasserstande, während in der Flutzeit, wo der Strom um einige Meter höher geht, es unmöglich ist, den Fällen so nahe zu kommen. Nach der Versicherung der Eingebornen arbeitet das Wasser dergestalt, daß man die Wassersäulen selbst von Kalai aus sehen und den Kataraktendonner hören könne, einer Insel, die $2^1/_2$ deutsche Meilen höher oben im Strome liegt. Livingstone konnte sich der Eitelkeit der englischen Reisenden, jedes Inselchen, jede Landspitze u. s. w. mit einem englischen Personennamen zu belegen, nicht enthalten und nannte seine Entdeckung nach seiner Königin die Viktoriafälle. Wir glauben jedoch hier, wie anderwärts, der einheimischen Namengebung den Vorrang einräumen zu sollen und betrachten es als das Wunder des Sambesiflusses.

Vom Sambesi ab ging nunmehr die Reise nordöstlich durch ein schönes, von Bakoba bewohntes Land; man reiste aber anfänglich der hier hausenden Giftfliege wegen größtenteils zur Nachtzeit. Die Gegend ist außerordentlich reich an allerhand nahrhaften Früchten, und ein Eingeborner aus Livingstones Begleitung äußerte, daß hier nie jemand verhungere. Eine seltsame Frucht ist die Maneko, von welcher Livingstone ganze Körbe voll geschenkt erhielt. Sie besteht aus fünf Abteilungen mit einer hornigen Schale, die eine klebrige, zuckersüße Masse enthalten; die mit einem gelben, seidenartigen Flaume bedeckten Kerne sind nicht eßbar. Die ganze Frucht hat die Größe einer Walnuß.

Das Land stieg, je weiter sie vorwärts kamen, allmählich immer mehr an, die Vegetation gewann einen andern Charakter, und man befand sich endlich auf einer Hochebene, auf dem Rücken der Bodenerhebung, welche das tiefe Becken Zentralafrikas nach Osten einsäumt. Es war eine Abwechselung von Wäldern und ausgedehnten schönen Grasweiden. Vieles erinnerte hier wieder an die Hochflächen von Angola und Loanda; manche dort gefundenen Baumarten erschienen hier aufs neue, und die Bakoba hier oben waren ebenfalls milchkaffeefarbig, während ihre Brüder im Flußthale schwarz sind. Livingstone glaubt nach seinen vielfachen Beobachtungen über die Hautfarbe annehmen zu dürfen, daß nicht ein heißes Klima an und für sich, sondern nur ein heißes und zugleich feuchtes die Menschen schwärze, eine Ansicht, der aber sehr viele Thatsachen entgegenstehen. Nach einiger Zeit hörten die Wälder auf, und man kam auf hügelige, nur mit Gras und einzelnen Baumgruppen bedeckte Anhöhen, die von den Makololo als ein wahres Paradies gepriesen wurden. Dieses Hochland mit seinen schönen Weiden, seiner herrlichen, gesunden Luft war es gewesen, das sich Sebituane zur bleibenden Stätte erwählt hatte, das er aber, weil es an natürlichen Verteidigungsmitteln mangelte, gegen die Matebele nicht behaupten konnte. Hier hatte der Doktor endlich gefunden, was er bis jetzt vergebens gesucht, einen gesunden Aufenthalt, und er knüpfte an diese Gegend große Hoffnungen, da sie sich zur Niederlassung von Missionären und europäischen Kaufleuten vorzüglich eignen würde. Obgleich diese Höhen wenig Regen erhalten und keine Quellen haben, so war doch eine frische und reizende Vegetation vorhanden, und das Land war voll von Großwild; Büffel, Elen- und Kuhantilopen, Elefanten und Gnus weideten überall furchtlos umher, denn niemand störte sie; die Kriege zwischen den Makololo und Matebele hatten die Einwohner nach entfernteren Hügelgegenden hingetrieben, und überall stieß man auf verlassene Ortschaften.

Die Wanderung über diese luftigen, eine weite Umsicht gewährenden Höhen gewährte nach dem ewigen Herumkriechen in den feuchten Baum- und Graswäldern der Niederungen einen unbeschreiblichen Reiz. Gestört wurde derselbe nur — vielleicht bloß für den durch die häufigen Fieberanfälle reizbar gewordenen Livingstone — durch das wahrhaft betäubende Gezirpe der Cikaden und Grillen. Unser Reisender vergleicht es bei einer grauen Grille mit dem Gesumme eines schottischen Dudelsackes und begreift nicht, wie ein so kleines Tier einen Lärm verursachen könne, der fast den Erdboden erzittern mache. Schöner und reicher noch wurde die Gegend, als man Ende November anfing, über die östlichen Abhänge des Landrückens, wohin mehr Regen kommt, wieder hinabzusteigen. Aber man hatte nun jene Bakobastämme vor sich, die von der Oberherrschaft der Makololo nichts wissen mochten und von diesen daher als Rebellen angesehen werden, und es war nun die Frage, welche Aufnahme man hier finden werde. Der erste Dorfhäuptling war höflich; aber es kam Volk aus andern Dörfern herbei, dessen Reden und Benehmen das Schlimmste befürchten ließen. Ein Verzückter oder vielleicht ein Hanfberauschter drang sogar in voller Wut mit einer Streitaxt auf den Doktor ein, und die Reisenden hatten alle Ursache, sich auf einen nächtlichen Überfall

vorzubereiten. Er erfolgte indes nicht, und am andern Tage lief der freundliche Häuptling vor der Karawane her unter die Leute, die sich in Haufen in den Wäldern versammelt hatten, durch welche der Zug ging, und beschwichtigte sie durch Erklären und Zureden so weit, daß sie die Reisenden unbehelligt ließen. Die ungünstige Stimmung des Volkes zeigte sich übrigens nur in den Grenzdörfern und verschwand weiterhin bald. Die Leute wurden vielmehr sehr liebreich, strömten in Scharen aus den Dörfern herzu und brachten Geschenke an Mais und andern Früchten. Alles freute sich über die Maßen, den ersten weißen Mann zu sehen, besonders da sie hörten, daß er die Makololo dahin gebracht habe, daß sie künftig Frieden halten wollten. „Gib uns Frieden", riefen sie, „wir sind des ewigen Fliehens müde." Die Leute waren in der That nicht nur von Sebituane und Mosilikatsi, sondern auch in früheren Zeiten von irgend einem erobernden Abenteurer überlaufen und ihres Viehreichtums beraubt worden. Sie haben jetzt nur noch Ziegen und Hühner und leben als fleißige Feldbauer.

Der Begrüßungsmodus in dieser Gegend ist wohl der anstrengendste, der je erfunden wurde; der Begrüßende wirft sich rücklings auf den Boden, wälzt sich herüber und hinüber und schlägt dabei aus allen Kräften mit den Händen an die Schenkel, während er zugleich seinen Gruß „Kina bomba" brüllt. Dem Doktor wurde es jedesmal schwül bei einem solchen Auftritt; sein Zuruf, daß die Leute aufhören möchten, hatte nur den Erfolg, daß sie in ihrem Exerzitium mit verdoppeltem Eifer fortfuhren. Das Reisen unter den gutherzigen Leuten war ganz angenehm; aus jedem Dorfe kamen Leute und brachten eine Fülle von Lebensmitteln.

Während der Reise über die Höhen hatte man fast beständig im fernen Südosten die Hügelkette im Auge behalten, welche den Sambesi begleitet; endlich kam man wieder in ein tiefer gelegenes, von romantischen Thälern und Flüßchen durchzogenes Land, wo es Elefanten und Büffel in Überfluß gab, erreichte und überschritt den 250 Schritte breiten, mit Flußpferden angefüllten Strom Kafue, der sich in den Sambesi ergießt. Erst die jenseit des Kafue wohnenden Leute halten sich vor feindlichen Überfällen sicher und treiben einen ausgedehnten Landbau zwischen den Hügeln, mit denen das Land übersäet ist. Nach dem Übergange über den Fluß hatte die Karawane noch drei Tage lang über steile Hügel zu klettern, bis man endlich von den Höhen herab den Sambesi hocherfreut von neuem begrüßte. Am Fuße einer Hügelreihe von Glimmer und Thonschiefer erblickte Livingstone einen Wald großer versteinerter Bäume, die, wahrscheinlich durch das Emporsteigen der Hügel entwurzelt, nach dem Flusse hin umgestürzt lagen; wie sich aus näherer Untersuchung ergab, waren es Koniferen, die den Typus der Araukarien trugen. Etwas weiterhin an einem Flüßchen sah er einzelne versteinerte Bäume zerstreut liegen, zum Teil auch, horizontal abgebrochen, aufrecht stehen, oder in geneigter Richtung und dabei in viele Stücke zersplittert. Die niedere Gegend am Zusammenflusse der beiden Ströme war an allem möglichen, nicht die mindeste Furcht zeigenden Großwild so reich, wie der Doktor noch niemals gesehen hatte. Es war, als sähe man sich in die Urzeit vor Erschaffung des

Menschen zurückversetzt. Man mußte die Elefanten durch laute Rufe schrecken, damit sie aus dem Wege gingen, und die Büffel kamen und betrachteten verwundert das zahme Rindvieh, bis man sie mit Schüssen wegtrieb. Hier traten wieder heftige Regen ein, aber die Gesellschaft blieb von Krankheiten verschont. Man machte nach jedem Regen ein großes Feuer, um sich abzutrocknen und keine Erkältung aufkommen zu lassen. Eine Nacht kehrte man in einem alten, aber recht hübschen Gasthofe ein: es war ein mächtiger Baobab, in dessen Höhlung 20 Mann bequem Unterkommen fanden.

Der Zug ging nun an dem linken Ufer des wiedergefundenen Sambesi weiter, der hier nach Aufnahme ansehnlicher Zuflüsse um vieles breiter und reißender war als oberhalb der Fälle. Das Flußthal ist hier auch von beträchtlicher Breite, die Hügelreihen beider Seiten ziehen sich weit in der Ferne hin. Das linke Ufer bewohnen Bakoba, das rechte Banyai, auch bewohnte Inseln finden sich allerwärts im Strome. In den Hügelgegenden wird eine sehr ergiebige Elefantenjagd getrieben. Man erlegt die Tiere einesteils mittels der bekannten Vorrichtung, die aus einem Fallklotz mit vergiftetem Eisen besteht, außerdem dadurch, daß man aus Jagdhütten, die auf starken Bäumen angebracht sind, Speere mit großen breiten Klingen herabwirft, die Wunden verursachen, an denen die Tiere sich bald verbluten. Das Volk in der Flußebene treibt regen Feld- oder Gartenbau und bewies sich durchgehends als gastfreundlich und gutmütig.

Die Vegetation in der heißen Stromniederung war natürlich wieder tropisch üppig und machte bald das Fortkommen der Karawane schwierig; man konnte sich nur mit Hilfe der glücklicherweise sehr zahlreichen Wildpfade forthelfen, und die Leute gaben bereitwillig Führer von einem Dorfe zum andern, während sie selbst ihre Verbindungen mittels Flußkähnen unterhalten.

Die dort am Sambesi wohnenden Weiber haben wieder eine andre Gewohnheit, ihr Angesicht zu entstellen; sie machen einen Einschnitt in die Oberlippe und erweitern ihn so lange, bis sie eine Muschel hineinzwängen können. So verschaffen sie sich eine Art künstlicher Entenschnäbel, und ein Lächeln ist ihnen für ihr lebenlang unmöglich.

Die Reise in dieser Gegend des Sambesi war verhältnismäßig eine ziemlich angenehme zu nennen. Es gab immer Wild genug, um den Unterhalt zu decken, und die Eingebornen brachten meistens bereitwillig Gastgeschenke an Lebensmitteln. In den ersten Tagen des Januar stieß man unerwartet auf ein Dorf, dessen Häuptling und Bewohner Furcht, Mißtrauen und feindliche Gesinnungen zeigten und sich schwer beschwichtigen ließen. Es war dies, wie man erfuhr, gerade der letzte Punkt, bis wohin vor mehreren Jahren ein abenteuernder und sklavenraubender Europäer von Osten her vorgedrungen und, nachdem er die Tochter eines Häuptlings geheiratet, auf Anstiften dieses seines Schwiegervaters, der es übel vermerkte, daß er die Stelle eines Häuptlings spielen wollte, erschlagen worden war. Dieselben Schwierigkeiten des Verkehrs wiederholten sich nun bei jedem Dorfe. Die Weiber und Kinder flohen, und die Männer näherten sich nur in starken bewaffneten Haufen. Man suchte die Reisenden mehrfach zu trennen oder aufzuhalten, während sie

gerade jetzt Eile nötig hatten; denn man war wieder in das Bereich der Tsetsefliege gekommen, die Ochsen wurden täglich gestochen, und so war denn ihr empfindlicher Verlust unausbleiblich. So kam die Karawane am 14. Januar an den in den Sambesi fallenden Fluß Luangua und setzte über denselben unter dem Zusammenlauf zahlreicher Bewaffneter auf beiden Seiten. Es war schließlich kein Zweifel, daß Dr. Livingstone für einen Bazunga oder Mozunga (Portugiesen) gehalten wurde und daß Feindseligkeit zwischen diesen Stämmen und der portugiesischen Kolonie bestand.

Am Vereinigungspunkte der beiden Flüsse fand man die Überreste einer alten portugiesischen Niederlassung, die, wie sich später ergab, den Namen Zumbo geführt hatte. Es waren dies schon mit Bäumen überwachsene Ruinen von steinernen Häusern und eine zerfallene Kirche, in der noch die zerbrochene, mit dem Jesuitenzeichen versehene Glocke lag. Auch die Mauern eines kleinen Forts auf dem jenseitigen hohen Ufer des Sambesi waren noch sichtbar.

Die ehemaligen Ansiedler hatten daselbst sich einen für den Handel sehr gut geeigneten und auch höchst romantischen Platz ausgewählt. Sie hatten zum Vordergrunde den prachtvollen Anblick der beiden zusammentretenden Ströme, die Kirche lag auf der erhabenen Landspitze zwischen denselben, im Hintergrunde erhebt sich ein dunkel bewaldetes Gebirge und seitwärts zieht sich eine schöne, mit einzelnen malerischen Hügeln besetzte Gegend hin. Warum die Weißen diese schöne Niederlassung wieder aufgegeben, konnten oder wollten die Eingebornen nicht sagen.

Im weiteren Verfolg der Reise erfuhr der Doktor, daß die Umwohner der portugiesischen Niederlassung Tete seit zwei Jahren mit diesem Platze im Kriege begriffen seien, aber daß er vielleicht doch dahin gelangen könne, wenn er dem Häuptlinge Mpende aus dem Wege gehe, denn dieser werde ihn keinesfalls passieren lassen. Der Häuptling aber hauste auf derselben Flußseite, wo die Karawane zog, und da aus Furcht vor ihm niemand Kähne zum Übersetzen auf das andre Ufer herleihen wollte, so blieb nichts übrig, als dem Löwen in den Rachen zu laufen. Ein Laufen war indes das Vorrücken der Karawane gerade nicht, vielmehr ein fortwährendes mühsames Durchbrechen in dichtem, dornigem Gebüsch längs dem Ufer hin, denn das außerordentlich fruchtbare Thal ist nur zum kleinsten Teile angebaut, und die Dörfer und Gärten liegen größtenteils auf Inselchen im Strome.

Endlich waren die Reisenden vor dem Dorfe des gefürchteten Mpende angekommen und machten Halt, um abzuwarten, welche Wirkung die vorausgesandte Botschaft haben würde. Es erfolgte aber zunächst gar keine Antwort; dagegen erschien eine unheimliche Menge Menschen, welche ein großes Feuer anzündeten und unter fürchterlichem Geschrei allerlei Zeremonien vornahmen, ohne Zweifel, um die Fremden dadurch machtlos zu machen. Dabei war eine beständige Bewegung Bewaffneter zwischen den Bäumen und Büschen der Gegend selbst die Nacht über bemerkbar, so daß kein Zweifel war, daß der Häuptling seinen ganzen Stamm aufbot. Es war alle Aussicht auf ein blutiges Scharmützel vorhanden, und des Doktors Begleiter, alle in Krieg und Raubzügen aufgewachsen, freuten sich dessen gar sehr. „Du hast gesehen“, sagten sie ihm,

„was wir gegen die Elefanten vermögen; nun gib acht, wie wir es mit den Männern machen." Der sicher erwartete Sieg sollte ihnen nicht allein neue Kleider eintragen an Stelle ihrer abgerissenen und im Regen verfaulten, sondern die zu hoffenden Gefangenen sollten ihnen auch das Elfenbein schleppen, und selbst des Häuptlings Weiber betrachteten sie im stillen schon als ihr Eigentum.

Der Konflikt löste sich indes auf eine angenehmere Weise. Es erschienen zwei Abgeordnete des Häuptlings, die sich bald überzeugen ließen, daß der Fremde kein Portugiese sei. Den Namen Engländer (Lekoa) kannten sie nicht; als sie aber fragten: „Bist du vielleicht von dem weißen Stamme, der ein Herz für die schwarzen Leute hat?" und die Frage natürlich sofort bejaht wurde, lösten sich bald alle Schwierigkeiten. Daß ein Volk der weißen Männer sich Mühe gebe, den Sklavenhandel auszurotten, war ihnen wohl bekannt. Die beiden Männer gehörten zu den Räten des Häuptlings, der sich nun bald zu gunsten der Fremdlinge stimmen ließ, besonders da Sekwebu ihm eine warme Schilderung von des Doktors Gesinnungen und Absichten machte und ihm sagte: „Kenntest du ihn so wie wir, die wir mit ihm gelebt haben, so würdest du wissen, daß er deiner Freundschaft im höchsten Grade würdig ist." Mpende that nun alles mögliche, was den Reisenden Vorschub leisten konnte, und der Abschied war so freundlich, wie der Empfang düster und unheildrohend gewesen war. Er ließ die Karawane über den Strom bringen, da der Weg nach Tete auf der Südseite kürzer und weniger rauh sei.

Das gute Abkommen mit diesem Häuptlinge hatte auch seine gute Nachwirkung bei denen, die man später zu passieren hatte, indem diese sich gern nach dem Benehmen des geachteten Mpende richteten, so daß die Reisenden nun überall eine gute Aufnahme fanden. Livingstones Ansehen als Engländer und Gegner der Sklaverei wuchs von Tag zu Tag mehr, denn obwohl die Eingebornen selbst Leute an die Portugiesen verkauften, erklärten sie es doch für ein Unrecht, daß man sie zu solchem Handel verleitet habe. „Die Sklaven zu Tete", sagten sie, „sind alle unsre Kinder; die Portugiesen haben eine Stadt auf unsre Kosten gebaut."

Alle Anwohner des Flusses lebten als fleißige Landbauer im Überfluß und teilten den Reisenden mit größter Freundlichkeit von ihren Lebensmitteln mit. In den weiten Ebenen, in die man dem Strome folgend gekommen war, standen die Hütten der Bewohner meistens auf Pfahlwerk zur Sicherung gegen Hyänen, Löwen und Elefanten. Letztere waren nicht die stillen Waldbrüder wie in Innerafrika, sondern hatten gelernt, trotz den Verfolgungen der Menschen zu leben. Mit viel Geschick durchschwammen sie den reißenden Sambesi, gingen von Insel zu Insel, fraßen die Gärten aus und kehrten sich nicht viel an die Gegenmaßregeln der Leute.

Die nördlich über dem Sambesi wohnenden Stämme leben meist auf feindlichem Fuße mit den Portugiesen. Von ihnen sind die Basenga bemerkenswert als tüchtige Eisenarbeiter; der Boden des Landes ist reich an dem schönsten Eisenerze. Ein andrer Stamm, die Maravi, baut süße Kartoffeln (Convolvulus batata) von ungeheurer Größe, die aber, am südlichen Ufer des Flusses gepflanzt, ausarten. Da sich die Wurzel nicht länger als drei Tage hält, so

schneiden die Leute sie in dünne Scheiben, die sie an der Sonne trocknen und in Asche eingehüllt in die Erde vergraben, wo sie dann monatelang gut bleiben.

Die häufigen Regengüsse und das Anschwellen der vielen in den Sambesi fallenden Gewässer veranlaßten Livingstone endlich, den Strom links zu lassen und in mehr südöstlicher Richtung gerade auf sein Ziel loszugehen, besonders da er erfuhr, daß weiter unten am Flusse noch Häuptlinge säßen, die von Reisenden schweren Tribut zu nehmen pflegten. Bald ging die Reise durch widerspenstiges Dickicht, bald fand man wieder Erholung auf offenen, mit Mopanebäumen überwachsenen Ebenen oder in schönen Wäldern, die, wie immer nach Beginn der Regenzeit, von zahllosen Insekten mit grünen, goldenen, kristallhellen, hochroten und schwarzen Flügeln wimmelten; darunter gab es auch Hundertfüßler mit hellrotem Körper und blauen Füßen. Die Dörfer waren dünn über das Land gesäet, die Einwohner freundlich, aber die Dorfhäuptlinge zeigten auch hier um so mehr Tributgelüste, je näher man dem Reiseziel kam; denn dieselben Ursachen mit denselben Folgen wie an den Grenzen von Angola, waren hier den Reisenden ungünstig. Die Reise ging so langsam vorwärts, daß nur ein paar Wegstunden täglich zurückgelegt wurden: die Hitze war furchtbar drückend und die Träger legten häufig ihr Gepäck weg, um, dem Honigvogel folgend, einen Bienenstock oder große fette Vögel aus hohlen Bäumen auszunehmen. Letztere sind die rotschnäbeligen Hornvögel (Tockus erythrorhynchus), bei den Eingebornen „Korwe“ genannt. Sobald das Weibchen dieses Honivogels sein Nest aus seinen eignen Federn in der Höhlung eines Baumes gemacht und die Eier gelegt hat, wird es vom Männchen eingesperrt, indem dieses das Nest mit Lehm zubaut und nur eine kleine Öffnung für den Kopf des Weibchens läßt, damit es das vom Männchen herzugebrachte Futter in Empfang nehmen kann. Während dieser Gefangenschaft, die bis zum Flüggewerden der Jungen, etwa zwei bis drei Monate, dauert, wird das Weibchen sehr fett und ist daher von den Eingebornen als ein Leckerbissen sehr gesucht. Die Bewohner sammeln viel wilden Honig, das Wachs werfen sie jedoch weg. Die portugiesische Ansiedelung war nun nicht mehr fern, aber der Überfluß an Elefanten und anderm Großwild nahm darum nicht ab. Die Eingebornen können mit ihren Pfeilen keine merkliche Lücke in den mächtigen Wildstand machen. Gegen die vorhandenen vielen Löwen und Hyänen unternehmen sie gar nichts. Sie glauben, daß die Seelen verstorbener Häuptlinge in die reißenden Bestien fahren, und daß sogar ein Häuptling bei Lebzeiten vorübergehend die Gestalt eines Löwen annehmen könne, um Leute zu zerreißen, denen er gerade feindlich gesinnt ist. Ein Löwe wird daher, wenn er sich sehen läßt, ganz wie ein Häuptling mit Händeklatschen begrüßt.

Sowie übrigens die Gebiete der einzelnen Häuptlinge genau abgegrenzt sind, meistens durch die kleinen Flüsse, die in großer Anzahl sich in den Sambesi ergießen, so ist auch danach ein gewisses Wildrecht festgestellt, das streng beobachtet wird. Wenn ein auf dem einen Gebiete verwundeter Elefant auf dem andern verendet, so hat der Herr des letztern Anspruch auf die untere Hälfte des Elefanten, der Jäger aber muß sofort den Grundherrn davon

benachrichtigen und darf das Wild nicht eher anrühren, als bis jener einen Beauftragten geschickt hat, um gemeinschaftlich die Teilung vornehmen zu lassen; im Übertretungsfalle verliert der Jäger das Recht auf die Zähne und alles Fleisch. Von einem Büffel muß dem Grundherrn des Bodens, auf dem er weidete, ein Hinterbein abgegeben werden, ein noch größeres Stück von einem Elen, das überall im Lande für ein rechtmäßiges Häuptlingswildbret angesehen wird. Über das Flußgebiet des Zumbo hinaus aber, im Innern Afrikas, gibt es kein andres Weidrecht, als daß derjenige, der zuerst einem Wilde eine, wenn auch noch so unbedeutende Wunde beigebracht hat, als der Erleger gilt; der nächste hat ein Hinterviertel, der dritte ein Vorderbein zu bekommen. Die Häuptlinge haben aber überall Anspruch auf einen Anteil; in manchen Gegenden ist es die Brust, in andern das Rippenstück und ein Vorderbein.

Diese Banyaileute hatten noch manche andre besondere Schrulle, obwohl sie nach Einrichtungen, Sitten und Aberglauben ganz der großen mittelafrikanischen Negerfamilie angehören. Die Häuptlingswürde z. B. erbt nie von Vater auf Sohn fort, sondern geht regelmäßig, und zwar durch Wahl aller freien Männer, auf eine Seitenlinie über. Hat der erwählte Häuptling nach dem herkömmlichen Sträuben, unter Vorgeben seiner Unmündigkeit, die Würde angenommen, so gehen Weiber, Kinder und alles Besitztum seines Vorgängers auf ihn über. Oft wenn einem Familiengliede des letzteren dieses Abhängigkeitsverhältnis lästig wird, siedelt dasselbe nach einem andern Dorfe über. Der neue Häuptling schickt dann gewöhnlich eine Gesandtschaft an ihn ab; empfängt er diese nicht mit dem üblichen Ergebenheitszeichen des Händeklatschens, so stecken die Abgesandten ohne weiteres sein Dorf in Brand. Die Söhne der freien Männer begeben sich vom 12. bis zum 15. Jahre zu irgend einem Häuptling, gewissermaßen als Knappen oder Pagen, um sich in allem, was zu einem echten Banyai gehört, auszubilden, weshalb dieses Verhältnis selbst auch „Banyai“ genannt wird. Sie verlassen ihren Häuptling nicht eher und heiraten auch nicht früher, als bis andre Jünglinge bereit sind, ihre Stelle einzunehmen. Von ihren Eltern werden sie mit Sklaven versehen, die für sie die Gärten bebauen, welche zu ihrem Unterhalt dienen. Sind sie zu ihren Eltern zurückgekehrt, so werden ihnen einige Fragen zur Prüfung vorgelegt, und höchst erfreut sind die Eltern, wenn die Antworten gut ausfallen! Eine andre Merkwürdigkeit ist eigentlich keine, sondern nur ein Beleg dafür, daß die Menschen im Grunde überall gleich sind. Bei den Banyai, heißt es, befehlen von Rechts wegen die Frauen, und die Männer müssen gehorchen. In der That kamen den Reisenden Fälle vor, wo jemand nicht als Wegweiser dienen wollte, bis er seine Frau darüber befragt habe. Es kommt aber diese Abhängigkeit des Mannes nur in solchen Fällen vor, wenn er arm ist und den Schwiegereltern die Tochter oder, wie es die Leute selbst ansehen, die elterlichen Ansprüche an dieselbe nicht abkaufen kann. Ein solcher muß in das schwiegerelterliche Haus und resp. Dorf ziehen und hat nicht nur der Frau zu gehorchen, sondern schuldet auch der Schwiegermutter bestimmte Rücksichten. Ist er des Pantoffelregiments müde, so kann er gehen, aber die etwaigen Kinder verbleiben der Frau; denn Kinder sind hier wie

überall, wo nicht Nahrungssorgen den Menschen drücken, als ein Segen betrachtet, auf dem das Gedeihen und Wachsen der Dörfer beruht. Die Frauen, welche für die Speisung des Mannes Sorge zu tragen haben, sind sehr ängstlich für ihren guten Ruf besorgt; sie unterwerfen sich z. B. bei dem geringsten Verdacht, daß eine derselben den gemeinschaftlichen Eheherrn behext habe, freiwillig einer eigentümlichen Probe, „Muavi“ genannt, die den mittelalterlichen Gottesurteilen sehr ähnlich ist. Von dem herbeigerufenen Zauberdoktor wird nämlich aus der Pflanze „Goho“ ein Aufguß bereitet; die Frauen begeben sich zusammen hinaus aufs Feld, und nachdem sie eine Zeitlang gefastet, trinken sie, indem sie unter Aufhebung der Hände ihre Unschuld beteuern, der Reihe nach von dem Tranke. Diejenigen nun, welche ihn wieder ausbrechen, gelten als unschuldig, für schuldig dagegen die, bei denen der Trank abführend wirkt, und diese werden alsdann zum Feuertode verurteilt. Die Unschuldigen kehren nun wieder nach Hause zurück und bringen ihren Schutzgeistern einen Hahn als Dankopfer dar. Allen Negerstämmen nördlich vom Sambesi soll diese Sitte gemeinsam sein. Diese Banyai sind ein vorzüglich schöner Menschenschlag, und man findet auch unter ihnen viele von der Milchkaffeefarbe, die allerorten für nobel und vornehm gilt.

Um aller voraussichtlichen Tributansprüche auf einmal überhoben zu sein, richtete der Doktor in den letzten Reisetagen den Marsch so ein, daß gar keine Dörfer mehr berührt, sondern alle auf weiten Umwegen umgangen wurden. Wald und Busch lieferten den notdürftigsten Lebensunterhalt in Honig, Knollengewächsen, großen, sehr schmackhaften Pilzen und wilden Obstfrüchten. Schon glaubte die Karawane sich glücklich durchgeschlagen zu haben, als sie zuguterletzt noch von einem Trupp Leute angehalten wurde, die dem Häuptlinge Anzeige zu machen drohten, daß die Fremden ohne Erlaubnis das Land durchzögen. Froh, so weit gekommen zu sein, fertigte man sie mit zwei kleinen Elefantenzähnen ab und zog weiter. Um Tete zu erreichen, mußte nun noch eine kleine pfadlose Sand- und Steinwüste überschritten werden. Ein paar Stunden vor dem Orte war die Erschöpfung des Doktors so groß geworden, daß er nicht weiter konnte; er schickte seine Empfehlungsbriefe aus Loanda nach der Stadt und streckte sich zur Ruhe nieder.

Am andern Morgen, den 3. März, erschienen zwei Offiziere mit einer Kompanie Soldaten, zum großen Schrecken für des Doktors Leute, die sich schon als Gefangene betrachteten. Die Portugiesen brachten aber ein herzliches Willkommen und die Materialien zu einem „zivilisierten Frühstück“, für den Doktor ein wahres Manna in der Wüste. Der Kommandant von Tete benahm sich auf das zuvorkommendste gegen Livingstone und seine Leute und veranlaßte ihn, bis zum nächsten Monat an Ort und Stelle zu bleiben, da jetzt die Reise durch die Stromniederungen nach der Küste zu ungesund sei.

Tete besteht aus etwa 40 europäischen Häusern, roh aus Stein gebaut und mit Schilf gedeckt, und gegen 1200 afrikanischen Hütten. Die Stadt liegt auf einer Felsbank am Strome, überragt von höheren Felsenufern; das kleine Fort steht dicht am Wasser. Der beste Teil der Stadt ist mit einer 4 m hohen Mauer umgeben. Es leben außer der kleinen Garnison kaum 20

Portugiesen hier, und die ganze portugiesische Besitzung an der Ostküste ist in Verfall geraten. Die Erzeugung und Ausfuhr von Weizen, Hirse, Mais, Kaffee, Zucker, Öl, Indigo, sowie das Goldwaschen in mehreren Flüssen hat aus dem einfachen Grunde aufgehört, weil die Unternehmer die Geschichte von der Henne mit den goldenen Eiern wiederholt und, um schneller reich zu werden, ihre schwarzen Arbeiter nach Brasilien verkauft haben. Kriege und Reibungen mit den umwohnenden Stämmen, die eben erst durch einen Friedensschluß beendigt worden waren, hatten das Ihrige zum Verfall beigetragen. Der damalige Kommandant war bei den Stämmen als „Mann mit einem guten Herzen“ beliebt, und seine bloße Anwesenheit schien hinreichend, den Frieden zu erhalten.

Einer der in Tete wohnhaften Portugiesen, Senhor Candido, machte Livingstone die interessante Mitteilung, daß er 45 Tagereisen nordnordwestlich von der Stadt einen See besucht habe, welchen Livingstone für den Maravisee der Geographen hielt. Die Eingebornen (am südlichen Ufer die Schiwa, am nördlichen die Mujao) nannten ihn Nyanje, d. i. großes Wasser. In der Mitte desselben stehe ein hoher Berg, Murombo oder Marombola genannt, der von Leuten bewohnt sei, welche viel Vieh hätten. Die Überfahrt an einer schmalen Stelle habe 36 Stunden gewährt. Aus der Südspitze strömten zwei Flüsse, der eine, wie der See selbst, Nyanje genannt, der andere Schire oder Schirwa, in welch letzterem aber die von den Portugiesen Alfazinya genannte Wasserpflanze (Pistia stratiotes) in solcher Unmasse wächst, daß er nicht zu befahren ist. Von Senhor Candido, der vollständig vertraut mit der Sprache der Eingebornen war und bei ihren Streitigkeiten den Richter machte, erfuhr Livingstone auch, daß alle Stämme dieser Gegend eine ganz bestimmte Vorstellung von einem höchsten Wesen als dem Schöpfer und Regierer aller Dinge haben, welches in den verschiedenen Dialekten Morimo, Mlungo, Reza, Mpambe, bei den Barotse Nyampi und bei den Balonda Sambi heißt. Alle glauben auch an eine Fortdauer der Seele, nachdem sie vom Körper getrennt ist, und bringen auf den Gräbern ihrer Angehörigen Opfergeschenke an Nahrungsmitteln, Bier u. s. w. dar. Wenn sie einer Gefahr entgangen oder von einer Krankheit genesen sind, opfern sie ein Schaf oder Geflügel und bringen von dem Blute der abgeschiedenen Seele irgend eines Angehörigen eine Libation dar.

Livingstone benutzte seine Muße, um sich die Umgegend von Tete und die reichen natürlichen Hilfsquellen des Landes anzusehen, welche für unternehmende Leute viel Verlockendes haben müßten. Steinkohlenflötze standen an mehreren Punkten an den Flußufern zu Tage, und Livingstone vermutet, daß nicht allein ein ungeheures Kohlenfeld dort liege, sondern daß nach dem Vorkommen des Goldes in den Flüssen zu schließen, diese Kohlenlager vielleicht von Goldlagern umgeben sein dürften, was, zusammengenommen mit dem Überflusse an Holz, Eisenerzen, Wasserstraßen und Lebensmitteln, eine Kombination bildet, wie sie nicht oft vorkommen möchte. Die Fieber sind in Tete weniger gefährlich als weiter unten an der Meeresküste. Livingstone erholte sich von einem Anfalle bald, aber der Kommandant legte sich für längere Zeit



aufs Krankenlager, und der Doktor pflegte ihn nach Möglichkeit und konnte so die genossene unbegrenzte Gastfreundschaft einigermaßen vergelten.

Einer Pflanze sei hier noch Erwähnung gethan, Buase genannt, deren Fasern in ähnlicher Weise wie Flachs zu verwenden sind, und von welcher Livingstone meint, daß sie den Botanikern noch unbekannt zu sein scheine. Im Maravilande verwenden sie die Eingebornen zu den Fäden, an welche sie die Perlen reihen. Dieselben fühlen sich wie Darmsaiten an und sind von ganz außerordentlicher Festigkeit.

Die Begleiter des Doktors wurden ihm von hier ab größtenteils entbehrlich, und so ließ er die meisten in Tete bis zu seiner Wiederkehr, und zwar unter Verhältnissen, die ihr Auskommen sicherten und wo sie auch noch etwas für die Heimat erübrigen konnten. Der Kommandant hatte ihnen nicht allein Kleidung und Nahrung, sondern auch ein Stück Feld zum Anbau gegeben; die meisten aber fanden als kühne Elefantenjäger eine willkommene und einträgliche Verwendung, während andre als Bootsleute in Dienste traten.

Dankerfüllt verließ Livingstone am 22. April das gastfreundliche Tete, um sich nach Kilimane an der Seeküste zu begeben. Diesmal ging die Reise rasch in großen Booten mit Zeltbedachung den Strom hinunter. Niemand von den Portugiesen hatte in der That eine Idee von dem oberen Lauf des Sambesi: jenseit Sumbo war ihnen alles terra incognita geblieben. In einigen Tagen kam man nach der Station Senna am rechten Stromufer. Hier zeigte sich der Verfall der portugiesischen Herrschaft in seiner ganzen Nacktheit. Der Ort ist kaum noch ein Dorf zu nennen; die Kirche ist zerfallen und die Häuser sehen Ruinen ähnlich. Ein kleines Fort aus Luftziegeln ist der Halt des Kommandanten, der nur eben noch geduldet ist und selbst bei seinen eingebornen Soldaten keinen Gehorsam findet, wenn es gilt, das Dorf vor einem feindlichen Überfall zu schützen. Die hier zuweilen brandschatzenden Marodeure sind Kaffern, die man hier Landins nennt, und die das ganze Territorium südlich vom Flusse bis an die See im Besitze haben. Die allgemeine Ansicht der Eingebornen geht dahin, daß die Portugiesen ein unterjochter Stamm seien.

Bis Senna erheben sich aus den Ebenen zu beiden Seiten des Stromes verschiedene Berge und Höhenzüge, die gesundes Klima haben und von Schwarzen stark bevölkert sind; weiter nach der See zu ist alles mit Wald bedeckte Ebene. Der Strom ist sehr gewunden und so breit, daß man oft keines der beiden Ufer erblickt, aber umfaßt viele Inseln, die vor dem Kriege alle bewohnt und fleißig angebaut waren.

Drei Tagereisen nordwestlich vom Gorongoberge liegt Manica, das hauptsächlichste Goldland Ostafrikas. Die Portugiesen halten es für das Ophir des Altertums, weil bei der benachbarten Hafenstadt Sofala einige Bruchstücke von Goldarbeiten ausgegraben worden sind. Auch hörte Livingstone von einigen Eingebornen, die aus dieser Gegend waren, daß es daselbst gemauerte Vertiefungen und Gemäuer aus behauenen Steinen gäbe, die von ihren Voreltern herrührten. Endlich — was auch zur Unterstützung obiger Ansicht dienen könnte — gibt es, den Aussagen der Portugiesen zufolge, dort einen

kleinen Stamm Araber, die jetzt ganz den übrigen Eingebornen gleich geworden sind. Richtiger aber dürfte es sein, Ophir nach Sumatra zu verlegen.

Man erreichte endlich die Spitze des Stromdelta oder den Punkt, wo der Sambesi sich in mehrere Arme zu zerteilen beginnt. Es sind fünf Hauptausflüsse vorhanden. Der südlichste heißt Luabo und ist der wasserreichste; seine Ausmündung ist zwar mit Sandbänken verbarrikadiert, doch ist nach dem Zeugnis englischer Seeleute selbst bei niedrigem Wasser das Einlaufen kleiner Dampfschiffe und andrer flacher Fahrzeuge möglich; übrigens hat der Sambesi wenigstens fünf Monate im Jahre Hochwasser. Livingstone konnte dieser Wasserstraße nicht folgen, da die einzige Station Kilimane am Ausfluß eines vom Sambesi gänzlich verschiedenen kleinen Flusses liegt. Zuzeiten war mit diesem eine Verbindung vorhanden, die man aber jetzt kaum aufzufinden vermochte und so verstopft fand, daß man die Kähne im Stich lassen und zu Fuß 15 Meilen weit durch Schilf und Sumpf sich mit der Bagage in dumpfen heißen Niederungen schleppen mußte; der Doktor wurde dabei wieder heftig fieberkrank. Weiterhin erhielt der ausgetrocknete Strom Speisung durch ein paar von Norden kommende Flüsse und wurde fahrbar. Ein portugiesischer Senhor lieh Livingstone einen großen Nachen mit Kajüte, worin er sich pflegen und vor den furchtbaren Moskitos retten konnte, die ihn in den Niederungen sehr gequält hatten, und so konnte er wenigstens das letzte Stück bis Kilimane mit Bequemlichkeit zurücklegen und am 20. Mai 1856 daselbst anlangen.

Bei den Portugiesen von Kilimane fand Livingstone wieder die gastfreundlichste Aufnahme. Der Ort, aus Ziegeln sauber gebaut, liegt noch zwölf englische Meilen oberhalb der eigentlichen Flußmündung oder der davorliegenden Sandbarre. Er ist auf einer großen Schlammbank gebaut; überall stößt man $^2/_3$—1 m unter der Oberfläche auf Wasser, und die Umgegend besteht aus weiten sumpfigen Ebenen und Reisfeldern. Wie sich hiernach von selbst ergibt, ist Kilimane einer der ungesundesten Wohnplätze, besonders für Fremde, die sich auch ohne Not schwerlich lange hier aufhalten werden; aber es scheinen Schiffbrüche an der Barre nicht zu den Seltenheiten zu gehören, wodurch mancher zu einem unfreiwilligen Gaste in Kilimane gemacht werden mag. Ist ein solcher Ankömmling ein starker, vollblütiger Mann, so stellen ihm die Einwohner gleich das Prognostikon: „Der wird's nicht lange treiben!" Livingstone aber hatte sich auf seinen Pilgerfahrten so mit der Fieberplage vertraut gemacht, daß er gewöhnliche Anfälle ganz ignorierte und sich dadurch in Fortsetzung seiner Reise nicht stören ließ, und er erholte sich in Kilimane, das andern so verderblich ist, von dem letzten schweren Anfall so ziemlich. Zuweilen hatte er sich im Innern des Versuchs halber in die Kur einheimischer Ärzte gegeben und ihre Schwitzbäder, Räucherungen und Beschwörungen ausgehalten; aber er fand doch, daß die europäische Kunst mehr leiste, und daß das Chinin, in Verbindung mit einem eröffnenden Mittel verordnet, bei Weißen wie bei Eingebornen ausgezeichnet wirke. Glücklicherweise scheint die Natur den so ungesunden Ländern der afrikanischen Ostküste ein ähnliches Heilmittel verliehen zu haben, denn der Doktor erfuhr und sah, daß die Rinde eines gewissen, dem Chinabaume verwandten, in ganzen Wäldern vorkommenden

Baumes bei Europäern wie Schwarzen als sehr gutes Fiebermittel in Gebrauch steht. Livingstone zählt außerdem noch 27 Pflanzen auf, aus denen von den Eingebornen Heil-, Ätz- und Färbemittel bereitet werden.

Es war, wie Livingstone bei seiner Ankunft in Kilimane vernahm, schon wiederholt durch Schiffe, die von der Kapregierung beauftragt waren, Nachfrage nach ihm gehalten worden; dies gab ihm Gewißheit, daß man auch in der Folge an ihn denken werde, und so harrte er geduldig in dem gar nicht anmutigen, aber durch die Freundlichkeit seiner Wirte erträglich gemachten Aufenthalte sechs Wochen lang, bis endlich zu seiner Freude die englische Brigg „Frolic" vor der Barre erschien, um ihn aufzunehmen. Sie brachte reichliche Abhilfe aller Bedürfnisse und Geld zur Heimreise von seiten der Missionsgesellschaft. Man machte ihm den sehr willkommenen Vorschlag, ihn nach der Insel Mauritius überzusetzen, und so nahm er am 12. Juli von seinen gastfreundlichen Wirten in Kilimane Abschied und landete vier Wochen später auf Mauritius, in dessen ausgezeichnetem Klima, umgeben von den Bequemlichkeiten englischer Häuslichkeit, er die Nachwehen der überstandenen Krankheit überwand und sich zur Reise ins Vaterland stärkte. —

Vier volle Jahre waren somit vergangen, seit der Doktor das letzte Mal von der Kapstadt ausrückte, um seinen großen Wanderzug in dem unbekannten Innern Afrikas anzutreten. Er war fast selbst zum Afrikaner geworden, und seine Muttersprache war ihm so entfremdet, daß er anfänglich auf dem Schiffe zwar verstand, was gesprochen wurde, aber selbst nicht mehr zusammenhängend reden konnte, da ihm so viele Worte aus der Erinnerung geschwunden waren.

Vor seiner Abreise von Afrika hatte der Doktor noch wegen seiner Begleiter aus dem Innern die nötigen Anordnungen zu treffen. Obwohl zum Teil niedrigstehenden Stämmen angehörig und früher ganz roh, hingen sie doch alle mit aufrichtiger Ergebenheit an ihm, liebten ihn wie ihren Vater und nannten ihn auch so. Sie alle wären ihm gern übers Meer nach England gefolgt, wie es auch Sekeletu, ihr Häuptling, gewünscht hatte. Acht von ihnen waren mit bis nach Kilimane gegangen, um, wie sie sagten, wenigstens das Meer zu sehen, eigentlich aber in der Hoffnung, vielleicht doch noch mitgenommen zu werden. Es kostete viel Mühe, ihnen begreiflich zu machen, welchen Gefahren sie sich in einem so kalten Klima und bei einer ganz veränderten Lebensweise aussetzten. Namentlich der letzte wollte sich gar nicht abweisen lassen, und als ihm der Doktor sagte: „Du wirst sterben, wenn du in ein so kaltes Land gehst", rief er aus: „Das macht nichts, dann will ich zu deinen Füßen sterben." Livingstone ward indes schon durch seine ungenügenden Mittel genötigt, sich auf einen einzigen Begleiter zu beschränken. Nur Sekeletu, der einsichtsvolle, tüchtige Mann, welcher der Reisegesellschaft auf dem ganzen Wege durch seine taktvolle Führung und seine Sprachkenntnisse von so großem Nutzen gewesen war, sollte England sehen, damit doch einer wäre, der seinen Landsleuten schildern könne, wie es in einem zivilisierten Lande aussehe. Den andern versprach der Doktor, daß er wiederkommen und sie in ihre Heimat zurückführen wolle; nur der Tod könne ihn an der Ausführung dieses Vorhabens hindern; sie dagegen versprachen, in Tete seine Rückkehr in Geduld

abzuwarten. Mit einem Teil des von Sekeletu übernommenen Elfenbeins kaufte er für seine Leute noch Kattun für Bekleidungsbedürfnisse und deponierte den Rest von 20 Zähnen bei seinen Freunden in Kilimane, mit der Weisung, sie im Fall seines Todes zu verkaufen und den Erlös den Leuten Sekeletus auszuliefern. Diese Ware mit nach England zu nehmen, fand er nicht für geraten, denn es hätte in dem Falle, daß ihm die Rückkehr unmöglich wurde, der Verdacht aufkommen können, daß er Sekeletu um sein Eigentum betrogen habe. Die „guten und nützlichen Dinge“, die dieser sich gewünscht hatte: eine Zuckermühle, Pferde rc., ließen sich in England vorschußweise kaufen und nachträglich durch den Verkauf des Elfenbeins decken.

Der brave Sekeletu sollte leider weder England erreichen noch seine Heimat wiedersehen. Er, der bis zum Moment der Einschiffung nie das Meer erblickt hatte, sah es jetzt in einem Aufruhr, der selbst für den Seemann fürchterlich war. Die Einschiffungsboote tanzten bald auf den Gipfeln der empörten Wogen, bald stürzten sie in die tiefen Mulden zwischen ihnen; die Sturzwellen schlugen über sie hin, als wollten sie alles im Meeresgrunde begraben, und die Schöpfeimer hatten vollauf Arbeit. Höchlich erschrocken rief Sekeletu einmal über das andre: „Ist das unser Reiseweg?“ Als man endlich das Schiff glücklich erreicht hatte und die Passagiere an Bord gehißt waren, sah er sich natürlich von neuen Wundern umgeben, soviel ihrer ein Kriegsschiff einem Afrikaner aus dem Innern nur immer bieten kann. Doch gewöhnte er sich ein, fand an Livingstones Landsleuten Gefallen und sie nicht minder an ihm. Er fing während der Überfahrt nach Mauritius an, etwas Englisch aufzuraffen, und wurde der Liebling der Offiziere wie der Mannschaft. Bei Mauritius sah er zu den vielen Wunderdingen ein neues: das Dampfschiff, welches die Brigg in den Hafen holte. Diese Erscheinung aber mochte bei den vielen Regungen des Staunens und auch wohl der Furcht, die er in so kurzer Zeit erfahren, zu gewaltsam spannend auf seinen Geist wirken, denn er hatte bald darauf Anfälle von Wahnsinn, weigerte sich, ans Land zu gehen und stürzte sich endlich in einem neuen Anfalle, den Tod suchend, über Bord. Es war nicht möglich, ihm zu helfen oder auch nur seinen Leichnam aufzufinden.

Was unsern Livingstone selbst betrifft, so genügt es zu sagen, daß er im November das Rote Meer hinauffuhr und am 12. Dezember 1856 die Heimat wiedersah, der er schon für immer lebewohl gesagt hatte, denn er hatte England mit dem Vorsatze verlassen, sein ganzes Leben dem Dienste des Evangeliums in Afrika zu widmen. Und eben dieses freigewählte hohe Amt führte ihn jetzt an seinen Ausgangspunkt zurück, um Teilnahme und Mittel zu gewinnen für sein ferneres Wirken zum Wohle der afrikanischen Völker. Hat es nun auch nicht gelingen wollen, des Doktors wohlgemeinte Pläne in den Sambesiländern auf die Dauer zu verwirklichen, so hat doch diese seine letzte Schrift einen nicht zu unterschätzenden Wert in geographisch-wissenschaftlicher Hinsicht und bringt uns eine Menge interessanter neuer Aufschlüsse über Natur und Menschen eines beträchtlichen, bisher gar nicht oder nur wenig gekannten Teiles der großen Negerheimat.



Gefecht zwischen Portugiesen und Rebellen bei Masaro.

V.

David Livingstones Fahrten auf dem unteren Sambesi bis zu den Kebra-basa-Fällen.

Veranlassung der neuen Expedition und Abreise. — Dampfer „Ma Robert". — Delta des Sambesi. — Der Kongone-Arm. — Masaro. — Gefecht zwischen Portugiesen und Rebellen. — Tributfordernde Landin. — Senna. — Seguatigeschenke. — Tete. — Leben der Portugiesen. — Hochzeiten. — Aberglaube. — Jahreszeiten. — Fieber. — Sklaverei. — Einheimische Musikanten. — Schwarze Wunderdoktoren. — Die Kebra-basa-Stromschnellen. — Das Volk der Badema.

Livingstone hatte Südafrika seiner ganzen Breite nach von einem Weltmeer zum andern offen gelegt und viele seiner Rätsel entschleiert. Heimgekehrt, litt es den unermüdlichen Weltwanderer nicht, in Ruhe auszuharren. Nachdem er im Vaterlande jubelnd als einer der ersten Entdecker unsres Zeitalters aufgenommen worden war, entschloß sich die englische Regierung, eine neue Expedition nach dem Osten Afrikas unter seiner Führung auszurüsten. Das Ministerium des Auswärtigen, an dessen Spitze damals der Earl of Clarendon stand, wies, in Übereinstimmung mit der Geographischen Gesellschaft, dem kühnen Forscher das weite Gebiet des Sambesistromes als Feld seiner Reisen an, mit dem besonderen Auftrage, die Kunde der natürlichen Hilfsquellen von

Ost- und Zentralafrika zu fördern, unsre Kenntnis der Eingebornen zu mehren, dieselben zur gewerblichen und ackerbauenden Thätigkeit aufzumuntern, damit womöglich Ausfuhrprodukte (Baumwolle u. s. w.) für den britischen Handel gewonnen und dem verderblichen Sklavenhandel die Wurzel abgeschnitten werde.

Die Expedition wurde, außer unserm Livingstone, aus dessen Bruder Karl, dem Naturforscher und Arzte Dr. Kirk und Thornton zusammengesetzt, welcher letztere jedoch bald nach ihrer Ankunft am Sambesi sich von ihnen trennte, um v. d. Deckens Erforschungsreise am Kilimandscharo mitzumachen. Alle waren tüchtige, unternehmende und den Beschwerden vollkommen gewachsene Männer. Kirk sammelte, was sich auf die Naturgeschichte der durchreisten Länder bezog, und brachte 4000 verschiedene Pflanzen, eine große Menge Vögel und Insekten, sowie Holzarten und Baumwollensorten mit nach Hause. Hierbei unterstützte ihn Karl Livingstone, der zugleich die magnetischen und meteorologischen Beobachtungen ausführte, während David Livingstone als Haupt und Führer wirkte, mit der besonderen Mission, den europäischen Einfluß auf die Eingebornen geltend zu machen und das Christentum zu verbreiten.

Die Expedition verließ England am 10. März 1858 mit dem Dampfer „Pearl", kam glücklich nach der Kapstadt und erreichte die afrikanische Ostküste im folgenden Mai. Der erste Gegenstand ihrer Bestrebungen war die Erforschung des Sambesi mit Rücksicht auf dessen Brauchbarkeit als Handelsstraße und als Weg, auf dem das Christentum nach dem Innern verbreitet werden könne. Livingstone gab sich der sanguinischen Hoffnung hin, daß der Sambesi dermaleinst als eine bedeutende Verkehrsader nach dem Innern Afrikas gelten könnte. Allein schon nach dem, was in der ersten Reise den Strom abwärts mitgeteilt wurde, können wir schließen, daß er sich hier einer argen Täuschung hingab. Die Katarakte des Flusses, die weiten Sandbänke, welche sich leicht verschieben, die bedeutenden Stromschnellen sind ein fortwährendes Hindernis für einen regen Schiffsverkehr, so gut wie die gefährliche Barre vor seiner Deltamündung, welche die Einfahrt in die vielfach verschlungenen Arme, durch welche der Sambesi sich in das Meer ergießt, äußerst schwierig macht. Unter diesen Mündungen zeichnen sich namentlich vier aus: Im Westen der Milambe, auf diesen folgt der Kongone, dann der Luabo und schließlich der Timbwe, der auch Muselo genannt wird. Wenn die Hochwasser eintreten, so werden die zwischen den Deltaarmen liegenden Wasserstrecken häufig überschwemmt, es bilden sich Sümpfe und zwischen diesen Kanäle. Dann entsteht ein förmliches Wasserlabyrinth, das oft seine Gestaltung wechselt, je nachdem die Sandmenge, die der Fluß mit sich schleppt, wieder verändert wird. Jahraus jahrein kommt dieser Sand aus dem Innern; er trifft dann auf die Fluten des Indischen Ozeans, die ihn anstauen und jene hinderlichen Barren bilden, über welche größere Schiffe durchaus nicht hinwegkommen können.

Daher kann aus dem Sambesi niemals eine Kulturstraße werden, wie solche Nordafrika im Nil und Niger hat, und auch die andern Ströme Südafrikas, der Kongo, Orangeriver u. s. w., stehen weit hinter jenen des Nordens zurück. Wir wollen gleich hier noch einen Umstand erwähnen, der für den Süden Afrikas bezeichnend ist. Neben den Wasserwegen fehlen dort auch andre

Verkehrsstraßen, wenigstens sind sie nur äußerst mangelhaft entwickelt. Wüsteneien gibt es in den verschiedenen Gegenden in Hülle und Fülle; aber nicht die lachenden Oasen, mit denen das Dattelland und die Sahara so reich gesegnet sind, finden sich im Süden. Der Norden hat sein großes Netz von Karawanenstraßen, auf welchen das mit Waren beladene „Schiff der Wüste" einherzieht und auf denen seit vielen Jahrhunderten eine regelmäßige Verbindung zwischen den Gestaden des Mittelmeers und den Regionen im Innern unterhalten wird. Das fehlt dem Süden, und da auch die Flüsse, wie schon bemerkt, dem Verkehr nicht dienen können, so sind die Aussichten für das Eindringen der Kultur nach Südafrika sehr trostlose.

Von England hatte Livingstone einen kleinen Dampfer mitgebracht, der in Stücke zerlegt war und wieder zusammengesetzt werden konnte. Dieser letzteren Arbeit unterzog man sich nun, vollendete sie rasch und fuhr in den größten und am leichtesten passirbaren Arm des Sambesi, nämlich in den Kongone, ein.

Frisch dampfte das Boot hinein; die Gefühle jedoch, welche seine Insassen beim Anblicke des Schauplatzes ihrer Thätigkeit beschlichen, lassen sich kaum schildern. War es doch ein Unternehmen auf Leben und Tod! Livingstone selbst schreibt, daß die Bewegung, mit welcher er, unterdeß wieder zum Nordländer geworden, zuerst wieder die tropische Natur geschaut habe, wohl jener geglichen haben möchte, mit welcher der erste Mensch das Paradies betrat. Eine neue Existenz oder doch ein neuer Lebensabschnitt lag vor ihm; alles, was er sah, jeder Laut, der an sein Ohr drang, hatte wiederum den Reiz der Neuheit für ihn gewonnen. Das nächste, was den Reisenden hier auffiel, war die mächtige Vegetation an den Ufern des trüben, mit schlammigem Wasser dahinrauschenden Stromes. Traten auch hier und da die schlanken Formen der Dattelpalmen und andre Gewächse auf, so waren doch die Mangroven oder Manglebäume vorherrschend. Aus dem wirren Wurzelgewirr und dem üppigen Grase schossen neben den Mangroven die Schraubenpalmen (Pandanus) gleich Kerzen in die Höhe. Sie standen auf einem Kegel von Luftwurzeln und waren mit einem dichten Filz von Schmarotzergewächsen bekleidet, die in Guirlanden von ihnen herabhingen. Schon wenn wir den Namen dieser Bäume aussprechen hören, denken wir unwillkürlich an Fieber und sumpfige Luft. Freilich die wenigen Eingebornen, die Livingstones Expedition an diesem unteren Teile des Kongone antraf und die vor ihm flüchteten, weil sie ihn vielleicht für einen portugiesischen Sklavenjäger hielten, fanden in dem dichten Mangrovegebüsch das beste Asyl, und dieses war in der That wohl geeignet, eine Zufluchtsstätte zu bieten.

Zwischen und hinter den Mangrovewaldungen, die von dem Botaniker der Expedition, Dr. Kirk, eifrig untersucht wurden, traf man auf weite fruchtbare Ebenen, die oft mit einer klafterhohen Grasvegetation bedeckt waren.

Unterhalb Masaro zeigen die Flußufer eine sehr einförmige Szenerie. Die grasige, einförmige Ebene ist unbewohnt, im Flusse selbst liegen zahlreiche Inseln und am Ufer nisten Sandschwalben. Bei Masaro selbst wird die Gegend hübscher. Hier zweigt ein seichter Kanal, der Mutu, nach dem Kilimanefluß ab, der vom Sambesi gänzlich verschieden ist. In der Umgebung des Ortes und am Mutu wohnen die Baruro, ein diebisches, schlecht beleumundetes Volk,

das jedoch ausgezeichnete Bootsleute stellt. Auf welch schwachen Füßen die Herrschaft der Portugiesen am unteren Sambesi überhaupt ruht, davon hatten die Reisenden Gelegenheit, sich sattsam zu überzeugen. Von Süden her ist nämlich dorthin das kriegerische Volk der Zulu oder Landin vorgedrungen. Es hat sich namentlich auf dem rechten Ufer des Stromes festgesetzt, einzelne Abteilungen sind aber auch über dasselbe hinaus bis in die Gegenden westlich vom Njassasee vorgedrungen.

Diese Zulu nun sind die eigentlichen Herren des Landes. Zu bestimmten Zeiten erscheinen sie in den portugiesischen Niederlassungen, um diese zu brandschatzen. Dann geht es hoch her, der Tribut wird eingefordert und dabei finden kriegerische Tänze statt. Mit hoch erhobenen Speeren stehen die schwarzen Gestalten da, von den Schultern herab flattert ein Leopardenfell, und die mit Büffel- oder Nilpferdhaut überzogenen Schilde werden aneinander geschlagen. Während die Eingebornen ruhig zuschauen, machen die portugiesischen Händler saure Gesichter, denn sie sind es, welche die Brandschatzung zu zahlen haben, und keiner von ihnen, der nur irgend etwas besitzt, entgeht der Aufmerksamkeit der Zulu. Daß natürlich unter solchen Verhältnissen die Kolonie nicht nur nicht gedeihen, sondern immer mehr verfallen muß, liegt auf der Hand. Wie Livingstone berichtet, sind die reichen Kaufleute gezwungen, außer kleineren Gaben, wie Perlen oder Kupferdraht, hauptsächlich Tuch zu liefern, und zwar nicht weniger als jährlich 200 Stück, zu 10 m Länge ein jedes. Wehe dem, der sich weigern würde, dieser Kontribution Folge zu leisten. Was hilft es da viel, wenn ein Kolonist oder Händler sich anstrengt? Die Früchte seines Fleißes fallen doch andern in die Tasche, und so herrscht natürlich in allen Dingen eine große Lässigkeit. Als Livingstone die Einwohner Sennas fragte, warum sie gewisse wertvolle Produkte nicht erzeugen, lautete die Antwort: „Wozu das? Je mehr wir kultivieren, desto mehr Tribut fordern die Zulu!“

Mit den Portugiesen verkehrte Livingstone hier auf das freundschaftlichste. Der Gouverneur teilte ihm mit, daß die Besitzungen der Krone eine jährliche Ausgabe von mehr als 100—120000 Mark verursachten, ohne etwas einzubringen. Zur Beheizung des „Ma Robert“ diente hier Ebenholz und Lebensholz. Letzterer Baum erreicht zuweilen einen Durchmesser von $1\frac{1}{4}$ m, und der Ingenieur des Dampfers, welcher den Wert dieser Holzarten in England kannte, ging nur mit schwerem Herzen daran, dieselben unter dem Kessel zu verbrennen. Kautschuk- und Indigopflanzen wachsen in der Umgebung Schupangas häufig. Der Indigo wurde früher exportiert und aus dem Kautschuk macht man Bälle zum Spielen. In den Wäldern kommt der Mokundu-Kundubaum häufig vor; sein hellgelbes Holz liefert treffliche Masten und einen bitteren Stoff, der gegen Fieber hilft. Aus dem harten Holze des Gundabaumes, das viel Kieselerde enthält, werden große Kähne gezimmert, die bis 80 Zentner tragen können. Für die Erlaubnis, diese Bäume fällen zu dürfen, zahlte im Jahre 1858 ein Portugiese 200 Dollars jährlich; sein Nachfolger wurde von den Zulu schon auf 300 Dollars gesteigert.

Das Schiff, welches jetzt den Sambesi aufwärts fährt, erblickt am rechten Ufer des Stromes bei dem Schupanga genannten Hause, etwas 40 englische

Meilen unterhalb des Einflusses des Schire, einen Ort, der eine traurige Berühmtheit in der Geschichte afrikanischer Reisen erlangen sollte. Als Livingstone im „Ma Robert" dort vorbeidampfte, konnte er noch nicht ahnen, daß er hier vier Jahre später seine Gemahlin zu bestatten haben würde. Das Grab derselben liegt unter einem ungeheuren Affenbrotbaume. Young fand es 1867 noch wohl erhalten; in dem Hause Schupanga aber ließ sich kein Mensch erblicken, es war von den Zulus zerstört worden und beherbergte nur Fledermäuse.

Der Kongone-Deltaarm des Flusses lag hinter unsern Reisenden, und sie dampften auf dem eigentlichen Sambesi dahin, von dem Livingstone annahm, daß er einst einen vorzüglichen Handelsweg für Südafrika abgeben könnte. Allein daß dies, wie erwähnt, auf Täuschung beruhe, dafür sprach alles, was sich seinen Blicken darbot. Die Inseln des Stromes sind ungemein zahlreich; sie engen das Fahrwasser ein, und da sie infolge der Strömung häufig ihre Lage wechseln, so sind sie schon hierdurch ein Hindernis für geregelte Schiffahrt.

Je weiter man den Strom aufwärts fuhr, desto mehr Gelegenheit hatte man, auch mit Menschen zusammenzutreffen. Kähne belebten den Strom, und die Schwarzen wußten diese so flink und gewandt zu rudern, daß sie häufig den Dampfer „Ma Robert" überholten. Immer mehr gewann Livingstone die Überzeugung, daß dieser ein durchaus untaugliches Schiff sei. Er schlich wie eine Schnecke gegen die Flut an, brauchte, da der Kessel jedenfalls schlecht konstruiert war, ungemein viel Holz zur Feuerung und verursachte dadurch großen Aufenthalt. Was konnte ein solches Fahrzeug auch nützen, wenn die Boote der Eingebornen schneller ruderten als dieser dampfte? Letztere zeigten sich indessen sehr freundlich; sie begrüßten die Fremden und machten ihnen, wenn sie am Lande mit ihnen auf den engen Fußpfaden zusammentrafen, Platz.

Vom Norden her mündet in den Sambesi der Schirefluß, welcher ihm die ganzen Wasser des großen Njassasees zuführt; von beiden werden wir noch Gelegenheit haben, im Verlaufe unsers Berichtes vielfach zu sprechen. Jetzt aber segelte die Expedition an der Mündung des Flusses bei Schamoara vorüber und gelangte nach der portugiesischen Niederlassung Senna. Der Ort steht auf einer niedrigen Ebene am rechten Ufer des Sambesi; im Hintergrunde erheben sich einige Hügel. Die Stadt, welche mit einem Palissadenzaun umgeben ist, um räuberische Eingeborne abzuhalten, zeigt nur wenige größere Häuser, dagegen viele Ruinen und ein vermorschtes Kreuz an der Stelle, wo einst die Kirche stand. Überall, wohin die Reisenden blickten, zeigte sich Verfall. Selbst die Wälle des Forts fingen bereits an, der Ebene gleich zu werden, und dienten den Kühen als Weideplatz. Die wenigen Kaufleute treiben im Orte selbst keinen Handel, sondern senden ihre Sklaven auf die Jagd aus und verkaufen das Elfenbein. Senna ist ein ungesunder Platz, an dem ein Europäer sicher am zweiten Tage seines Aufenthaltes vom Fieber ergriffen wird, wenn er so glücklich war, am ersten Tage demselben zu entgehen. Fand so Livingstone hier überhaupt noch etwas, was einer Stadt ähnlich sah, so war diese doch zehn Jahre später gänzlich verschwunden. Im Jahre 1867 war der Ort selbst gänzlich verlassen, und Young, von dessen Fahrt noch die Rede sein wird, sah nur noch ein verpalissadiertes Fort mit 600 portugiesischen Soldaten.



Tributfordernde Zulu führen in Senna kriegerische Tänze auf.

Ob die Portugiesen oder die zahlreichen Krokodile im Sambesi die schlimmeren Feinde des Landes sind, läßt dieser unentschieden, und in der That, wenn man die Wirksamkeit der Portugiesen, oder richtiger Nichtwirksamkeit, betrachtet, fühlt man sich zu derselben Frage veranlaßt.

Das nächste Ziel war die mitten im Sambesi liegende und stark bevölkerte Insel Pita, auf der Livingstone Gelegenheit hatte, einen eigentümlichen Gebrauch kennen zu lernen. Dort kam der Häuptling, ein Mulatte, an Bord und brachte einige grüne Maiskolben als „Seguati". Dies ist eine kleine Gabe, die man dem Geber doppelt vergüten muß. Wenn, so erklärte der Reisende diese Sitte, ein Einwohner ein zähes Huhn oder einige Maiskolben besitzt, die nur einen geringen Wert repräsentieren, so macht er schnell daraus ein Seguati, bringt es unter dankbarsten Herzensergießungen und schönen Versicherungen dar und ist im höchsten Grade aufgebracht, wenn ihm nicht der zweifache Wert wieder erstattet wird. Livingstone lernte bald diese Art Geschenke verschmähen und verlangte stets, wenn sie ihm angeboten wurden, dieselben zu kaufen, was jedoch immer mit den Worten verweigert wurde: „Nein, das ist unmöglich, es ist ein Seguati."

Am 8. September landete der „Ma Robert" bei Tete, und Livingstone eilte ans Ufer, um seine dort zurückgebliebenen treuen Makololo zu begrüßen. Dieselben bezeugten große Freude, als sie ihn wieder erkannten, einige fielen ihm um den Hals, während andre ausriefen: „Berührt ihn nicht, damit ihr ihm die neuen Kleider nicht beschmutzt!" Schnell ergriffen sie Livingstones Habseligkeiten und brachten sie ans Land, während der Minnesänger der Makololo einen eignen Gesang für die freudige Gelegenheit improvisierte. Auch die portugiesischen Behörden nahmen den berühmten Entdeckungsreisenden freundlich auf. So war man denn nun in Tete, dem Hauptort der portugiesischen Niederlassungen am Sambesi. Nach den Angaben unsres Reisenden zählte die Stadt im Jahre 1856 — während er sie zum erstenmal besuchte — 4500 Einwohner; das erwähnte Senna hatte nach offiziellen portugiesischen Berichten 1860 nicht mehr als 4646 und Kilimane in demselben Jahre 3366 Einwohner. Keiner dieser Orte hat es zu durchgreifender Bedeutung bringen können; die Zahl der dort lebenden Weißen ist eine äußerst geringe, und der erbärmlichste Verfall kennzeichnet diese „Städte". Wie kann auch bei dem herrschenden Sklavenhandel, der nur rohe Gemüter beschäftigt, von einem ordentlichen Aufschwunge die Rede sein! Die Soldaten, die in Tete angesiedelt und mit einheimischen Frauen verheiratet waren, bestanden aus Verbrechern, und da sie, gleich ihren Offizieren, den ohnehin geringen Sold nicht regelmäßig erhielten, so sind sie gezwungen, ihren Lebensunterhalt auf allerlei andre Weise zu verdienen. Wie mancher wird da wieder rückfällig; andre besitzen genug Schachergeist, um sich auf Handelsspekulationen und dergleichen einzulassen. Da ist es denn natürlich, daß hier ein ordentlicher militärischer Geist nicht herrscht. Wie die Einwohner, so ist auch der Ort selbst beschaffen. Auf dem südlichen Sambesiufer gelegen, das hier aus niedrigen Sandsteinfelsen besteht, scheidet sich Tete in eine portugiesische, von Erdwällen umgebene Stadt und einen von Schwarzen bewohnten Teil, in dem die bekannten, einfach gebauten

Hütten sich die holperigen und krummen Straßen entlang ausdehnen. Letztere sind mit Unkraut übersäet, namentlich nehmen zwei Nutzpflanzen darunter weite Räume ein: die Senna, deren Blätter ein kräftiges Purgiermittel liefern, und der Indigo, die bekannte Färberpflanze. Was sonst die Portugiesen hier erbauten, ein kleines Fort mit einigen Kanonen und eine Kirche, ist kaum der Erwähnung wert.

Heute existiert Tete nicht mehr. Young berichtet uns, daß die Zulu nicht nur die einst bedeutende Stadt zerstörten, sondern daß sie auch 130 portugiesische Soldaten und 3 Offiziere töteten. Außerdem wurde der Gouverneur in die Gefangenschaft abgeführt. Bis dahin war der Ort ein Hauptquartier des Sklavenhandels gewesen, der über die nördlich gelegenen Landstriche Elend und Verwüstung in Hülle und Fülle ausströmte. Unter den greulichsten Metzeleien und Blutvergießen wurden Frauen und Kinder geraubt, dorthin gebracht und an die südlich vom Sambesi wohnenden Stämme wieder gegen Elfenbein verhandelt. Durch die fortgesetzten Sklavenjagden war das ganze Land wüst gelegt worden. Man hatte Stamm gegen Stamm aufgehetzt; der stärkere vernichtete immer den schwächeren, bis wieder ein stärkerer als Rächer auftrat. Die Sklaven, die man geraubt hatte, wurden dann nach Tete gebracht und hier gegen 2—4 Ellen Baumwollenzeug „per Stück“ wie das Vieh verhandelt.

Immerhin verdienen die Händler in Tete durch den Verkauf von Elfenbein, Sklaven und Landesprodukten so viel, daß sie ein heiteres Leben führen können. Da ihnen geistige Genüsse gänzlich fern stehen, so ergeben sie sich einer grobsinnlichen Völlerei und sind unverbesserliche Trunkenbolde geworden, die ihre nächtlichen Zechgelage bald bei diesem, bald bei jenem guten Freunde abzuhalten pflegen. Da geht es dann hoch her. Man ißt gut und trinkt noch viel mehr. Livingstone gibt uns wenig erbauliche Schilderungen von diesen Orgien, die unter dem tropischen Himmel und dem Einflusse des heißen Klimas ganz anders auf den Körper wirken müssen als in unsern nordischen Gegenden. Ist bei uns schon ein Trunkener eine widerwärtige Erscheinung, so dort noch viel mehr. Die Kaufleute Tetes gebärden sich wie Rasende, wenn sie des Guten zu viel gethan haben, aber sie wissen recht gut, daß diese Folgen allemal eintreten müssen, und sehen sich deshalb wohlweislich vor. Ihre Sklaven werden zu den Gelagen mitgebracht, nicht etwa um daran teil zu nehmen, sondern um ihre Herren, wenn sie toll und voll sind, nach Hause zu bringen. So vergeht zwischen Schacher und wüsten Gelagen das Leben der Portugiesen in Tete; aber wir wollen erwähnen, daß Livingstone auch einige ehrenhafte Ausnahmen traf, und daß er Männer dort kennen lernte, die in jeder Beziehung Lob verdienten.

Statt daß nun die Weißen die schwarzen Eingebornen zu sich emporzögen und ihnen, soweit dies angeht, Gesittung beibrächten, sinken sie meistens auf deren Stufe herab und nehmen deren Sitten an. Das zeigt sich zum Beispiel auch bei den mit vielem Gepränge gefeierten Hochzeiten, die dann und wann das Leben in der Niederlassung unterbrechen. Livingstone war Zeuge einer solchen in dem Hause seines Freundes, des katholischen Paters, welcher seine Patin verheiratete. Braut und Bräutigam werden in Machillas, einer Art von Hängematten oder Palankin, die an langen Stäben hängen, von

Sklaven getragen. Letztere selbst spielen eine Hauptrolle beim Fest. Sie tragen die Machillas, schießen unaufhörlich ihre Flinten ab und erfüllen die Luft mit ihrem betäubenden Jubelgeschrei. Hinter den Machillas ziehen die Freunde und Verwandten des Paares her, gewöhnlich in Schwarz gekleidet und mit großen Cylinderhüten auf dem Kopfe. Durch einen umfangreichen Triumphbogen schreitet die ganze Gesellschaft dem Brauthause zu, wo dann unter Trinken, Singen und Tanzen das fröhliche Fest beschlossen wird.

Wir wollen noch an einigen Beispielen zeigen, wie die Portugiesen in ihrer ganzen Anschauungsweise auf den Standpunkt der Eingebornen zurückgegangen sind. Es betrifft dies den Aberglauben, der bei ihnen kaum in geringerem Maße sich vorfindet als bei den Schwarzen selbst. Keiner von ihnen würde jemals ein Kaffeebäumchen pflanzen, denn sonst, diese Ansicht steht bei ihnen fest, würde er für all sein Lebtag ein unglücklicher, geschlagener Mann sein, dem nichts gelingt. Auf ein Haar gleicht diesem der unter den Eingebornen herrschende Aberglaube bezüglich des Mangobaumes, von dessen wohlschmeckenden Früchten ganze Familien leben. Bei der oft herrschenden Hungersnot wäre es daher gewiß angebracht, recht viele dieser nützlichen Bäume, von denen man fast ein halbes Jahr lang Nahrung erhalten kann, anzupflanzen. Jeder hütet sich aber wohl, dies zu thun, denn er ist in seinem Aberglauben sicher, dann bald sterben zu müssen. Der Portugiese und der Neger haben also in dieser Beziehung einander nicht viel vorzuwerfen. Dafür mag auch noch folgendes sprechen. Tete, wie die ganze Gegend am unteren Sambesi, hat in der heißen Jahreszeit viel von der Trockenheit zu leiden. Tag für Tag brennt die tropische Sonne mit gleich fürchterlicher Gewalt hernieder, alles verdorrt, das Gras wird gelb, die Menschen schleichen träge dahin und schauen nach dem ewig blauen Himmel, ob dort sich nicht ein Regenwölkchen zeigt. Eine Ursache muß der Trockenheit zu Grunde liegen, so kalkulieren Weiße und Schwarze; indessen fern davon, hier nach natürlichen Gründen zu forschen, hält man an dem albernsten Aberglauben fest. Entweder — und diese Meinung vertraten die Makololo Livingstones — haben hier Hexen ihren Spuk getrieben, oder, und dieser Ansicht neigten sich die Schwarzen Tetes zu, der Regenmesser des Reisenden, den dieser aufgestellt hatte, war daran schuld. Was anders als dieses Instrument konnte der Grund dafür sein, daß viermal hintereinander die eben in den Gärten sprießende Saat wieder verdorrt war?

Da im Süden wie im Norden Afrikas die Trockenheit oft die Existenz des Menschen gefährdet, so stehen die Regenmacher überall in großem Ansehen. Ereignet es sich, daß nach dem Hokuspokus, den sie treiben, wirklich einmal Regen fällt, dann ist ihr Glück gemacht, das Vertrauen auf sie ein felsenfestes. Aber oft geschieht es auch, daß sie dem wütenden Volke zum Opfer fallen, wenn der Erfolg ausbleibt. Tete besaß natürlich auch einen solchen Tausendkünstler, der im Jahre 1858, während dessen eine große Dürre herrschte, sich gewaltige Mühe gab, das köstliche Naß vom Himmel herabzuzaubern. Sollte man es glauben, dieser Mann erregte den Neid des katholischen Priesters in Tete, der sofort einen großartigen Bittgang veranlaßte, um den Regen durch Wallfahrt und Gebet herbeizuführen. In langen

Zügen wallten die Prozessionen dahin; man schaute nach dem Himmel aus, aber kein Wölkchen war sichtbar, und enttäuscht kehrte man heim. Das verdroß natürlich den Pater, wenn auch sein heidnischer Konkurrent ebenso unglücklich gewesen war. Doch war er klüger als dieser und ein berechnender Mann. Er wußte, daß mit dem Mondwechsel sich die Regen einstellen, und veranstaltete nun zu gehöriger Zeit eine zweite Prozession. Und siehe da! diese wirkte. In Fluten strömte das Naß so stark herab, daß das Dach des Regierungsgebäudes zerstört wurde. Wer anders als der heilige Antonius, zu dessen Ehren die Umzüge gehalten wurden, konnte dieses Wunder veranlaßt haben? Dafür mußte er auch belohnt werden, und zwar mit einer neuen Krone im Werte von 450 Mark. Der heidnische Regenmacher und der portugiesische Pater erscheinen beide hier auf derselben Stufe des Aberglaubens.

Tete ist oder war ein Ort, an welchem Schwarze aus den verschiedensten Teilen Afrikas zusammengeströmt waren. Überall in ihrer Heimat herrscht Aberglaube, nur bei dem einen Stamme mehr als bei dem andern, nach Livingstones Aussage jedoch nirgends mehr als gerade in Tete, wohin die aberwitzigen Ideen aus allen Gegenden wie in einem Fokus zusammenstrahlten. Dort konnte man eine herrliche Sammlung toller Vorstellungen finden und deren Einwirkungen aufeinander studieren. Fetischbilder sieht man in den Gemächern der Kranken, und diese hölzernen oder knöchernen Fratzen sollen vor dem Tode schützen. Der böse Blick, der auch bei den Europäern eine Rolle spielt, mangelt in Tete natürlich nicht. Der Schlangenkultus, welcher in Dahomey zu seiner höchsten Blüte gediehen ist und vor Zeiten selbst in Rom und Griechenland Eingang fand, ist reichlich vertreten. Kaum existiert ein Ding, das nicht einen bösen Geist im Innern birgt, und um diesen gnädig zu stimmen, versäumt man keinerlei Opfer. Das abgeschnittene Haar wird auf irgend eine Weise vernichtet, denn sonst, so wähnt man, könne daraus Böses entstehen. Doch auch bei diesen abergläubischen Menschen finden wir die Vorstellung von einem höchsten, über dem Sternenzelt thronenden Wesen, das Himmel und Erde geschaffen hat. Eine Art Glauben an das Fortleben nach dem Tode ist ihnen gleichfalls eigen, denn die guten Geister der Verstorbenen lassen ihren irdischen Verwandten Schutz angedeihen.

Wenn bei uns im kalten Norden die Erde mit dem weiten, weißen Schneeteppich bedeckt ist, wenn wir das Christfest am warmen Ofen feiern, dann zeigt sich auf der südlichen Halbkugel ein ganz andres Bild. Dann tritt in Tete die Regenzeit ein, und mit ihr erwacht die Natur, welche während der heißen Monate abstarb. Die Berge am Sambesi sind während dieser heißen Zeit versengt; ihr Gewand ist trüb und braun, wie die Heide bei uns im Winter. Alles seufzt nach Regen und wartet mit Sehnsucht auf den ersten fallenden Tropfen, der das frische junge Grün aus dem Rasen hervorzaubert und die Luft von Dünsten reinigt. Livingstone fragte einst einen Betschuanen, was er unter „Heiligkeit" verstehe, und erhielt zur Antwort: „Wenn mächtige Regenschauer während der Nacht gefallen sind, die Erde, die Blätter und das Vieh rein gewaschen sind, wenn die aufgehende Sonne an jedem Grashalm einen blinkenden Tautropfen zeigt — dann haben wir die Heiligkeit." So mächtig

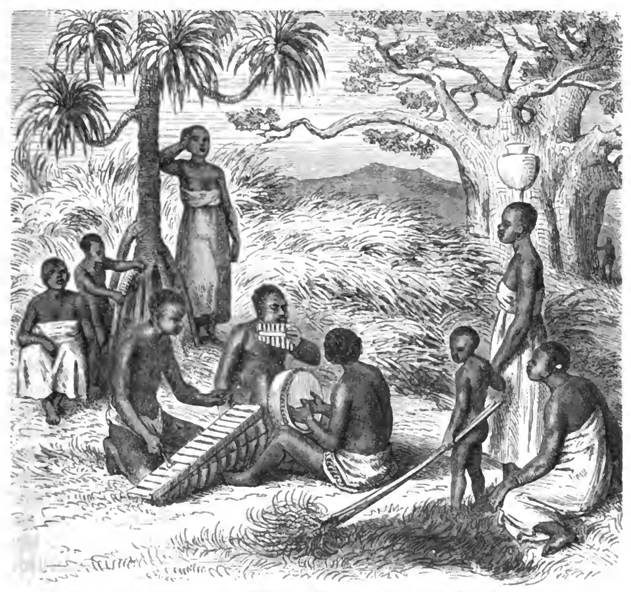
wirkt die frisch wieder erwachende Natur auf das Gemüt dieser Menschen. Unser Reisender wird ganz poetisch gestimmt, wenn er den Wechsel der Jahreszeiten am unteren Sambesi schildert, und wir können es uns nicht versagen, hier wesentlich seine Worte herzusetzen. Das junge Laub der Bäume erscheint anfangs wie bei uns im Herbste, bräunlich, mattrot oder fleischfarben, je mehr es sich jedoch entfaltet, desto glänzender grün wird es, und weiße, rote, gelbe oder fleischfarbene Blüten schmücken es mit unvergleichlicher Farbenpracht. Myriaden wilder Bienen durchschwärmen von früh bis Abend die Kelche. Überall wimmelt es von verschiedenen Insekten; glänzende Schmetterlinge gaukeln von Blume zu Blume im Wettkampfe mit dem schillernden kleinen Sonnenvogel, der die Kolibris Amerikas hier vertritt. Die Wandervögel des Winters, die gelbe Bachstelze und der blaue Drongo, sind fortgezogen, andre Vögel treten an ihre Stelle, der braune Weih pfeift wie die Pfeife des Bootsmannes, der gefleckte Kuckuck läßt seinen „Pula"-Ruf ertönen. Im November zieht ein nur 25 cm langer Ziegenmelker (Cometornis vexillarius) die Aufmerksamkeit an durch seine beiden 52 cm langen Federn, die paarweise in der Mitte der Flügel stehen und ihn augenscheinlich im Fluge behindern. Nur die Männchen besitzen diese sehr langen Federn und auch nur zeitweilig. Sind dieselben ausgefallen, dann fliegt der Vogel fast schneller als jeder andre. In diese schöne heitere Zeit fällt das Weihnachtsfest in Tete. Nur im leichten Sommeranzuge, bei singenden Vögeln, sprießendem Korn und unter blütenbedeckten Bäumen kann es dort begangen werden.

Das Jahr zerfällt in Tete in drei Zeiten: eine kalte, eine heiße und eine regnerische. Die kalte Periode dauert durch Mai, Juni, Juli; die heiße herrscht im August, September und Oktober. Die Regenzeit füllt die übrigen sechs Monate aus. Sie ist wenig von der Regenzeit in andern tropischen Ländern verschieden, doch ist der Regenfall selbst in Tete geringer.

Die ungesunde Zeit beginnt in Tete mit dem März und April. Im März, wenn Pausen zwischen den Regengüssen stattfinden, und im April, weil dann mit Schlamm bedeckte Pfützen austrocknen, herrschen Fieber. Der Anfall dauert gewöhnlich nicht lange, allein er wirft den Menschen schleunig nieder. Was auch die Ursache dieser Fieber sein mag, Livingstone beobachtete, daß alle seine Gefährten stets gleichzeitig von ihnen ergriffen wurden, ähnlich wie von der Malaria. Gewöhnlich war dies der Fall, wenn die Nordwinde herrschten. Man glaubte durch das tägliche Einnehmen von Chinin den Anfällen entgehen zu können, allein dieses erwies sich oft auch als nutzlos, denn häufig wurden diejenigen vom Fieber überfallen, welche die Medizin eingenommen hatten, während die andern, die das Chinin verschmähten, verschont blieben. Beständige Arbeit und ordentliche Nahrung sollen nach Livingstone in Tete am meisten gegen den bösen Feind helfen, ausschweifendes, faules Leben ihm dagegen Thor und Thür öffnen.

Tete war während der sechs Jahre, welche Livingstone im Osten zubrachte, der Knotenpunkt, von dem er ausging und zu welchem er stets wieder zurückkehrte. Er wußte sich das Leben dort so angenehm als möglich zu gestalten und erlangte bald einen bedeutenden Einfluß sowohl auf die Eingebornen

als auf die portugiesischen Behörden. Häufig spielten abends eingeborne Musikanten vor seinem Hause und suchten ihn durch ihre wilden, keineswegs schönen Melodien zu erfreuen. Rings um sie versammelte sich das Volk, welches von den Tönen der Marimba entzückt war. Diese besteht aus verschiedenen dicken und breiten Holzklötzchen, welche über hohlen Kalebassen aufgestellt und mit kleinen Hämmern geschlagen werden. Andre Instrumente sind die Sansa, aus einer hohlen Kalebasse hergestellt, und die Panflöte.



Frauen mit Wassertöpfen, der Musik auf Marimba, Sansa und Panpfeife lauschend.

Die Portugiesen in Tete haben viele Sklaven, die mit allen Lastern ihres Standes, Dieberei, Lügen und Unkeuschheit, behaftet sind. Im allgemeinen werden dieselben gut, selten grausam behandelt, was seinen Grund ebenso sehr in der natürlichen Gutmütigkeit als in der Furcht vor dem Verluste des Sklaven haben mag. Gewöhnlich werden die Verwandten eines Erwachsenen sämtlich mitgekauft, wodurch dieser ans Haus gefesselt und vor dem Weglaufen bewahrt bleibt. Außerdem würde ihn der Häuptling desjenigen Dorfes, nach dem er sich flüchtet, gleich wieder als Sklaven verkaufen. Auch einen Fall von freiwilliger Sklaverei bemerkte Livingstone. Ein freier Schwarzer, ein intelligenter, thätiger junger Bursche, der ihm als Lotse auf dem Flusse

gedient hatte, erzählte ihm, daß er sich verkauft habe, und zwar für 60 m Baumwollenzeug. Weil er ohne Vater und Muter allein in der Welt dastand, wählte er sich einen gütigen Herrn, bei dem er sich wohl befand. Zuweilen werden freie Schwarze schon dadurch aus eignem Antriebe Sklaven, daß sie einen Speer in der Gegenwart ihres zukünftigen Herrn entzwei brechen. Die schon früher von uns ausgesprochene Ansicht, daß die Mischlinge sich durch einen schlechten Charakter auszeichnen, läßt sich auch noch durch die Art und Weise erhärten, wie sie ihre Sklaven behandeln. Sie, die doch selbst das Blut der Schwarzen in ihren Adern haben, behandeln die ihnen gehörigen Sklaven in der Regel niederträchtig. Das gilt nicht nur von Afrika, sondern auch von Amerika; überall macht man die Bemerkung, daß die halbschlächtigen Leute niemals die Tugenden, wohl aber die Untugenden der Eltern erben. Das Wort eines humanen Portugiesen: „Gott schuf Weiße und Schwarze, aber der Teufel die Mischlinge“, bezeichnet diese letzteren ganz treffend.

Die einheimischen schwarzen Ärzte bilden in Tete eine besondere Klasse. Manche sind sehr nützlich, besitzen einen Begriff von ihrer Kunst und kennen die Wirkungen und Kräfte mancher Arzneien. Doch läuft auch viel Quacksalberei mit unter. Hier hat sich der überall mächtige Aberglaube wiederum ein weites Feld geschaffen, das denn auch fleißig bebaut wird. Der schwarze Äskulap vom Sambesi doktert Dinge zusammen und schafft Wunder, vor denen selbst unser deutscher Eisenbart die Segel streichen muß. Aber mit natürlichen Dingen geht es auch hier zu, und die Dummheit der Menschen in Tete wird so gut als Erwerbsquelle benutzt, wie in unsern großen Städten. Irgend einem biedern Schwarzen ist eine Kleinigkeit gestohlen worden. Wohin soll er sich nun wenden, die Polizei kann er nicht mit der Entdeckung des Diebes belästigen, da es einfach keine gibt. Er geht zum Wunderdoktor, und dieser ist sofort zur Hilfeleistung bereit. Aller Hokuspokus wird nun wieder getrieben, man würfelt und spürt unterdessen nach dem Diebe, der während dieser Zeit von den Helfershelfern des Wundermannes ausfindig gemacht und dann — natürlich nicht umsonst — genannt wird. So ersetzen diese „Ärzte“ die geheime Polizei, sind nützlich und daher auch von den Portugiesen geachtet. Wie man bei uns Amulette trug, die hieb- und stichfest machten, so existieren in Tete Salben, die den Inhaber „krokodilfest“ machen, und das will nicht wenig sagen, wenn man weiß, welche Landplage dort diese gepanzerten Echsen sind. Natürlich ist das Krokodil nun der Freund der gelehrten Herren, und wehe dem, der diese Tiere belästigt. Das erfuhr Livingstone, als er ein Krokodil fangen wollte; der Köder wurde von dem Angelhaken entfernt, und die Ungeheuer blieben nun in Ruhe. — Im Jahre 1871 entdeckte unser Landsmann, Karl Mauch, südlich vom Sambesi reiche Goldlager, und diese hielt man lange Zeit für das Ophir des Königs Salomo.

Schon die Portugiesen fanden an der Küste von Sofala (südlich von der Sambesimündung unter dem 20. Breitengrade), wo sie im Jahre 1500 landeten, zwei goldbeladene arabische Schiffe vor; dieselben siedelten sich an mehreren Stellen der Ostküste an und machten — nachdem sie ausgefunden hatten, daß die Goldfelder im Innern außergewöhnlich reich sein müßten —

zweimal einen Versuch, das Gebiet zu erobern, mußten sich aber, nachdem ihre Pläne beide Male gescheitert waren, mit einem Handelsvertrage begnügen, der ihnen gegen Entrichtung eines Tributs freien Verkehr zusagte. Noch heutigestags bezahlen, wie wir auseinander setzten, die Portugiesen den Zulus einen Tribut, welcher vielleicht ein Überrest jenes Tributs ist. Es steht fest — die Autorität Livingstones und andrer steht dafür ein — daß das 16. Jahrhundert weit mehr von Zentralafrika wußte als das 19., und zweifelsohne wurde die ganze Gegend gegen Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts von Stämmen des fernen Südens oder Westens heimgesucht, welche große, alte und zivilisierte Reiche zerstörten und das Land selbst zur Einöde machten. Schon ein alter englischer Geograph, der den Handel von Sofala beschrieb und sagte, daß die Einwohner von Monomotapra denen von Sofala Baumwollen- und Seidenstoffe „gegen ungewogenes Gold" verkauften, hat die Behauptung aufgestellt, daß hier das Ophir Salomos zu suchen sei, und dieselbe dadurch als bestätigt angesehen, daß sich in der Gegend der Goldminen Überreste stattlicher Gebäude (wahrscheinlich Paläste des israelitischen Königs) vorfanden, und daß Lopez in seiner „Reise nach Indien" erzählte: die Bewohner Sofalas hätten sich gerühmt, daß die Israeliten jedes dritte Jahr daselbst Gold geholt hätten. Monomotapra ist aber nichts andres als der alte Name für die Gebietsstrecke zwischen dem Limpopo und dem Sambesi. Die Nachricht von den Ruinen wird von einem deutschen Missionär, welcher 1865 nach dem Nordosten des Limpopo reiste, bestätigt. Derselbe hebt hervor, daß die von den Eingebornen als heilig verehrten Trümmer von einer umfangreichen Stadt herrühren, und daß sich unter anderm daselbst zwei Pyramiden, Sphinxe, Marmortafeln mit Hieroglyphen und Überreste großartiger Gebäude, sowie ein unterirdischer Gang mit vielen Aushöhlungen zu beiden Seiten vorfinden. Die Goldfelder wurden seit mehreren Jahrtausenden ausgebeutet und lagen nur seit wenigen Jahrhunderten unbenutzt und unbekannt da; seit langer Zeit schon haben einzelne Gelehrte diese Behauptung aufgestellt, und auch Milton sagt im „Verlornen Paradiese" Buch XI: „Mombaza und Quiloa und Melind und Sofala, das man für Ophir hält, bis zu dem Reiche Kongo und dem fernsten Süden von Angola."

Durch vielfache Berichte war die Aufmerksamkeit der Reisenden auf die weiter landeinwärts liegenden Kebra-basa-Stromschnellen des Sambesi hingelenkt worden. Da der Fluß gerade sehr niedrig war, so beschloß man, dieselben zu untersuchen, während sie am wenigsten vom Wasser bedeckt waren. Das Land zwischen Tete und Panda Mokua, einem Dolomithügel, eine halbe Stunde unterhalb der Schnellen, wo die Schiffahrt ihr Ende erreicht, ist bewaldet und zu beiden Seiten des Flusses mit Hügeln bestanden.

In den Wäldern ragt durch seine gigantische Gestalt der Baobab so sehr hervor, daß die übrigen Bäume neben ihm nur wie Büsche erscheinen. Einzelne hatten 25 m, andre 28 m im Umfange, ja an der Westküste fand Livingstone Exemplare von mehr als 30 m Umfang. Doch stand ihr Alter keineswegs im Verhältnis zu ihrer Stärke, denn Exemplare, deren Jahresringe gezählt wurden, ergaben nur ein Alter von 500 Jahren.

Am 9. November gelangte man zu der hohen Kebra-basa-Kette, die aus kegelförmigen, wenig bewaldeten Hügeln besteht, den Sambesifluß durchkreuzt und an dieser Kreuzungsstelle eine enge, wilde Schlucht bildet. Diese ist im wirren Durcheinander mit Tausenden riesiger Felsblöcke übersäet. Der Syenit herrscht unter ihnen vor, doch findet sich auch viel fleischfarbener Granit und metamorphisches Gestein. Bei hohem Wasserstande wird dieser rauhe Kanal jedoch gänzlich ausgefüllt und bildet dann mit dem unteren Flusse eine ununterbrochene Fläche. In der trockenen Jahreszeit dagegen rinnt der Strom durch ein enges und tiefes Bett, dessen Seiten durch die ewig thätige Wasserflut ausgewaschen und wie poliert erscheinen.

Als der „Ma Robert“ auf die Stromschnellen zudampfte, erreichten dessen 10 m hohe Mastspitzen noch nicht einmal die an den Ufern sichtbare Marke des höchsten Wasserstandes, und der Mann am Log rief aus: „Kein Grund bei zehn Faden!“

Livingstone hatte mehreremal Gelegenheit, die Kebra-basa-Schnellen bei verschiedenem Wasserstande zu beobachten, und kam zu der Überzeugung, daß sie für gewöhnlich der Schiffahrt auf dem Sambesi eine Schranke in den Weg stellen. Da sie jedoch bei Hochflut in senkrechter Richtung mehr als 28 m ansteigen und dann ganz ausgeglichen werden, so können um diese Zeit wahrscheinlich über sie hinweg Dampfer nach dem oberen Sambesi gelangen. Der bedeutendste ihrer Wasserfälle, der am Morumbwa, hat auf 10 m Länge nur 7 m Höhe. Allerdings ist dabei das Flußbett nur 150—200 m breit und die Geschwindigkeit des Stromes immer eine große, nämlich 3—4 Knoten in der Stunde. Beruhigend lauteten allerdings die Berichte eines an den Stromschnellen wohnenden Häuptlings, welcher versicherte, daß sie bei Hochwasser vollkommen glatt und ausgeglichen seien.

Überall, wohin Livingstone in diesen Gegenden seinen Fuß setzte, fand er die schlimmsten der urafrikanischen Übel vor: zerrüttete gesellschaftliche Verhältnisse, Furcht vor kriegerischen Überfällen und darauf folgende Sklaverei. Auch das an den Kebra-basa-Fällen angesiedelte Völkchen der Badema ist stets auf der Hut vor seinen räuberischen Nachbarn. Tritt man in ihre Hütten, so findet man fast immer nur wenig Lebensmittel vor, das meiste müssen sie in den unwegsamen Gebirgen verstecken. Das Korn bewahren sie in eigentümlichen cylindrischen Gefäßen, welche aus der bitteren Rinde eines Baumes hergestellt werden. Durch den auf diese Weise nützlichen Bitterstoff abgehalten, wagen sich die Ameisen, die sonst in den Tropen nichts unberührt lassen, nicht an das Getreide.

Die Badema sind friedfertige, dem Ackerbau und der Jagd obliegende Schwarze, die ein wenig Moorhirse oder Mapira (Holcus Sorghum), Baumwolle, Mais und Tabak anbauen. Fische liefert ihnen der Sambesi und einen Braten verschaffen sie sich dadurch, daß sie Zebras und Antilopen mit Netzen fangen, die aus der Rinde des Baobab gefertigt und in den Bergschluchten aufgestellt werden.



Der Dampfer „Ma Robert“ mit den Kebrabasabergen im Hintergrunde.

VI.

Der Schirefluß und Schirwasee.

Der Schire. — Pistia stratiotes. — Die Eingebornen. — Moramballaberg. — Heiße Quelle. — Die Murchisonkatarakte. — Der Häuptling Schibisa. — Der Schirwasee. — Wiederholte Fahrten auf dem Schire. — Moskiten. — Die Elefantenmarsch. — Flußpferdfallen. — Die Fächerpalme. — Salzmacher. — Nashornvögel. — Schibisas Tochter.

Da Livingstone einsah, daß er den „Ma Robert“ nicht über die Kebrabasa-Schnellen hinausbringen würde, selbst wenn dieselben bei Hochwasser ganz überdeckt waren, weil dann dessen zehn Pferdekräfte nicht zur Überwindung der reißenden Flut genügten, so schrieb er an die englische Regierung um die Übersendung eines neuen passenderen Dampfers.

Bis dieser jedoch anlangte, wollte er den noch unbekannten Schirefluß erforschen, der von Norden her zwischen Senna und Mazaro in den Sambesi fällt. Die Portugiesen, welche über das Land, das sie besitzen, so gut wie gar nichts wissen, konnten über den Schire keinerlei Mitteilungen machen. Vor Jahren sollen sie einmal den Versuch gemacht haben, den Schire hinaufzufahren, allein sie waren gezwungen, davon abzustehen, da sie nicht etwa feindliche Stämme, sondern undurchdringliche Wassergewächse, die schwimmenden Massen der Pistia stratiotes, am weiteren Vordirngen hinderten. Man versicherte die Reisenden, daß für Kähne es ganz unmöglich sei, durch dieselben durchzukommen, so sehr sei der Fluß verstopft. Dagegen hieß es wieder: die verräterischen,

mit giftigen Pfeilen bewaffneten Schwarzen, welche am Schire hausen, hätten alle europäischen Händler zurückgetrieben, und als die Expedition trotz dieser zur Vorsicht mahnenden Berichte dennoch nach dem Flusse aufbrach, verlautete bald darauf in Tete, Livingstone und Dr. Kirk seien unter den giftigen Pfeilen der Mangandscha, so heißt das Volk am Schire, gefallen.

Auch in bezug auf den Schire zeigte es sich, daß die Schiffbarkeit desselben eine sehr geringe ist. Rechts und links von seinen Ufern breiten sich unabsehbare Moräste aus, und in der nassen Jahreszeit ist die Luft mit giftigen Dünsten erfüllt. Die günstigsten Monate sind, wie wir jetzt aus verschiedenen seit Livingstone gemachten Reisen wissen, Juli bis Oktober, denn um diese Periode sind die meisten Sümpfe ausgetrocknet; freilich ist dann auch das Fahrwasser nicht sehr tief. Wenn man dann rasch das Schirethal durcheilt, um in die Hochlande zu gelangen, so wird man, sagt der Missionär Rowley, von dem Fieber „nur in milder Form“ heimgesucht werden. Auch die Fruchtbarkeit des Schirethales sowie seine Erzeugung von Baumwolle ist höchlich übertrieben worden, denn mit Ausnahme einiger gesegneten Oasen ist der Pflanzenwuchs nichts weniger als üppig. Auf den ersten hundert englischen Meilen ist das Thal nur sehr dünn bevölkert, und schwerlich war es auch jemals dichter bewohnt. Die wenigen Eingebornen befinden sich im allgemeinen in einem kläglichen Zustande. Die zahlreichste Bevölkerung besteht aus Elefanten, die man zu Hunderten vereinigt neben Büffeln weiden sieht. Im Flusse selbst wimmelt es von Fischen sowie von Krokodilen, deren Rowley einmal neunundsiebzig auf einer kleinen Insel im Schire zählte, während Nilpferde so häufig auftraten „wie die Straßenhunde in London“.

Seit unsre Reisenden diesen Fluß besuchten, sind wieder mancherlei Veränderungen an ihm vorgegangen. Durch Raub- und Wanderzüge haben sich die Sitze der Bevölkerung verschoben, und an der Mündung ist durch Überschwemmung ein neuer Flußarm oder Kanal mit heftig strömendem Wasser entstanden, den Young 1867 befuhr.

Im Januar 1859 erreichte man die Mündung, die allerdings ganz mit der erwähnten Pistia stratiotes erfüllt war. Auch in vielen andern afrikanischen Flüssen wird diese Wasserpflanze gefunden. So erwähnt sie der Nilquellen-Reisende Baker auf dem Weißen Nil, zwischen Chartum und Gondokoro: „Die Pistia ist einem kleinen Kohlkopf einigermaßen ähnlich; sie treibt allein auf dem Wasser, bis sie einen Kameraden trifft; diese vereinigen sich dann, werben, je weiter sie schwimmen, immer neue Gefährten an und bilden unter Umständen Massen von vielen Tausenden, die sich mit andern Arten von Wasserpflanzen und Treibholz verwickeln, bis sie endlich schwimmende Inseln bilden.“ Noch ausführlichere Mitteilungen über solche „schwimmende Inseln“ verdanken wir dem Reisenden Cameron. Doch war dieses Hindernis nicht stark genug, um den Dampfer am weiteren Vordringen zu verhindern. Weiter stromaufwärts, namentlich jenseit des Moramballaberges, verschwindet die Pistia gänzlich, und der Schire wird frei. Als man sich den ersten Dörfern näherte, versammelten sich die Schwarzen in großer Anzahl, schwangen ihre Speere und machten Miene, mit den vergifteten Pfeilen

auf die Weißen zu schießen. Alle Weiber waren fortgeschickt, und die Männer schienen einen Angriff von seiten der Europäer zu erwarten. Bei dem Dorfe des Häuptlings Tingane standen mindestens 500 zusammen und geboten dem Dampfer anzuhalten. Livingstone ging ans Ufer, hielt eine Anrede und versicherte die Eingebornen, daß er in friedlicher und freundschaftlicher Absicht zu ihnen käme. Ihm, als einem Engländer, läge es nicht daran, Sklaven einzuhandeln, er wolle nur einen Handelsweg für seine Landsleute eröffnen, damit diese Baumwolle und andre Naturprodukte von ihnen holen könnten. Infolge dieser Worte ward Tingane wie umgewandelt. Die Gegenwart des Dampfschiffes, welches den Schwarzen anzeigte, daß sie es hier mit einem ganz neuen Volke zu thun hatten, trug gewiß nicht wenig zu diesem Erfolge der Anrede bei; denn Tingane hatte bisher alle weiteren Beziehungen zwischen den Portugiesen und den landeinwärts wohnenden Stämmen zu vereiteln gewußt. Die Verständigung zwischen beiden Teilen war leicht, da der hier gesprochene Dialekt jenem von Tete und Senna sehr ähnlich war.

Nachdem solchergestalt der Fluß eröffnet war, konnte Livingstone ihn mehreremal besuchen und, wenn auch nicht immer ohne Gefahr, erforschen. Während der ersten fünf Meilen am linken Ufer des unteren Laufes stehen die Hügel dicht am Flusse: dann folgt der Moramballa, dessen Name „der hohe Wachtturm“ bedeutet, ein einzeln stehender, mehr als 330 m vom Ufer entfernter, und bis zu 1300 m ansteigender, steiler Berg. Er bietet mit seinen dichten, bis zum Gipfel hinaufreichenden Wäldern einen herrlichen Anblick dar. Etwa in der Hälfte seiner Höhe bemerkt man ein Dörfchen, das hier weit über der ungesunden Moskitoschicht in reiner Luft liegt. Dort oben herrscht eine ganz andre Vegetation, ein ganz andres Klima als unten in der Ebene, dort zeigen sich weiße Schäfchenwolken, welche während der Regenperiode den Gipfel täglich umlagern. Bei der ersten Besteigung wurden die Europäer freundlich von den Einwohnern empfangen; als sie jedoch zum zweitenmal erschienen, fanden sie alles wüst und leer, da ein Mischling (Mulatte), Namens Mariano, die Dörfer ausgeraubt und die Schwarzen als Sklaven fortgeführt hatte. Die Vegetation des Berges zeigte Baumfarnarten, die in den Ebenen nirgends stehen, wilde Zitronen und Orangenbäume sowie angepflanzte Ananas. Die Tierwelt war durch Nashornvögel, Habichte, Affen, Antilopen und Rhinozeros vertreten. Am Nordabhange bricht eine klare heiße Quelle, welche die Schwarzen „Madse-awira“, kochendes Wasser, nennen, aus dem Boden hervor und entsendet einen dampfenden Wasserstrom, dessen Temperatur die Reisenden auf 174° Fahrenheit bestimmten.

Jenseit des Moramballa windet sich der Schire durch eine ausgedehnte Sumpfmarsch. Die schon öfter angeführten wilden Tiere, zu denen sich auch noch Zebras und Wasserböcke gesellen, hausen in dieser Marsch ganz besonders häufig. Trotz ungesunder Ausdünstungen und Undurchdringlichkeit haben diese Sümpfe doch auch ihre Reize. Weite Wasserstrecken sind mit azurblauen Lilien bedeckt, zwischen dem Röhricht ranken sich Winden empor, einzelne Palmen und blütenbedeckte Akazien entzücken das Auge. Die Schiffahrt flußaufwärts erwies sich als ganz besonders schwierig und später nötigten Untiefen den Dampfer

zu tage-, ja wochenlangem Stillliegen. Das Wetter war übrigens angenehm, denn obgleich die Temperatur bei Tage im Schatten zwischen 24° und 26° R. schwankte, so konnten afrikanische Reisende sich doch nicht über solche europäische Julihitze beklagen. Die Nächte dagegen waren sehr erfrischend, um nicht zu sagen kühl; denn das Thermometer sank zuweilen bis auf 10° R. In den Dörfern am Ufer fand man einige Schwierigkeiten, sich mit tierischer Nahrung zu versehen; denn obgleich überall Hähne krähten und Hühner gackerten, Ziegen in den Gesträuchen naschten, so waren diese Tiere den Eingebornen dennoch nicht feil. Nach Rowleys Urteil, der in vielen Dingen klarer und weniger enthusiastisch als Livingstone sieht, sind die Leute am unteren Schire die traurigsten Menschenbilder, die ihm je zu Gesicht gekommen waren. Von Waschen war bei ihnen keine Rede und von Kämmen auch nicht, da sie das Haar glatt abscheren. Alle waren nach der neuesten Mode tättowiert. Die größte und bedeutendste Marsch am Schire ist die Njanja Muku oder Elefantenmarsch, welche von so großen Herden dieser Tiere besucht wird, daß Livingstone einmal 800 Stück zu gleicher Zeit zählen konnte. Dadurch, daß sie sich diese sumpfige Marsch als Wohnort wählten, haben die Elefanten wiederum einen Beweis ihrer gewöhnlichen Schlauheit abgelegt, denn dorthin vermag ihnen kein Jäger zu folgen. Sie hielten sich fern von dem Dampfer, als dieser jedoch zum erstenmal den Schire aufwärts fuhr, steuerte er mitten unter die Tiere, von denen einige geschossen werden konnten. Eine einzelne Lektion also hatte genügt, um den Elefanten zu zeigen, daß die Annäherung an das dampfende Ungeheuer mit Gefahr verbunden sei, und beim ersten Anblicke des Schiffes begaben sie sich nun weit mitten in die Marsch hinein. Diese afrikanischen Elefanten am Schire erreichen eine Höhe von $3\frac{1}{2}$—$3\frac{3}{4}$ m.

Bis in die Gegend des Makanyaberges zeigt der Schire eine Tiefe von mindestens 4 m. Weiter aufwärts wird er seichter, da viele Nebenarme ihm Wasser entziehen; doch bleibt er immerhin schiffbar. Nachdem Livingstone in gerader Linie 100 km zurückgelegt hatte, fand er sein weiteres Vordringen unter 15° 55' südl. Breite durch einen prächtigen Wasserfall behindert, den er nach dem berühmten englischen Geologen Murchisonfall taufte, während ihn die Eingebornen in seinem unteren Teile Mamvira nennen. Jenseit dieses Falles dehnen sich auf einer Strecke von 40 km noch eine Anzahl gleichfalls bedeutender Wasserfälle, der Pamozima, Morewa, Panoreba, Pampatamanga und Papekira, aus. Während die Mamvirafälle unter einem Winkel von kaum 20° niederschießen, ergießen sich die andern weit steiler, nämlich unter 45—70°. Der ganze Fall vom oberen bis zum untern Schire beträgt 400 m, und auf dieser weiten Strecke tobt und schäumt der Fluß überall wie ein Mühlwehr.

Nachdem Livingstone zweien in der Nähe der Wasserfälle wohnenden Häuptlingen Geschenke gesandt hatte, dampfte er wiederum nach Tete zurück, um dann im März desselben Jahres abermals, mit frischen Hilfsmitteln versehen, den Schire zu besuchen. Diesmal bezeigten sich die Eingebornen sehr freundlich und brachten Reis, Korn und Geflügel zum Verkauf. Mit dem Häuptlinge Schibisa, dessen Dorf etwa vier Stunden unterhalb der Katarakte

steht, knüpfte man ein freundschaftliches Verhältnis an. Er war ein ziemlich intelligenter Mann mit ausdrucksvollem Gesichte und ein großer Krieger, der sich nicht wenig auf seine Würde einbildete. Von Schibisas Dorf machten sich Dr. Livingstone und Dr. Kirk, begleitet von einer Anzahl Makololo, zu Fuße auf, um den östlich vom Schirefluß liegenden Schirwasee aufzusuchen. Die Einwohner des Landes, das sie zu durchreisen hatten, zeigten sich ihnen gegenüber keineswegs freundlich. Die angenommenen Führer versuchten sie irre zu leiten und mußten abgeschafft werden, so daß man zuletzt ohne solche auf eigne Faust den Weg suchen mußte. Das Volk, welches diese Gegenden am Schire bewohnte, gehörte zum Stamme der Mangandscha. Damals waren diese noch durchaus unabhängige Leute, aber in späterer Zeit werden wir sie als ein unterdrücktes, ins Elend gestürztes Volk kennen lernen. Während die Reisenden durch ihr Gebiet zogen, ertönten von Dorf zu Dorf Trommelsignale, die Stimmung war eine sehr feindselige, doch hüteten sich beide Parteien, den Krieg zu beginnen. Etwas abseits südlich von der eingeschlagenen Straße liegt das Dörfchen Magomera, in welchem drei Jahre später sich eines der traurigsten Ereignisse abspielen sollte, welches in der Geschichte afrikanischer Missionen bekannt geworden ist. Dort ging — bis auf wenige Mitglieder — die von Livingstone veranlaßte Universitätsmission in entsetzlicher Weise zu Grunde.

Die Entdeckung des Schirwasees fand am 18. April 1859 statt. Das Ufer dieses leicht brackigen Wasserbeckens, welches sehr tief erscheint und mit zahlreichen kleinen Inseln bedeckt ist, wird von Röhricht und Papyrusstauden umkränzt. Ein Abfluß existiert nicht, wohl aber münden von Südwesten her der Sombane, der Palombe und einige andre kleine Bäche in den See, dessen Ostseite ein hügeliges Terrain zeigt, während im Westen eine hohe Bergkette sich erhebt, die im Dsomba mit 2300 m ihren Gipfel erreicht. Fern im Süden erblickt man den 2700 m hohen Milandsche. Über die Ausdehnung des Schirwasees nach Norden zu konnte man nur erfahren, daß dort eine Landenge ihn von einem weit größeren See trenne. Die Breite bestimmte man auf 20 km, die Höhe über dem Meere zu 600 m. Im See selbst leben die in den Gewässern Afrikas nie fehlenden Krokodile und Flußpferde in großer Anzahl, namentlich aber auch zahlreiche Blutegel. Eine zweite Bezeichnung für den Schirwasee, die jedoch weniger unter den Eingebornen gebräuchlich ist, lautet Tamandua.

Da es Livingstone daran lag, auf diesem Ausfluge zunächst nur mit den Eingebornen in Berührung zu kommen, so verschob er eingehende Forschungen auf spätere Zeit und kehrte zu seinem Dampfer am Schire zurück, nachdem er zwei Tage am Ufer des Sees zugebracht hatte. Am 23. Juni war er abermals in Tete, dampfte dann den Sambesi abwärts und erreichte die Mündung des Kongone, um dort Provisionen von den englischen Kriegsschiffen einzunehmen. Auf dem Kongone zeigte sich, daß der „Ma Robert" ein durchaus unzuverlässiger und schlecht gebauter Dampfer war. Er war aus neu patentierten, doch vorher niemals untersuchten, sehr dünnen Stahlplatten erbaut, welche durch irgend einen chemischen Einfluß bald wie ein Sieb durchlöchert waren und fortwährend Wasser durchließen. Wenn ein Leck gestopft



war, brach ein andres auf, und so wurde die Fahrt andauernd durch diese Reparaturen verzögert.

Im August sehen wir Livingstone abermals auf dem Schire. Jenseit des Moramballa fuhr er an einem etwa 20 m breiten Nebenstrome des Schire vorbei, welcher aus einem kleinen See kommt. Auf ihm waren viele Männer damit beschäftigt, ihre Kähne mit den Nyika genannten Lotuswurzeln zu füllen, welche, wenn sie geröstet oder gekocht sind, wie Kastanien schmecken und weit und breit in Afrika als Nahrungsmittel benutzt werden. Aus diesem Nebenstrome und seinem lagunenartigen See stammt der größte Teil der den Schire verstopfenden Pistiapflanze. Die Lagune selbst heißt Njanscha ea Motope, d. i. Schlammsee.

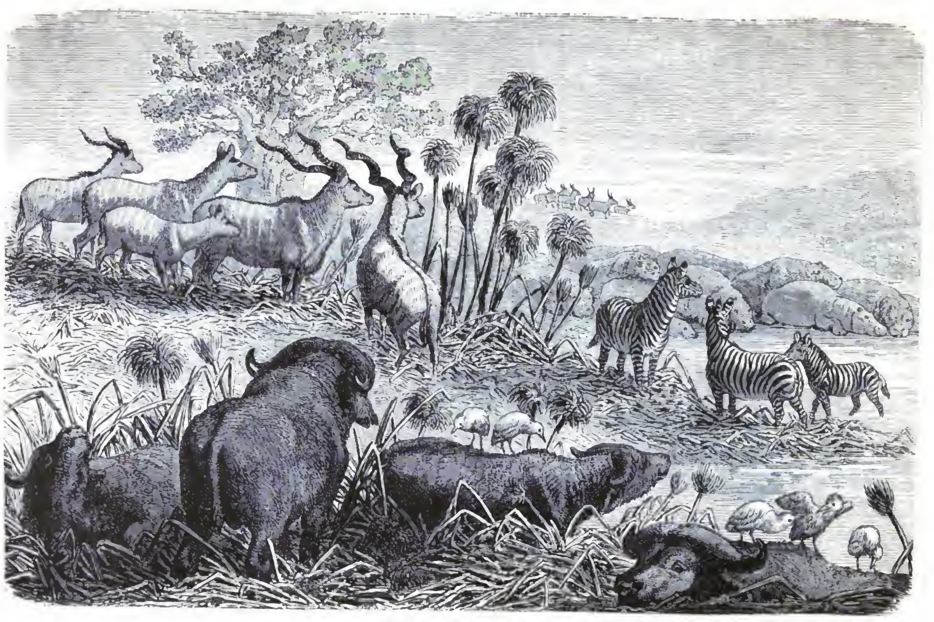
Immer weiter vordringend, kamen die Reisenden bald darauf nach dem Dorfe des weiblichen Häuptlings Schikanda-Kadse. Dort wollten sie Reis ꝛc. kaufen, allein die Unterthanen der Schikanda-Kadse erklärten, daß sie vor morgen nichts verkaufen würden. Man dampfte also weiter und erreichte am andern Tag das Dorf Mboma, wo das Volk in großen Massen herbeiströmte, um Reis zu sehr geringem Preise zu verkaufen. Dabei spielte ein einheimischer Musiker auf seiner nur mit einer Saite bezogenen Fiedel wilde, doch nicht mißtönige Melodien. Er war kaum zu beschwichtigen, und erst als Livingstone ihm einige Meter Baumwollenstoff schenkte, zog er sich zurück und verschonte die Reisenden mit fernerem Musizieren. Hier treffen wir auf einen Zug, für den sich vielfache Analogien anführen lassen. Die Musiker der wilden oder halbwilden Völker sind nämlich von ihrer Virtuosität und der unbegrenzten Schönheit ihrer eigenen Vorträge nicht minder entzückt als unsre langhaarigen Tonkünstler, die in der Konzertsaison unsre großen Städte mit ihrer zudringlichen Klimperei oft unsicher machen.

Als der Nilquellen-Reisende Baker im Lande des räuberischen Woad Mek Nimmr am Setit (nördlich von Abessinien) jagte, begrüßte ihn ein Hofmusikus dieses Räuberfürsten. Die Fiedel dieses afrikanischen Paganini war gestaltet wie jene des Musikus am Schire, mit einer Saite bezogen und einem kurzen, stark gekrümmten Bogen. Er war nicht zum Aufhören zu bewegen, verlangte aber schließlich für seine Lieder nicht weniger als 120 Mark!

Diese außerordentlich zudringlichen Virtuosen erscheinen bei öffentlichen Festen, bei Begräbnissen, Hochzeiten und Geburten, und extemporieren ihre entsetzlichen Lieder, die sich auf die vorhandenen Umstände beziehen.

Der „Ma Robert“ zog fortwährend Wasser und begünstigte dadurch die Entstehung von Moskiten, so daß die Reisenden nicht allein mit den am Ufer erzeugten, sondern auch mit den auf ihrem eignen Dampfer ausgebrüteten Stechmücken zu kämpfen hatten, von denen mehrere Sorten den Europäern ihre Anhänglichkeit bewiesen.

Young, Livingstones Begleiter, der auch die Moskiten sattsam kennen lernte, sagt von ihnen: „Ich will nicht so weit gehen, zu behaupten, daß es eine Art gibt, welche durch die Stiefelabsätze hindurchsticht, aber das weiß ich, daß sie ein Rhinozeros gerade so zur Beute machen, wie einen weißen oder schwarzen Mann.“



Tierleben am Schire.

Die Schlafnetze, die man mitführte, waren von keinem besonderen Nutzen. Doch in den Gebirgen fehlt diese schändliche Pest, während in den ungesunden Tiefebenen die Luft förmlich mit ihnen überfüllt ist. Stets sind nur die Weibchen mit dem Giftstachel versehen. Auch gibt es kleinere Arten, deren Stich fast noch empfindlicher ist als jener der großen, braunen Mansos, die wie ein Pfeil vom Bogen geschnellt auf ihre Opfer losschwirren und sofort sich einbohren.

Weniger Sorge bereiteten die zahlreichen Flußpferde unsern Reisenden, obgleich hier und da auch einige nicht ganz gefahrlose Abenteuer mit diesen kolossalen Dickhäutern zu bestehen waren. Die Anwohner des Schire leben mit ihnen im ewigen Kriege, so gut wie das kleine Völkchen der Akombwi am Sambesi. Außer den direkten Angriffen mittels der Harpunen errichtet man noch Fallen mit schweren vergifteten Schlageisen, die auf den unten hindurchschreitenden Hippopotamus herabfallen und das Tier erschlagen.

Teilt dieser Dickhäuter nebst dem Krokodil die Herrschaft im Wasser des Flusses, so herrscht unbestritten in den Lüften der schöne Fischadler (Haliaetos vocifer). Er ist der König der gefiederten Welt am Schire, welcher, hoch in den Äther aufsteigend, seinen durchdringenden Schrei vernehmen läßt, der weithin gehört wird. Oft und gern sitzt er auf den Pfählen, von welchen die vergifteten Schlageisen für die Nilpferde herabhängen. Von dort aus beobachtet er den Fluß. Schon von fern sieht man sein glänzend weißes Gefieder und die schön schokoladebraunen Schwingen, die ausgespannt von Spitze zu Spitze nicht weniger als 2 m und darüber messen. Dann fliegt er über den Spiegel des Flusses hin, wirft den Kopf in den Nacken, stößt sein wildes Lachen aus, das von den Felsen widerhallt, und stürzt nieder, um einen Fisch zu fangen. Hat er diesen mit seinen Fängen gepackt, so trägt er ihn nach einer Sandbank, um ihn dort in Muße zu verzehren. Oft aber entsteht ein Ringen zwischen dem Bewohner der Luft und dem der Wasserwelt, welches jedoch meist mit dem Siege des ersteren endigt.

Jenseit des marschigen Ufergeländes am Schire, nach Norden zu, steigt das Land wieder an; auch erscheint es dichter bevölkert und erhält einen schönen Anblick durch einen großen Fächerpalmenwald (Borassus Aethiopum), der meilenweit sich in das Land hinein erstreckt.

So weit das Auge zu reichen vermag, schaut es die grauen Stämme und grünen Laubkronen der schlanken Bäume, hinter denen sich eine hohe, gleichfalls mit frischgrünen Bäumen bestandene Bergkette erhebt. Die Fächerpalme bringt kein Öl hervor, aber die faserige Fruchtschale, die um die Nüsse herumsitzt, ist von angenehm süßem Geschmack und dient den Menschen wie den Elefanten zur Nahrung. Die Eingebornen scharren die Nüsse so lange in die Erde ein, bis die Keime zu sprießen beginnen; dann graben sie dieselben wieder aus und verzehren sie. Durch diesen Prozeß erhält die Frucht einen Geschmack, ähnlich dem grober Kartoffeln. Außerdem gewinnt man Sura oder Palmwein von dieser Palme auf eine sehr einfache Weise. Am Stamme wird durch eingetriebene Pflöcke eine Art Leiter gebildet; an dieser klettert ein Eingeborner hinauf, schneidet die Fruchtschote ab und läßt den Saft in ein irdenes Gefäß strömen.

Der so gewonnene Palmwein hat einen lieblichen, champagnerartigen Geschmack, ist sehr zuckerreich und wirkt durch die schnell bewirkte Gährung auch stark berauschend. Die Portugiesen, welche überhaupt mancherlei von den Eingebornen angenommen haben, benutzen auch diesen Palmwein unter anderm als Hefe, da er das Gebäck sehr locker und schmackhaft macht. Hier und da stehen unter den Palmen kleine Hütten, in denen Salzmacher wohnen.



Flußpferdjagd im Schire. (Nach Wood.)

Diese afrikanischen Salinenleute laugen die hier sehr salzhaltige Erde aus, filtrieren dieselbe durch einen Topf, der unten ein Loch hat, und verdunsten die erhaltene Sole in der Sonnenwärme.

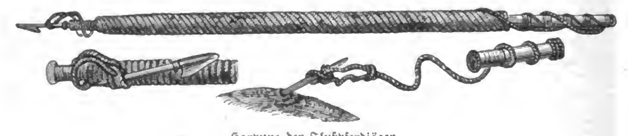
Oberhalb der Palmen beginnt eine Reihenfolge niedriger, aber fruchtbarer Inseln im Schire. Viele von ihnen sind gut bebaut und tragen das ganze Jahr hindurch Mais, den man in allen Stadien der Entwickelung hier beobachten kann. Auch Bananenbäume schmücken das Ufer; meist zeigen sich

jedoch an diesen Rohr- und Schilfgewächse, die von Winden so durchflochten sind, daß sie vollkommen undurchdringlich werden.

Das Auge erfreut sich an der dichten grünen Mauer, welche hier aus der kristallnen Flut emporsteigt, aber dem Armen, der durch Zufall hier sein Boot verliert, wird sie verhängnisvoll, da er durch dieselbe hindurch nicht nach dem rettenden Ufer gelangen kann.

Am 25. August erreichten die Reisenden im „Ma Robert" die Dakanamoio-Insel, gegenüber den senkrechten Klippen, auf welchen das Dorf des wohlgesinnten Häuptlings Schibisa steht.

Schibisa und seine Frau erzählten dem Doktor mit Zurschautragung der zärtlichsten Elterngefühle, daß vor einigen Jahren ihnen ein Töchterchen geraubt und verkauft worden sei, welches jetzt als Sklavin beim Pater in Tete diene. Bei seiner Rückkehr nach dieser Stadt versuchte Livingstone auf alle mögliche Weise das Mädchen auszulösen, um es seinen Eltern wieder zuzustellen. Er bot den doppelten Wert einer Sklavin, und der Pater schien auch willig, das Mädchen abzutreten, doch dieses selbst war nicht aufzufinden. Der Geistliche war etwas besser als der Durchschnitt der Einwohner von Tete, stets höflich und gefällig gegen die Reisenden, so daß er sicher das Mädchen unentgeltlich herausgegeben hätte, wenn es nicht schon wieder weiter an die Basisulu verkauft gewesen wäre. Durch die Gewohnheit war des Paters Gemüt etwas verhärtet worden, und Livingstone mußte Schibisa mitteilen, daß er sein Kind nie wieder sehen werde.



Harpune der Flußpferdjäger.



Frauen mit Pelele. Im Hintergrund Weber der Mangandscha.

VII.

Das Mangandschavolk und die Entdeckung des Njassasees.

Das Hochland. — Flora und Fauna. — Das Volk. — Äußere Erscheinung. — Stellung der Frauen. — Pelele und Tättowieren. — Ein weiblicher Häuptling. — Gewerbthätigkeit. — Dörfer. — Rechtspflege. — Gottesgericht. — Zauberei. — Höchstes Wesen. — Unsterblichkeit. — Biertrinken. — Sklavenhandel. — Pamalombesee. — Entdeckung des Njassasees.

Daß nördlich vom Schirefluß und dem Schirwasee noch ein großes Wasserbecken liege, war Livingstone schon bei seiner ersten Reise den Sambesi abwärts bekannt geworden. Jetzt galt es, diesen Njassasee aufzusuchen, denn bisher hatte ihn noch kein wissenschaftlich gebildeter Europäer gesehen. Die Reisenden verließen daher am 28. August 1859 den „Ma Robert“ bei der Insel Dakanamoio und machten sich, von 36 Makololo sowie von zwei Führern begleitet, in nördlicher Richtung auf den Weg. Alle waren mit Flinten bewaffnet, was ihnen ein gefährliches Ansehen gab, wenn es auch nicht zum wirklichen Schutze der Reisenden beitrug; denn die meisten Schwarzen trugen zum erstenmal eine Feuerwaffe und würden, im Fall sie dieselbe zu brauchen gehabt hätten, eher ihren Freunden als ihren Feinden geschadet haben.

Das nächste Ziel unsrer Reisenden waren die bergigen Gegenden des Mangandschalandes, die zwischen dem Schirethal und Schirwasee sich über

einen bedeutenden Raum erstrecken und ein von den bisher durchzogenen tropischen Gegenden in bezug auf Flora, Fauna und Bodengestaltung wesentlich verschiedenes Ansehen zeigen. Betrachten wir zunächst nochmals, um den Gegensatz mit den Hochlanden recht anschaulich zu machen, den zoologischen und Vegetationscharakter des Thales. Allenthalben finden sich, namentlich in der Nähe der Murchisonfälle, riesige Baobab- oder Affenbrotbäume; noch häufiger aber sind die Sterkulien, Bäume mit glatten und glänzenden Schäften, wie die Silberesche, die sich ohne Knoten und Äste bis zu 20 und 25 m erheben und dann erst fallschirmartig ihre zierlich belaubten Zweige ausbreiten. Außerdem sind Akazien von den verschiedensten Arten die häufigsten und nächst der Palmyrapalme auch die anmutigsten Bäume Afrikas. Von Fruchtgewächsen ist außer der Banane eine riesenhafte Rebe zu nennen, welche eine Frucht trägt, Namens Kombi, die äußerlich der Zitrone gleicht und zehn Steine enthält, welche von einem gelben Fleische umhüllt werden, aus dem ein säuerlicher, milchig aussehender Saft quillt.

Während die Hochlande auffallend arm an Tierarten sind, gleicht dagegen das Tiefland einem zoologischen Garten. Den Löwen bekam man allerdings nicht zu Gesichte, doch sahen die Missionäre öfters seine Spuren. Häufiger war schon der Leopard; Felle des Ozelot wurden zum Verkauf angeboten. Affen sind nicht besonders zahlreich, am häufigsten noch die langgeschwänzten und ungeschwänzten Paviane. Eichhörnchen, Spitzmäuse, Ratten und Mäuse sind zahlreich vertreten, und eine Feldratte, welcher die Eingebornen mit Fallen, ähnlich unsern Maulwurfsschlingen, nachstellen, wurde von ihnen als der beste Leckerbissen erklärt. Der Elefanten, Flußpferde und Büffel wurde schon früher gedacht, vom Nashorn sah man nur gelegentlich die Fährten; Warzenschweine, die im Sambesidelta so häufig sind, verirren sich nur spärlich ins Binnenland; das Zebra endlich, welches nach den Angaben der Eingebornen einst zahlreich in den Hochlanden war, ist von dort jetzt gänzlich vertrieben worden.

In Makolongwe, dem Dorfe des Häuptlings Tschitimba, wurde Halt gemacht. Der Ort steht an einer bewaldeten Schlucht auf der ersten der drei Terrassen der Mangandschaberge. Wie Fremdlinge gewöhnlich thun, setzten sich die Reisenden unter einigen schattigen Bäumen in der Nähe des Dorfeingangs nieder. Ein paar aus Rohr geflochtene Matten wurden für die weißen Leute ausgebreitet, um sich darauf niederzulassen. Dann brachte der Ortsvorsteher ein Seguati oder ein Geschenk, das in einer kleinen Ziege und einem Körbchen voll Mehl bestand, wofür ihm der volle Wert in Perlen und Baumwollenstoffen eingehändigt wurde. Er maß das Tuch, legte es zusammen und maß es nochmals; dann wurden die Perlen gezählt, und da sie in der Farbe von den landesüblichen abwichen, so wurde erst eine Beratung gehalten, ob man sie überhaupt annehmen solle. Nun entwickelte sich ein lebhafter Handel, da jeder so hübsche Dinge wie sein Nachbar eintauschen wollte, und der Markt wurde mit allen möglichen Lebensmitteln überschwemmt, wobei jedoch die Preise niemals fielen.

Die Hochebene, welche die Reisenden zuerst erklommen, liegt 1000 m über dem Meeresspiegel. Die Landschaft, die sich dort den Blicken darbot,

zeigte ein blühendes, lachendes Aussehen. Die Berge waren an den Abhängen bis zum Gipfel hinauf mit Bäumen, Bambus und Buschwerk von dem verschiedenartigsten Grün überwachsen.

Schauten die Wanderer rückwärts, so lag das Schirethal zu ihren Füßen, jenseits in weiter Ferne begrenzt durch die Gebirgszüge in der Nähe des Sambesi. Die Luft wehte erquickend die Reisenden an, und der Blick traf auf Bergformen, die man vom Thale aus nicht sehen konnte. Aus der Hochebene erheben sich in allen Richtungen inselartige Basaltkegel von 300 bis zu 1500 m Höhe, während in weiter Ferne gegen Südosten die prächtige Gruppe des Milandschagebirges lagert, mit Gipfeln bis zu 3200 m absoluter Erhebung und zackigen Umrissen, die lebhaft an die Alpen erinnern. Nach Norden zu liegt der Dsumbogebirgsstock, eine ungeheure Pyramide mit abgestumpfter Spitze. Bis hierhin gelangte auch Livingstone, dann stieg er wieder in das obere Schirethal hinab, das 400 m hoch über dem Meere liegt.

Lernen wir nun das Volk der Mangandscha kennen, welches in diesen Hochlanden und den angrenzenden Bezirken des Schirethales lebt. Außer Livingstones Schilderungen stehen uns die nicht minder eingehenden des Missionärs Rowley zu Gebote, der noch mehr als der berühmte Reisende mit jenem Volke in Berührung kam, aber eine minder günstige Ansicht von ihm als Livingstone hat. Die Mangandscha stehen, wenn sie ihr Gesicht und ihren Körper nicht absichtlich verunstalten, im allgemeinen etwas höher als die übrigen Afrikaner. Ganz mit Unrecht und ohne jeglichen Grund dafür beizubringen, hält sie Livingstone für den „urechten Negertypus“. Ihnen fehlt vor allem die aufgestülpte Nase, und der Sprache nach sind sie eher zu den Kaffernstämmen zu rechnen. Die Nasen sind nicht breit gedrückt, die Jochbeine springen nicht allzu stark hervor und die Kiefern haben nur geringen Ansatz zur Schnauzenform. Der Mund der Mangandscha ist dagegen die häßlichste Partie im Gesichte. Wenn man ihn mit der Hand verdecke, bemerkt Rowley, würde man den Mangandscha jedem Stamme seinesgleichen gewachsen halten, aber so seien sie grundhäßlich. Etwas besser erscheinen die Mangandscha des Tieflandes; ihr Auftreten ist männlicher, ihre Sinnesart entschlossener. Im allgemeinen sind sie gut gewachsen, ihre Gliedmaßen schön und ebenmäßig gebaut. Bei erwachsenen Männern erschien die Muskulatur geradezu riesenhaft; aber beim Betasten bemerkt man, daß dieselbe weich ist, was sich aus dem vorherrschenden Nahrungsmittel, nämlich Mehlbrei, erklärt. Bei Leuten in günstigen Lebensverhältnissen pflegt die Wohlbeleibtheit im Alter einzutreten; in der Jugend können sie springen wie die Rehe und kletterten wie die Katzen, wenn sie auch für Leibesübungen keine Vorliebe zeigen. Das Ordnen des Haares bei den Männern nimmt viel Zeit in Anspruch und wird in endlosen Abwechselungen ausgeführt. Der eine windet seine Locken so, daß sie schließlich die Gestalt von Ochsenhörnern annehmen, während der andre sie zu einem dicken Zopfe flicht, der ihm wie ein Schwanz über den Rücken herabhängt. Wieder andre lassen das Haar wild auf die Schultern herabwallen, und einige scheren es gar vollständig oder teilweise, so daß eigentümliche Figuren dadurch auf dem Schädel erzeugt werden. Wer es am extravagantesten treibt, gilt als ein Stutzer, gerade wie in Europa.

Die Stellung der Frauen ist bei den Mangandscha eine weniger gedrückte als bei andern Afrikanern. Rowley schreibt dies dem Umstande zu, daß die Mangandscha Ackerbau treiben, während bei Nomaden- und Jägervölkern die Männer immer außerhalb der Hütte verweilen und den Frauen dann alle schwere Arbeit im Felde und Hause überlassen bleibt. Aber wie sehr verunstalten sie sich! „Wohin ich meinen Fuß in Afrika setzte“, bemerkt Rowley, „begegnete ich einer überwältigenden Häßlichkeit des weiblichen Geschlechts, für welche die Inhaberinnen allein zur Verantwortung zu ziehen sind, denn nicht wenige von ihnen würden ein leidliches Ansehen gehabt haben, wenn sie es nicht so widerwärtig verunstalteten.“ Sie tragen Ringe aus Messing, Kupfer oder Eisen an Fingern und Daumen, am Halse, an Armen und Beinen; ihr sonderbarster Zierat ist jedoch das Pelele, der Ring in der Oberlippe der Frauen.

Schon den kleinen Mädchen wird die Oberlippe mit einer Nadel dicht unter der Nase durchstochen. Nachdem die Wunde verharrscht ist, wird die Nadel herausgenommen und durch eine dickere ersetzt, auf die wieder eine stärkere folgt, und so fort monate- und jahrelang, bis schließlich das Loch in der Lippe so groß geworden ist, daß ein Ring von 5 cm Durchmesser mit Leichtigkeit in dasselbe hineingesteckt werden kann. Das Pelele ist am oberen und unteren Schire sowie durch die ganzen Hochlande allgemein verbreitet; es besteht bei den ärmeren Klassen aus einem Stückchen Bambus, bei den reicheren aus Elfenbein oder Zinn. Kein Frauenzimmer erscheint öffentlich ohne diese häßliche, das Gesicht entstellende Tracht, ausgenommen wenn sie trauert. Ganz abscheulich wird jedoch dadurch das Lachen, weil die Backenmuskeln dann das Pelele bis über die Augenbrauen aufwärts ziehen, während zu gleicher Zeit die Nasenspitze durch das Loch schaut und die spitz abgefeilten Zähne des großen Mundes sichtbar werden, der nun dem Rachen eines Krokodils oder einer Katze gleicht. Natürlich können infolge dieser Verunstaltung die Lippenlaute nicht ordentlich ausgesprochen werden; allein sie ist Modesache und gilt daher für schön.

Für die Stellung der Frauen ist ferner bezeichnend, daß sie zur Würde eines Häuptlings gelangen können. Am oberen Schire hatte eine Frau, Namens Nyango, die Stelle des Rondo inne, weshalb auf ihrem Gebiete die Frauen eine höhere und bessere Stellung als in den übrigen Gegenden der Berglande einnahmen. Bei einem Häuptling Mongazi sahen die Reisenden, wie die Frau auf die Kniee niederfiel, um die Geschenke Livingstones für ihren Gemahl in Empfang zu nehmen, und dabei die Hände zusammenklappte. In andern Gegenden knieten alle Frauen nieder, wo die Europäer vorüberzogen. Das fiel jedoch in Nyangos Gebiete weg; dort bat der Häuptling des ersten Dorfes, ob er nicht seine Frau herbeiholen dürfe, damit diese auch die Uhr, den Kompaß und die übrigen europäischen Merkwürdigkeiten sehen könne. Sie kam in Gesellschaft andrer Frauen, benahm sich sehr bescheiden und verständig und war nicht ohne Einfluß auf ihren Mann, der keinen Handel, ohne sie vorher zu fragen, abschloß.

Außer dem häßlichen Lippenring verunstalteten sich die Frauen durch Narben, die übrigens bei den einzelnen Horden verschieden sind und daher

als Nationalzeichen angesehen werden müssen. Um eine stark vortretende Narbe zu erzielen, muß die Wunde mehr als einmal aufgeschnitten werden. Eine Frau, die in dieser Art Toilette macht, bietet, wie man sich denken kann, einen widerlichen Anblick, denn überall rinnt und tröpfelt das Blut vom Körper herab. Jede dieser Narben führt einen besonderen Namen, je nach dem Körperteile, auf welchem sie angebracht ist. Die Frauen werden gekauft: nur ein Huhn ist der herkömmliche Preis, den die Eltern der Braut erhalten. Die Anhänglichkeit zwischen Müttern und Kindern ist außerordentlich stark. Erwachsene Männer wenden sich, Tröstung suchend, an ihre Mutter.

Die Magandscha bearbeiten das Eisen, weben Baumwolle, flechten Körbe und treiben Ackerbau. Alle ziehen zur Arbeit hinaus auf das Feld, und es ist kein ungewöhnlicher Anblick, daß Männer, Frauen und Kinder den Boden bestellen, während die Säuglinge in der Nähe unter einem schattigen Busche liegen. Soll ein neues Stück Land urbar gemacht werden, so werden die Bäume mit den kleinen Äxten aus weichem inländischen Eisen gefällt, die Stämme und Zweige dann aufgeschichtet und verbrannt und die Asche über den Boden als Düngemittel verstreut. Auf diesem fruchtbaren Grunde gewinnen sie reiche Ernten von Moorhirse (Durrha, ägyptisches Korn, Holcus Sorghum), Bohnen, Erdnüssen, Hirse, Yamswurzeln, Reis, Melonen, Gurken, süßen Kartoffeln, Baumwolle, Tabak, Hanf und Mais. Die Dörfer, bei denen diese Felder liegen, sind gemeiniglich mit einer dichten Hecke von stachligen Euphorbien eingezäunt. Diese giftigen Bäume mit ihrem düsteren Schatten schützen das Dorf gegen die feindlichen Pfeile, und da unter ihnen kein Gras gedeiht, so kann dieses auch nicht zum Schaden des Dorfes angezündet werden. Denn auch dies ist gebräuchlich, und schon oft ist es in den Kriegszügen vorgekommen, daß mittels des dürren, in Brand gesetzten Grases ganze Ortschaften vernichtet wurden. Am Ende des Dorfes liegt der Platz oder Boalo; er ist mit schattigen Bäumen bestanden und dient zu den Zusammenkünften der Einwohner, die unter Gesang, Tanz und Biertrinken hier in den schönen Mondnächten stattfinden. Das ist echt afrikanisch, und diesen afrikanischen Anstrich zeigt auch die Gewerbthätigkeit des Volkes. In bezug auf Töpferwaren und Eisenarbeiten findet sich keinerlei Unterschied von andern Neger- oder Kaffernvölkern. Die Grobschmiede schmelzen mittels Holzkohlen aus den Eisenerzen der Berge ihr Schmiedeeisen in einfachen Wolfsöfen aus, mit gewöhnlichen Blasebälgen wird es wiederum ins Glühen gebracht und nun auf dem Amboß mit Hammer und Zange zu Äxten, Hacken, Ringen, Pfeilspitzen und dergleichen verarbeitet, in derselben urtümlichen Weise, wie unsre eignen Vorfahren vor zweitausend Jahren es auch machten. Was die Töpferei betrifft, die auf derselben niedrigen Stufe steht, so sind ihre Koch-, Wasser- und Getreidetöpfe mit Graphitmalereien geschmückt; auch flechten sie hübsche Körbchen aus Bambus und stricken Netze aus den Fasern der Buasepflanze, welche sie selbst benutzen oder an die Fischer der Seen gegen getrocknete Fische und Salz vertauschen. Ein bedeutender Teil des Handels zwischen den Dörfern der Eingebornen wird auf dem Wege des Tausches mit Tabak, Salz, gedörrten Fischen, Häuten und Eisen betrieben.

Eine günstige Vorstellung von den Mangandscha erweckt uns ihre Rechtspflege. Die darauf bezüglichen Mitteilungen verdanken wir Rowley. Glaubt jemand von einem andern ein Unrecht erlitten zu haben, so verlangt er von ihm zunächst eine Entschädigung. Wird eine solche verweigert oder ungenügend befunden, so ruft der Kläger den Beklagten vor ein „Mirando“ oder öffentliches Gericht, dem ein Häuptling vorsitzt, wenn beide Parteien dem nämlichen Dorfe angehören, während die beiden betreffenden Häuptlinge die Verhandlungen leiten, sollte der Verklagte einer andern Gemeinde angehören als der Kläger. Bei einer solchen Verhandlung, der Rowley beiwohnte, trat zuerst eine Art von Gerichtsperson auf, die vor den Anwesenden die Ursache des Rechtsstreites erzählte und damit schloß, daß der Kläger nun selbst seine Beschwerde vorbringen möge. Dieser behauptete, daß seine Schwester eine Zeitlang bei dem Beklagten gelebt und für ihn gearbeitet habe, dann aber verschwunden sei, wahrscheinlich, weil jener sie in die Sklaverei verkauft habe. Der Beklagte leugnete letzteres und gab vor und behauptete, das Frauenzimmer habe ihn nach empfangenem Lohn am Ende der Dienstzeit verlassen. Hierauf traten die Freunde beider Parteien auf; die einen, um den Verdacht zu bestätigen, die andern, um den Beklagten zu entlasten. Da sich die Zeugen ziemlich die Wage hielten, so schlug der Beklagte zuletzt ein andres Beweisverfahren vor, nämlich das Gottesgericht. Er erklärte sich bereit, seine Unschuld durch das Trinken des Muawe oder Giftbechers zu beweisen. Das Verfahren ist sehr einfach: bricht der Angeschuldigte das getrunkene Muawegift wieder aus, so wird er für schuldlos gehalten, im Gegenteil erachtet man jedoch den Beweis der Schuld für hergestellt. Der Glaube an die Gerechtigkeit dieses Verfahrens steht bei allen Mangandscha fest, und selbst die Häuptlinge sind dem Gebrauche unterworfen. Möglich ist, daß die Ärzte, welche das giftige Getränk mischen, auf irgend eine Weise die Unschuldigen retten; woraus jedoch das Gift selbst besteht, konnten die Reisenden trotz aller Bemühungen nicht erfahren, da die Eingebornen hierüber das strengste Schweigen beobachteten. Weiber, die wegen Hexerei zum Tode durch das Muawegift verurteilt werden, setzen sich auf den Boden nieder und wehklagen dort zwei Tage lang. Die Verse ihres Trauergesanges endigen stets mit den Vokalen a—a—a oder o—o—o. Nach ihrem Tode wird alles in ihren Hütten vorrätige Bier oder Mehl vernichtet und die Wasser- und Kochtöpfe zerschlagen. Männer und Frauen tragen um ihre verstorbenen Verwandten Trauerzeichen, welche in schmalen Palmblätterstreifen bestehen, die sie um den Kopf, Arme, Schenkel und Nacken so lange tragen, bis sie von selbst wieder abfallen. In dem betreffenden Gottesgerichte, dem Rowley beiwohnte, lehnte der Kläger das Muawe ab, und das versammelte Mirando gelangte zu dem Urteile, daß der Kläger seine Beschwerdepunkte nicht bewiesen habe, daher mit seinen Forderungen abzuweisen sei. Wirklich ergab sich etliche Zeit später, daß das vermißte Mädchen in einem entfernten Dorfe Unterkunft gefunden hatte und nicht mehr zu ihrem Bruder zurückkehren wolle. Hätte das Mirando den Beklagten schuldig befunden, so würde er dem Kläger wahrscheinlich eine Ziege als Ersatz für die vermißte Schwester haben zahlen müssen.

Bisweilen nehmen die Mangandscha ihre Zuflucht zur Magie, um einen Verbrecher zu entdecken. Der Medizinmann oder Zauberer wird herbeigerufen. Er versammelt die Dorfschaft unter einem Feigenbaum, wo er nach Aufführung von allerhand Gaukeleien zwei $1 \frac{1}{4}$ m lange Stäbe hervorzieht. Je zwei der jüngeren Männer müssen einen dieser Stäbe ergreifen. Der Medizinmann beginnt nun seine Beschwörungen, begleitet mit Tänzen und allerlei anderm Schnickschnack. Es währt nicht lange, so spüren die Leute, welche die Stäbe halten, Zuckungen in Armen und Beinen. Die Stäbe fangen an sie fortzuziehen, indem sie sich um einen Schwerpunkt drehen, kurz, es treten ähnliche Erscheinungen auf, wie wir sie vor mehreren Jahren in Europa bei dem berühmten „Tischrücken" sahen. Fort geht es durch Gras und Busch, bis endlich einer der Stäbe die Wohnung des Schuldigen erreicht, der auf diese Weise entlarvt wird. In einem Falle, dem die Missionäre als Zeugen beiwohnten und bei dem es sich um den Diebstahl von Gartenfrüchten handelte, wurden die Stabträger von der magischen Kraft an die Hütte einer Sklavenfrau des Häuptlings gewirbelt. Die Frau war anwesend, beteuerte jedoch ihre Unschuld und erklärte sich bereit, sie gottesgerichtlich zu erhärten. Der Diebstahl von ein wenig Korn erschien jedoch zu geringfügig, um ein Menschenleben aufs Spiel zu setzen; es wurde daher der Frau gestattet, das Muawe durch Prokuration trinken zu lassen. Sie holte sogleich einen Hahn, in dessen aufgesperrten Schnabel das Gift hineingegossen wurde. Der Vogel lag einige Minuten still; dann gab er das Gift wieder von sich und erhob sich mit einem kräftigen Hahnschrei, worauf die Gemeinde die Frau für unschuldig erkannte. Obgleich hier also zwei Entscheidungen vorlagen, die, beide auf übernatürlichem Wege erlangt, sich trotzdem gegenseitig widersprachen, so waren doch die Leute dadurch keineswegs in ihrem Aberglauben erschüttert worden, sondern betrachteten die gottesgerichtliche Entscheidung nur wie den Spruch einer höheren Instanz.

Die Mangandscha glauben an ein höchstes Wesen, das sie Mpambe nennen; bei den benachbarten Ajawa heißt es Mulungu. Beide verehren es als einen gütigen Gott; denn nach ihren Vorstellungen kommt alles Unheil von den schadenstiftenden Geistern, den Mfiti. Eine Art gottesdienstlicher Verehrung tritt ein zur Zeit der Dürre und des Mißwachses. Ein Häuptling, Namens Tschigunda, versammelte seine Gemeinde und zog mit ihr in den Busch, wo ein Platz gelichtet worden war. Dort trat eine Frau, angeblich des Häuptlings Schwester, Mbudzi geheißen, als Priesterin auf. Sie trug in der einen Hand ein Körbchen mit Maismehl, in der andern einen Krug mit Bier (Pombe). Sie ergriff eine Handvoll Mehl, streute es auf den Boden und rief: „Erhöre uns Gott und sende Regen!" worauf die nämliche Formel von der Gemeinde wiederholt wurde. Dann schüttete sie das Bier auf den Grund mit der gleichen Formel, worauf schließlich Tänze die Feierlichkeit beschlossen. Der Zufall wollte damals, daß die Handlung noch nicht beendigt war, als ein Gewitter sich reichlich über die Fluren ergoß, wenn es sich auch später zeigte, daß dieser Niederschlag vereinzelt und ungenügend bleiben sollte.

Spuren eines Glaubens an die Unsterblichkeit fehlen nicht ganz, sie beschränken sich aber darauf, daß man annimmt, die „Schatten“ der abgeschiedenen Häuptlinge vernähmen die Gebete, die man an sie richte, und daß man beim Tode von Häuptlingen Sklaven opferte. So erzählt Rowley; Livingstone dagegen gibt an, der Glaube an die Unsterblichkeit sei allgemein verbreitet.

Was wir sonst noch von den Mangandscha zu sagen haben, um das Bild dieses Volkes zu vervollständigen, bezieht sich auf ihre arge Völlerei. Sie sind nämlich leidenschaftliche Biertrinker. Da sie keinen Hopfen oder andre das Gebräu konservierende Stoffe besitzen, sind sie genötigt, ihre Vorräte schnell wegzutrinken, damit sie nicht verderben. Dann findet für das ganze Dorf eine große Festlichkeit statt, an der alles bei Trommelklang und Tanz Tag und Nacht teil nimmt und sich der ausgelassensten Fröhlichkeit hingibt, derart, daß Livingstone darüber erstaunt war; denn während seines sechzehnjährigen Aufenthaltes in Afrika hatte er niemals eine so große Menge Betrunkener gesehen als gerade hier. In einem Dorfe fanden die Reisenden die ganze Einwohnerschaft völlig berauscht, kein Mann war zu sehen, und nur einige Weiber saßen unter einem Baume, um dort die letzten Bierreste zu vertilgen. Das Mangandschabier ist fleischfarben und hat die Beschaffenheit des Haferschleims. Man bereitet es aus dem Mapirakorn (Moorhirse, Holcus Sorghum), welches man keimen läßt, trocknet, zu Mehl reibt und dann kocht. Nach ein oder zwei Tagen ist die Flüssigkeit süß, mit einem angenehmen, leicht säuerlichen Beigeschmack, der sie namentlich in dem heißen Klima beliebt macht. Übrigens scheint es, als ob durch dieses Bier die Gesundheit keineswegs verkürzt oder Krankheiten hervorgerufen werden, denn nirgends fanden die Reisenden so viele alte, grauhaarige Leute, als gerade hier, im gelobten Lande des Negerbieres, das man ihnen übrigens in jedem Dorfe gastfreundlich zur Erfrischung entgegentrug. Jedoch leiden die Mangandscha an Hautübeln, namentlich an Geschwüren, die oft ihren ganzen Körper bedecken, und an der Leprose. Livingstone traf auch einen Blatterkranken.

Neben der Völlerei ist der Sklavenhandel als zweites Laster der Mangandscha anzuführen. Wenn dieser auch nach außen hin durch englische Kriegsschiffe abgeschnitten werden sollte, so wird er doch im Innern des Landes stets weiter dauern. Solange die Europäer schon wegen der klimatischen Verhältnisse über das Zentrum des schwarzen Kontinents keine Macht gewinnen können, solange ist es eine Illusion, zu glauben, man könne die Sklaverei in Afrika ganz abschaffen. Die Mangandschahäuptlinge verkaufen ihr eignes Volk; doch suchten sie diesen Handel zu entschuldigen, indem sie bemerkten: „Wir verkaufen nicht viele und nur solche, die ein Verbrechen begangen haben.“ Gewöhnlich werden nur Leute aus den niedrigsten und verderbtesten Klassen zu Sklaven gemacht, und daher findet man unter diesen so viele schlechte Subjekte; doch verkauft man auch die der Hexerei Verdächtigen, und einzeln stehende Waisen verschwinden, ohne daß man weiß, wohin sie gekommen. Die Versuchung für die Mangandschahäuptlinge, ihr Volk zu verkaufen, ist auch sehr groß; denn Elfenbein gibt es bei ihnen wenig und Menschen sind oft der einzige Artikel, für welchen sie fremde Waren erhalten

können. Das weiß das benachbarte Volk der Ajawa und bringt daher Zeug, Messing, Ringe, Töpferwaren und selbst hübsche Mädchen in die Mangandschalande. Für 3 m Zeug erhalten sie einen Mann, für 2 m ein Weib und für 1 m ein Kind, die dann an die Portugiesen verhandelt werden.

Die Reisenden verfolgten den Weg, welcher jenseit der Katarakte am Schire aufwärts nach Norden zu führt. Der Fluß bildet hier einen kleinen See, den Pamalombe, der von guten Fischen wimmelt und bei zehn englischen Meilen Länge fünf bis sechs breit ist. Seine Ufer sind niedrig und dicht mit Papyrusrohr bestanden; nur im Westen erhebt sich eine nach Norden zu verlaufende Bergkette. Bei dem Dorfe des Häuptlings Muana Moesi, das etwa noch einen Tagemarsch vom Njassa entfernt liegt, erzählte man den Reisenden, es gäbe gar keinen großen See hier in der Nähe; der Schire flösse noch in derselben Weise „zwei Monate“ weit fort und käme dann zwischen zwei senkrechten Felsen hervor, welche fast bis in die Wolken reichten. Doch ließen sich die Reisenden, welche an derlei Berichte schon gewöhnt waren, hierdurch nicht abschrecken.

Der Häuptling ließ etwas Mehl zum Geschenke herbeibringen und setzte sich gegen Abend einige Zeit zu den Fremdlingen, dann entfernte er sich und wünschte ihnen gute Nacht. Bald darauf hörten die Reisenden einen gräßlichen Schrei, dem das Gewimmer einer Frauenstimme folgte. Es rührte von der ersten Frau Muana Moesis her, welche am Flusse während des Badens von einem Krokodil ergriffen und zerfleischt worden war. Das Wehgeheul der Frauen im Dorfe dauerte die ganze Nacht hindurch; am andern Morgen erschienen dann noch mehrere Frauen, die alle in der unzweideutigsten und herzlichsten Weise ihren Kummer zu erkennen gaben. Gleich kam bei diesem Todesfalle der Aberglaube wieder ins Spiel; denn der Häuptling erzählte seinen Nachbarn, „daß weiße Männer in sein Dorf kamen, sich an dem Platze, wo sein Weib Wasser holte und badete, wuschen und sich dabei mit weißer Medizin (Seife) einrieben. Sein Weib sei darauf von dem Krokodil verschlungen worden: ob dieses im Zusammenhang mit der gebrauchten Medizin stehe, könne er jedoch nicht sagen.“ Die Schwarzen fürchteten sich nun vor den Europäern und flüchteten, als diese durch das Dorf zurückkehrten, bei ihrer Annäherung. Nur die Weiber blieben zurück.

Endlich, am Mittag des 16. September 1859, entdeckte Livingstone den Njassasee, auf dessen südliches Ende er unter 14° 25′ südl. Breite und 35° 30′ östl. Länge traf, da, wo der Schirefluß ihn verläßt. Das Thal ist hier etwa zwölf englische Meilen breit und von Hügeln eingefaßt; allein der Qualm brennenden Grases verhinderte die Reisenden, weit zu sehen.

Am Njassasee läuft einer der bedeutendsten Sklavenwege aus dem Innern vorüber; andre kreuzen den Schire weiter unterhalb, wieder andre gehen über den Njassasee selbst. „Wir hätten“, bemerkt Livingstone, „diese Sklaven befreien können, allein wir wußten nicht, was wir nachher mit ihnen anfangen sollten.“ Wie wir sehen werden, jagten die Reisenden im Verein mit mehreren Missionären später den Händlern eine ganze Karawane ab. Jene Sklaven bei Mosankas Dorfe wurden alle in der Sklavengabel geführt, einem dicken,

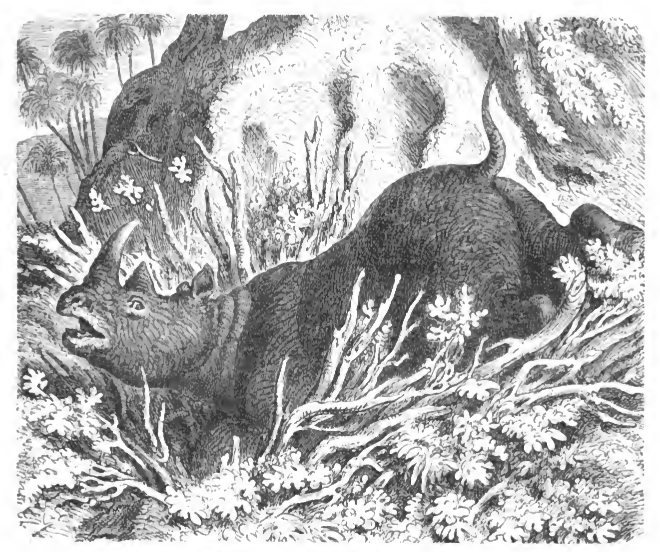
in zwei Enden auslaufenden Stocke, in welchen der Hals der Unglücklichen eingeklemmt wird. Es ist dieses ein afrikanisches Instrument, das eine weite Verbreitung durch den ganzen Kontinent aufzuweisen hat. Am oberen Weißen Nil und an der Westküste ist es genau so gestaltet wie am Schire, wie denn überhaupt sehr viele Gerätschaften der verschiedensten afrikanischen Völker miteinander übereinstimmen.

Livingstones Aufenthalt am Njassasee war diesmal nur ein kurzer. Wir werden ihn jedoch später längere Zeit dort verweilen sehen. Er eilte schnell zurück, um dem Volke zu zeigen, daß er nicht wegen des Sklavenhandels gekommen, und auch deshalb, um die zurückgebliebene Schiffsmannschaft zu überwachen, die während seiner Abwesenheit leicht Ungebührlichkeiten begehen konnte, welche ihm geschadet hätten.

Nach einer Fußreise von 40 Tagen langten die Reisenden am 6. Oktober 1859 wieder bei ihrem Schiffe an. Ihr Zustand war ein sehr kläglicher, da sie an einer Vergiftung erkrankt waren, die sie sich durch die Unvorsichtigkeit des Koches oder durch den Genuß giftiger Kassava (Jatropha maligna) zugezogen hatten. Von letzterer Wurzel, die eine windenartige Pflanze treibt, gibt es zwei Arten, deren eine giftig, in Wasser gekocht, ihre schädlichen Bestandteile verliert und dann gutes Mehl liefert. Diese ist leicht an dem bitteren Geschmacke zn erkennen; allein möglicherweise enthält, wie Livingstone meint, auch die süße Art etwas Gift. Nicht nur Afrika, sondern auch andre Länder besitzen die nützliche Kassava, die in der That als eine tropische Kartoffel bezeichnet werden kann.

Bei dem Aufsteigen aus den Niederungen in das 1000 m hohe Bergland, oder beim Erreichen des tiefen Schirethales machte sich stets ein starker Wechsel des Klimas bemerklich. Oben war es kühl und frisch, unten dagegen drückend heiß. Von Schibisas Dorf aus wurden Dr. Kirk und der Ingenieur Rae direkt in westlicher Richtung nach Tete gesandt. Sie hatten eine außerordentlich beschwerliche Reise, denn jener Landstrich ist nur wenig bewässert, die Tsetsefliegen sind in großer Menge vorhanden, und das flache, nur von Mopanebäumen bestandene Land zeigt wenig Schatten, denn das Laub derselben ist nur sehr dünn. Auch Livingstone und seinem Bruder Karl ging es nicht besser. Ihre Vorräte waren aufgezehrt, mit Ausnahme des Thees und des gesalzenen Fleisches. Die Eingebornen verkauften freilich etwas Geflügel, Bohnen und Mapirakorn, allein letzteres war in keiner Weise für den europäischen Magen dienlich, soviel Mühe der Koch sich auch mit dessen Bereitung in den verschiedensten Formen gab.

Am 2. Februar 1860 war Livingstone wieder in Tete, seinem alten Reise-Ausgangspunkte, wo er sich abermals zum Aufbruche rüstete, um in das Makolololand zurückzugehen. Da jedoch die nasse Jahreszeit manche Ungelegenheiten verursachte und jenseit der Kebra-basa-Fälle in dieser Periode für eine zahlreiche Begleitung schwerlich genug Wild und Mehl zu erhalten war, weil man die Ernte noch nicht eingebracht hatte, so verschob er den Aufbruch auf den Mai.



Rhinozeros, in eine Fallgrube einsinkend.

VIII.

Reisen am mittleren Sambesi.

Das Tierleben am Sambesi. — Der Handel mit Elfenbein. — Livingstones Reise stromaufwärts. — Der Häuptling Sandia. — Die Völker am Flusse. — Die Mosi=wa=tunya=Wasserfälle. — Sekeletu und seine Makololo; ihre Vielweiberei, Rechtspflege, Tracht, Hüttenbau und Arzneikunde. — Die Missionäre in Linyanti und ihr Untergang. — Livingstones Rückreise nach Tete. — Tabaksbau am Sambesi.

Zwei Gründe lagen vor, weshalb Livingstone sich entschloß, jene Gegenden wiederum aufzusuchen, welche er bereits früher durchforscht und genau kennen gelernt hatte. Er ging abermals nach dem mittleren Sambesi in das Land der Makololo, und zwar zunächst, um diejenigen Eingebornen, welche ihm auf seiner früheren großen Reise aus dem Innern bis Tete gefolgt waren in ihre Heimat zurückzuführen, und dann, um sich von dem Zustande und den Fortschritten der Mission zu überzeugen, welche auf seine Veranlassung hin im Makololande errichtet worden war. Das erste führte er denn auch glücklich aus; in dem zweiten Falle machte er jedoch trübe Erfahrungen.

Der Sambesi, dem entlang die Reisenden zogen, kommt tief aus dem Innern des Erdteils und führt meistens durch wohlbevölkerte Landschaften, in denen Menschen der großen Kaffernfamilie wohnen, die oft von fern her zu dem belebenden Wasser gezogen kamen. Auch die Tiere richten sich wie die Menschen nach dem Wasser, ja sie sind oft das Anzeichen, daß man in dürren Gegenden auf das Vorkommen des notwendigen Lebenselementes rechnen darf. Dies wissen die Einwohner recht gut, und sie haben sich danach eine Art Skala zurecht gemacht. Die Gegenwart des Gemsbockes, des Springbockes oder Elefanten deutet nicht auf Wasser, denn diese Tiere streifen über weite Landstrecken hin. Dagegen zeigen Rhinozeros, Büffel, Zebra und Pallah-Antilope stets dessen Vorhandensein, da sie nie weit über einen bestimmten Bezirk hinausgehen. Hört man jedoch den lieblichen Gesang der Vögel, so darf man sicher auf Wasser rechnen.

Die Jagd wird von allen Anwohnern des Sambesi auf das eifrigste betrieben, und sie bedienen sich dabei verschiedener Methoden. Am gefahrlosesten ist die Jagd mittels Fallgruben, die auf mancherlei Art hergestellt werden. Diejenigen, welche man für Nilpferde, Elefanten und Rhinozeronten herstellt, sind nicht sehr tief, da schon die Schwere des hineingestürzten Tieres dieses am Entrinnen und Hinausspringen verhindert. In der Mitte derselben wird ein starker, $1\frac{1}{3}$—$1\frac{2}{3}$ m langer und zugespitzter Pfahl eingerammt, auf welchen das Tier stürzt und sich aufspießt. Die Gruben, meist am Wechsel der Tiere, wo diese zur Tränke gehen, aufgestellt, werden sorgfältig mit Erde, Reisig und Blättern überdeckt, so daß sie von dem umgebenden Erdreiche kaum zu unterscheiden und auch schon Menschen gefährlich geworden sind.

Das wertvollste Wild, welches in diesen Gruben gefangen werden kann, sind die Elefanten, deren Zähne um hohen Preis verhandelt werden, und deren Fleisch eine ganze Dorfschaft zu sättigen vermag. Doch der Elefant, der einmal mit einer Fallgrube in Berührung kam, ist gewitzigt und geht schwerlich jemals wieder in eine solche, wenn er noch zur rechten Zeit entrann, gerade so wie eine alte Ratte, die einmal in eine Falle geriet und wieder entwischte.

Durch das beständige Jagen sind natürlich die Tiere scheu geworden, und an manchen Stellen, wo der Reisende glaubt Hunderte finden zu können, trifft er nur auf kleine Trupps. In der That haben sie auch an Zahl sehr abgenommen, wenn auch an ihre gänzliche Ausrottung noch nicht zu denken ist. Die Menge Elfenbein, welche auf die Märkte gebracht wird, beweist, daß alljährlich mindestens 30000 afrikanische Elefanten getötet werden.

Die Zähne dieser Elefanten sind die größten und zugleich härter und von gedrungenerem Korn als die asiatischen, hingegen sind sie zuweilen rissig. Die Zähne der jüngeren Tiere haben noch viel hohlen Raum, der sich erst mit dem Alter immer mehr und mehr mit Zahnmasse ausfüllt; völlig ausgewachsene Tiere haben $1\frac{1}{2}$—2 m lange Zähne von ca. 50 kg Schwere; häufiger findet man jedoch solche von jüngeren, die nur eine Länge von 1—$1\frac{1}{2}$ m haben und bis 30 kg schwer sind. Stücke von 2—3 m Länge und 75—85 kg Gewicht gehören zu den Seltenheiten. Die asiatischen Zähne sind überhaupt nur 1—$1\frac{1}{2}$ m lang und 25—30 kg schwer. Beim Einkauf wählt man

hauptsächlich solche Zähne, welche dick, nicht sehr krumm, wenig hohl und ohne Risse und Sprünge sind. In Afrika unterscheidet man Brindschi oder Zähne, welche über 7,5 kg schwer und fehlerfrei sind; zersprungene Zähne, welche wohl das Gewicht, nicht aber die Güte und deshalb nur 3/4 des Wertes der ersteren haben; Sonnenzähne, Maschmusch, d. h. solche, welche von gefallenen Tieren aufgefunden und gesammelt worden und durch Sonne und Regen verdorben sind; ihr Wert beträgt 2/3 der ersteren, und kleine Zähne, Klindsche, d. h. solche unter 7 1/2 kg Gewicht, sie haben nur den halben Wert der großen. — Sehr viel Elfenbein wird über Kairo und Alexandrien ausgeführt, es kommt dorthin aus den Ländern südlich von Ägypten auf dem Nil, und ist Chartum der Hauptstapelplatz für diesen Artikel im Innern; von hier aus werden jährlich für 900000 Mark Elfenbein ausgeführt. Der Ertrag von Elfenbein am Weißen Nil soll sich neuerdings auf 3000—3500 Kantar (1 Kantar = 44 1/2 kg) belaufen, im Werte von ungefähr 1200000 Mark. Für Innerafrika ist Timbuktu der Hauptplatz, und die Zähne gehen von hier nach Lagos im Busen von Guinea und nordwärts nach Tunis und Tripolis; von diesen Häfen aus gehen jährlich über 30000 kg Elfenbein, von Angola dagegen 100000 kg Elfenbein in den Handel. Die Elfenbein- oder Zahnküste in Oberguinea hat ihren Namen von der bedeutenden Ausfuhr des Elfenbeins. — Die Republik Liberia an der Westküste Afrikas führte 1859 schon 1150 kg Elfenbein aus. Was Südafrika anlangt, so soll die Ausfuhr aus Kapstadt nur wenig betragen. Dagegen betrug die Ausfuhr an Elfenbein aus Sansibar 1850 schon 244300 kg im Werte von 146666 Pfd. St. Alles dieses Elfenbein wird aus dem Innern von Afrika dorthin gebracht zum Austausch gegen Baumwollenstoffe, Glasperlen und Messingdraht. Die etwas weiter nördlich auf dem Festlande liegende Stadt Pangani soll jährlich 17500 kg Elfenbein ausführen. Im nördlichen Teile Innerafrikas handelt man das Elfenbein gegen blaue Glasperlen und erhält für 0,5 kg von diesen einen Zahn von 25—30 kg Gewicht. —

Einer der gefährlichsten Dickhäuter am Sambesi ist das schwarze Rhinozeros mit zwei Hörnern, welches in Südafrika Keitloa heißt. Es ist an der Schulter gewöhnlich an 2 m hoch und trotz seines schweren und plumpen Baues sehr behend. Die Haut ist etwa halb so dick wie die des Flußpferdes, aber sehr zähe und vom dichtesten Gewebe, so daß sie, wenn sie getrocknet und geglättet ist, wie Horn aussieht. Die Falten des ostindischen Rhinozeros fehlen bei der schwarzen afrikanischen Art, und die Haut sitzt so glatt am Körper, wie die des Büffels. Diese schwarze Art mit zwei Hörnern ist äußerst bösartig und gehört zu den wenigen Tieren, die gewöhnlich zuerst zum Angriff schreiten. Das Rhinozeros betrachtet alle Geschöpfe als Feinde, und obgleich es weder scharf sieht noch hört, hat es doch einen so feinen Geruchssinn, daß es bei günstigem Winde einen Fremden auf 300—400 m entdeckt. Auch Livingstone sollte die Wut dieses Tieres kennen lernen, als er harmlos durch ein Dornengebüsch seine Straße verfolgte. Ist das Reisen in einem solchen an und für sich pfadlosen Dickicht schon beschwerlich, so wird es durch die zahlreichen Wildpfade auch noch gefährlich, denn seine Begleiter mußten getrennt

voneinander gehen. Livingstone befand sich allein auf einem solchen Pfade und wäre bei einem Haar das Opfer eines wütend auf ihn einstürzenden Rhinozeros geworden. Sonderbarerweise stand das erregte Tier wenige Schritte vor dem Reisenden plötzlich still und ließ ihm Zeit, zu entfliehen. Bisher war Livingstone gewöhnlich unbewaffnet gegangen, allein er ließ sich diese Gefahr zur Lehre dienen und ging seitdem nie wieder ohne sein Gewehr.

In der Regel stürzt das Rhinozeros auf den Gegenstand, den es riecht, aber nicht sieht, los. Ist also, wie in diesem Falle, das Tier im hohen Grase oder dichten Gebüsch verborgen und riecht es einen Mann, der über dem Winde ungesehen vorbeizieht, so wird es auf diesen Gegenstand, den es gewittert hat, mit drei lauten Pfiffen, wie der aus dem Ventil herausströmende Dampf sie hervorbringt, wütend losgehen. Man sieht diese Tiere gewöhnlich paarweise, oder Männchen, Weibchen und Kalb zusammen; die Mutter ist sehr zärtlich, dabei aber wachsam und wild. Das Rhinozeros pflegt nach Sonnenuntergang zu trinken. In dieser Zeit kommt es aus seinem Tagesversteck, das gewöhnlich abseits vom Flusse liegt, zu diesem. Es nähert sich dem Wasser auf regelmäßigen Pfaden, die es selbst gemacht hat, wählt aber nicht immer denselben Weg. Hat es getrunken, so zieht es sich gewöhnlich zu einer bestimmten Stelle unter einem Baume zurück. An solchen Stellen bilden sich große Düngerhaufen. Der Jäger benutzt diese Eigentümlichkeit des Rhinozeros und stellt ihm auf dem Wege zu seinem Ruheplatze Fallen; doch muß er dabei mit der größten Vorsicht verfahren, weil das Tier außerordentlich schlau ist und einen sehr feinen Geruch hat. Man gräbt mitten auf seinem Wege und in der Nähe des Baumes, den es täglich besucht hat, eine Grube, die nach Art der früher beschriebenen verdeckt wird. Das hineingestürzte Tier tötet man mit der Lanze.

Flußpferde sind im Sambesi so häufig wie im Schire. Eine Barre aus schwarzem Basaltgestein durchsetzt den Fluß am Einfluß des Sindschere, allein sie hat zwei 40—55 m breite Öffnungen. Unterhalb derselben traf Livingstone eine Herde Flußpferde auf einer Sandbank, wo sie sich sicher zu fühlen schienen. Die Jungen spielten wie junge Hunde miteinander, kletterten auf den Rücken ihrer Mutter, versuchten sich mit den Kiefern festzuhalten und plumpsten wieder ins Wasser hinab. Einer der schwarzen Begleiter watete durch den Fluß bis auf etwa 20 m Entfernung von der grausigen Herde und schoß den Vater derselben, der sehr fett war und den Fluß hinabschwamm, worauf er im nächsten Dorfe geborgen wurde. Die Männer stopften sich buchstäblich mit dem Fleische voll und schnitten den Rest in breite Streifen, die sie auf hölzernen Rahmen über Feuer halb trockneten und halb rösteten.

Neben Zebras und den verschiedenartigsten Antilopen, an denen Afrika so reich ist, findet man zahlreiche Büffel. Beim Jagen trafen die Reisenden einmal auf eine große Herde, die aus dem langen trockenen Grase erschreckt aufsprang, als sie die ersten Schüsse vernahm. Die Makololo, gewöhnt mit Speeren zu jagen, vergaßen häufig die Kugeln in den Lauf zu thun und wunderten sich, wenn beim bloßen Abfeuern des Pulvers die Büffel nicht fielen. Doch tötete man zwei, deren fettes Fleisch einen angenehmen Beigeschmack von Wildbret hatte. Herbeigelockt durch den Geruch des bratenden Fleisches, kam

am Abend ein Trupp heulender hungriger Hyänen an das Lager, um auch ihren Teil an der Mahlzeit zu haben. Sie waren jedoch feige Geschöpfe, die schon ein Feuer abhielt und die nur Menschen oder Tiere überfielen, wenn sie krank oder hilflos waren. Unter den hyänenartigen Tieren ist es namentlich eines, das durch sein Aussehen und seine Lebensweise auffällt. Dies ist der gemalte Hund oder die Jagdhyäne (Hyaena venatica). Eine Hyäne ist er seinem Wesen und Gebaren nach, aber freilich die edelste von allen und als solche gewissermaßen ein Verbindungsglied zwischen der Hunde- und Hyänenfamilie. In Meuten von 10—60 Stück durchjagen diese scharfsinnigen, lebendigen und mutigen Tiere das Innere Afrikas. Wenn sich der Abend herabsenkt auf ihr weites Gebiet, bricht ihre Zeit an. Aber sie sind keineswegs Nachttiere, wie ihre Verwandten, die feigen Hyänen, vielmehr sehr oft auch bei Tage thätig. Sie lauern an den Wasserlachen und Flüssen auf das durstige Wild, welches sich naht, folgen spürend dessen Fährte, treiben es auf und jagen nunmehr hinter ihm drein, bis sie es erreichen.

Den Jagdhyänen erliegt die schnellste, ja sogar die stärkste Antilope. Das Rind, welches sie nicht bewältigen können, verstümmeln sie wenigstens. Die Reisenden, welche sie jagen sahen, schildern es als ein prachtvolles Schauspiel, die bunten, schönen, behenden Tiere ihre Beute verfolgen zu sehen.

Sind auch Affen am Sambesi nicht so häufig als an der Westküste Afrikas, so fehlen sie doch keineswegs. Der Affe gilt in dieser Gegend als heiliges Tier, das man niemals belästigt oder gar tötet, weil die Schwarzen glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren jetzt diese Gestalt angenommen haben, und daß sie früher oder später selbst als Affen erscheinen werden.

Außer den Raubvögeln, die, wenn ein Stück Wild fällt, herbeikommen und ihren Anteil an der Beute suchen, sind die Perlhühner am häufigsten am Sambesi. Der Schilfwald am Ufersaume wimmelt oft buchstäblich von ihnen, und es ist leicht, große Mengen von ihnen zu erlegen und ganze Gesellschaften mit Essen zu versehen.

Von andern Vögeln des Gebietes erwähnen wir die hübschen langschwänzigen Whydafinken, die jetzt auch in unsern zoologischen Gärten häufig angetroffen werden, und den Honigvogel (Indicator). Daß letztere häufig zu Bienenschwärmen führen, weiß jeder Schwarze vom Kap bis zum Senegal und von der Westküste bis nach Abessinien herüber; doch führt der Indikator den ihm folgenden Menschen ebenso häufig auf gefallene Tiere.

Unter den andern Tieren am Sambesi erwähnt Livingstone vorzugsweise Schlangen, Skorpione und Ameisen. Mit den letzteren machte er ganz besonders unangenehme Bekanntschaft und fand Gelegenheit, sie zu beobachten, als er einst sein Lager unter einem großen Feigenbaume aufgeschlagen hatte. Der Boden darunter wimmelt von weißen Ameisen, welche ihre Thonkanäle, die sie vor den Augen der Vögel schützen sollen, über die Erde, an den Baumstämmen aufwärts und an den Zweigen entlang ausgebreitet haben, von denen die kleinen Architekten alles verfaulte oder abgestorbene Holz wegräumen. Sehr häufig bleibt nur die genaue Gestalt der Zweige in Form der Thongänge, während das Holz im Innern bis auf die kleinste Spur weggeräumt wird.

In der ersten Nacht fraßen sich die zerstörenden Insekten durch das Graslager der Reisenden, fielen selbst über deren Decken her, und einige große rotköpfige Individuen bissen selbst in das Fleisch der Schläfer.

Haben wir solchergestalt das reiche Tierleben am Sambesi kennen gelernt, so erübrigt noch, uns mit den Völkern an seinem mittleren Laufe bekannt zu machen, ehe wir dem Reisenden selbst folgen können. Von den Kebra-basa-Fällen bis zur letzten portugiesischen Niederlassung Sumbo wohnen noch Völkerschaften, die gleich jenen am Schire zu den Mangandscha gerechnet werden müssen. Auch das Land Senga, welches nördlich vom Sambesi liegt, gehört noch dieser Nation, wenn auch dessen Bewohner zum Unterschied von den andern Asenga oder Basenga genannt werden. Zwei Oberhäuptlinge, Sandia und Mpende, teilen sich in die Uferlandschaften auf jener Strecke des Sambesi, aber ehemals, zur Zeit des großen Häuptlings Undi, waren alle Mangandschastämme unter dessen starker Regierung vereinigt und nahmen ein Reich ein, das vom Schirwasee bis zum Loangwaflusse reichte, der in den Sambesi sich ergießt. Dieses Reich — von einem Staate kann natürlich nicht die Rede sein — welches sich über fünf Breitengrade erstreckte, teilte das Schicksal aller solcher Schöpfungen in Afrika, d. h. es zerfiel mit dem Tode seines Gründers. Gewöhnlich haben die Nachfolger der Eroberer nicht gleich diesem die Kraft, das weite Königreich zusammenzuhalten; die Unterhäuptlinge empören sich und machen sich bald unabhängig. Das ist der normale Zustand afrikanischer „Staaten“, welcher zu vielen zerstörenden Fehden Anlaß gibt.

In der Folge des Marsches hören wir eine Menge neuer Namen von Stämmen der Eingebornen: die Sidima, die Babimpe, die Makoa und die Basisulu oder die Morusuru der Portugiesen. Sie sind sämtlich friedlicher Natur, und Livingstone stand obendrein bei ihnen noch in gutem Gedächtnis. War er doch auf seiner ersten Reise nach der Ostküste durch ihr Land gekommen. Kein „Pflastergeld“, wie es in Afrika Sitte ist, wurde von den Wanderern erhoben; nur erwartete der Häuptling jeder Ortschaft am Wege ein Geschenk als Entschädigung, daß er die Reisenden mit Speise und Trank versorgte, und das erscheint nicht mehr als recht und billig.

Das Volk der Batoka, Batoga oder Bakoba, mit dem wir uns weiter oben schon beschäftigten, zerfällt in zwei verschiedene Abteilungen. Diejenigen, welche in den Niederungen am Sambesi selbst wohnen, sind sehr dunkel und in ihrem Äußern etwas negerartig, während die Batoka der gebirgigen Gegenden lichtbraun oder von Milchkaffeefarbe sind. In Übereinstimmung mit dem Äußeren ist auch der Charakter beider Stämme sehr verschieden, denn die dunkle Abteilung besteht aus sehr beschränkten, stumpfsinnigen Menschen, während die helleren Batoka vergleichsweise intelligent sind. Möglicherweise hat bei ersteren eine starke Beimischung von Negerblut stattgefunden, während die helleren den Charakter der Kaffernvölker, zu denen sie gerechnet werden müssen, reiner bewahrt haben. Wir müssen uns hierbei erinnern, daß von der Südspitze Afrikas bis über den Äquator hinaus zwei Völker wohnen, die der Negerrasse im Norden nach Sprache und Gestalt entschieden nicht angehören, nämlich die Hottentotten und die Kaffern.

Wie fast alle Afrikaner durch irgend einen lächerlichen Gebrauch ihr Äußeres entstellen, so verunstalten sich auch die Batoka dadurch, daß sie die beiden Mittelzähne des Oberkiefers ausschlagen. Dadurch wachsen die entsprechenden Zähne des Unterkiefers, die sonst hinter denen des Oberkiefers liegen, nach auswärts und treiben die Lippe mit vor, wodurch der Mund sehr häßlich wird und Knaben bereits ein altes Aussehen erhalten. Das Ausschlagen dieser Zähne, vielleicht Überbleibsel irgend eines religiösen Gebrauches, findet dann statt, wenn die Knaben und Mädchen in die Reihe der Jünglinge und Jungfrauen aufgenommen werden. Fragt man sie nach dem Grunde dieses albernen Gebrauches, so erhält man eine noch albernere Antwort. Sie sagen nämlich: „Dem Zebra, das oben und unten Zähne hat, wollen wir nicht gleichen. Aber der Ochse hat unten Zähne, oben jedoch keine, und der Ochse ist ein nützliches Tier.“ Letzteres ist nun allerdings der Fall, und wir müssen dabei bedenken, daß weder Pferde noch Kamele bei den Südafrikanern zu finden sind, und daß der Ochse dort als Zug- und Lasttier die allergrößte Rolle spielt. Die Reisenden, welche die Batoka kennen lernten, berichten, daß dieser Gebrauch wol kaum durch Gewaltmittel ihnen ausgetrieben werden könne. Mädchen und Knaben erscheinen plötzlich mit ausgeschlagenen Oberzähnen, ohne daß man weiß, wer diese Verunstaltung zuwege gebracht hat.

Was sonst das Äußere dieses Volkes betrifft, so ist von Kleidung nicht viel zu bemerken; dagegen verdient die Anordnung des Haares unsre Aufmerksamkeit. Und wie sollten diese Afrikaner auch nicht gleich allen ihren Landsleuten diesen wesentlichen Schmuck des Körpers besonders hochachten? Wunderbar sind in der That die Anstrengungen, die ein Batoka macht, um sein Haar möglichst unnatürlich zu gestalten. Sie werden solange gedreht und mit Fett geknetet, bis auf dem Scheitel schließlich eine helmartige Haube mit einer Spitze entsteht, die oft merkwürdig hoch ist. So trug der Häuptling eines Batokadorfes eine Haarspitze auf dem Schädel, die mindestens 75 cm hoch war, und die ihm, da er sie nicht beschädigen wollte, vielerlei Unbequemlichkeiten verursachte. Aber Hoffart will Zwang leiden, am Sambesi so gut wie in Europa. Allein man glaube nicht, daß hier eignes Haar allein das turmförmige Gebäude bildete. Der Schwarze hatte verschiedene Tierhaare in den Tempelbau seiner Frisur verwoben, die mit dem natürlichen Haar zusammengefilzt waren. An den Schläfen und im Nacken rasiert man das Haar ab, so daß nur der Scheitel von dem stolzen Gebäude gekrönt ist. Der englische Reisende Baines lernte einen Batoka kennen, der über seiner Frisur noch einen merkwürdigen Kamm aus Bambus trug, welcher weit her vom Schirefluß gekommen war, und dessen Haartour mit ihren beiden Flügeln und dem mannigfachen Geflechte daran wie eine Großmutterhaube mit vielen Schleifen aussah. Der nämliche Batoka war ein vorzüglicher Ruderer, der durch die Stromschnellen des Sambesi, wo diese am ärgsten wirbelten und tobten, mit einer Kaltblütigkeit hindurchfuhr, die selbst einem friesischen Seemanne zur Ehre gereicht haben würde. Aber wie eine Teerjacke liebte dieser Schwarze, dessen Name Mantanyani war, auch den Grog, und ein Glas Rum ging ihm über alles.

Die Batoka sind ein feiges Volk. Sie gehen ihren Feinden sehr gern aus dem Wege und unterliegen deshalb auch leicht. Aber als Jäger können sie sich sehen lassen; auch haben sie, wie Livingstone bemerkt, einige „zivilisierte Ideen“, denn sie pflanzen verschiedene Frucht- und Ölsamenbäume in regelmäßigen Reihen, was kein andrer Stamm thut. Ferner nähern sie sich zivilisierten Nationen noch dadurch, daß sie beständige Friedhöfe haben, die entweder an den Hügelseiten oder unter alten schattigen Bäumen angelegt sind. Sie verehren die Gräber ihrer Vorfahren und pflanzen die größten Elefantenzähne als Denkmäler am Kopfende des Grabes auf oder umzäunen dasselbe mit Elfenbein.

In ihrer Weise können die Batoka für höflich gelten, doch ist die Manier, in der sie ihren Gefühlen Luft machen, in unsern Augen eine höchst komische. Die gewöhnliche Art der Begrüßung der Frauen ist ein langgezogenes Geheul und Zusammenklappen der Hände, während die Männer an ihre Hüften klatschen. Wollen sie sich aber ganz besonders respektvoll erweisen, dann werfen sie sich auf den Rücken, strecken Arme und Beine in die Höhe, rollen sich von rechts nach links, von links nach rechts und schreien aus voller Kehle „Kinabomba! Kinabomba!“ (Vgl. Abb. S. 123.)

Begleiten wir nun kurz Livingstone auf seiner Wanderung nach den großen Mosiwatunja-Wasserfällen, jenem Wunder Innerafrikas, welches sein erstes Ziel war. Zunächst wurde der untaugliche Dampfer „Ma Robert“ aufgegeben. Dieses unglückliche Schiff hatte die Reisenden in ihrem Vordringen bisher mehr gehindert als gefördert, blieb also zurück, weil man damit ohnehin nicht über die Kebra-basa-Fälle kommen konnte. Die Pakete, welche Zeug, Perlen und Kupferdraht enthielten, wurden sorgfältig in Segelleinwand eingenäht; die Makololo — eigentlich nur Leute aus verschiedenen den Makololo unterworfenen Stämmen — wurden bezahlt und bekleidet. Am 15. Mai war alles zur Abreise bereit. Viele Makololo weigerten sich jedoch, mitzugehen, denn sie hatten Verbindungen mit Sklavinnen und wollten diese nicht verlassen, da sie sich in Tete so wohl wie daheim fühlten, obwohl sie wußten, daß weder die Frauen noch die Kinder ihr Eigentum waren. Allerdings sollen nach portugiesischen Gesetzen alle getauften Sklavenkinder frei sein, doch der Gebrauch am Sambesi kümmert sich wenig darum. Hielt Livingstone den Beamten dieses Gesetz vor, so lachten sie und antworteten: „Die Lissaboner Gesetze sind sehr stark, allein ehe sie hierher kommen, haben sie durch die Hitze alle Kraft verloren!“ Endlich brach man auf; aber fast jede Nacht lief einer der Makololo wieder zurück und manche nahmen das Eigentum ihrer Kameraden, in einem Falle sogar jenes Livingstones mit, so daß dieser über die von ihm vorher so sehr gelobten Menschen einigermaßen enttäuscht ward. Ehe man das Dorf des Häuptlings Sandia, nicht weit von den Morumbwafällen, erreichte, lief noch ein „treuer“ Makololo davon, nicht ohne eine Flinte, die natürlich nicht ihm gehörte, mitzunehmen.

Der Häuptling Sandia war auf der Jagd abwesend; allein sein Volk, das bedeutend wohlhabender ist als jenes, dessen Gebiet die Reisenden kurz vorher durchzogen, brachte Bier und verkaufte willig die Landesprodukte:

Geflügel, Eier, Zuckerrohr, Kartoffeln, Erdnüsse, Reis, Mapira u. s. w. Der gestrenge Herrscher dieses Landes geruhte später vor den Gästen, die sein Land durchzogen, zu erscheinen, und nicht wenig waren diese erstaunt, sein biederes Haupt mit einer Perücke geschmückt zu sehen, die aus den Fasern einer aloeartigen Pflanze, der Ife, hergestellt wird. Man färbt sie schwarz und verwendet viel Sorgfalt auf das künstliche Haargebäude, das allerdings mit dem Produkte eines Pariser Coiffeur keinerlei Vergleich auszuhalten vermag.

Das Tragen falscher Zöpfe und Haare in Afrika ist übrigens nicht nur auf diese Gegend beschränkt. Speke und Baker fanden ähnliche Haartrachten am oberen Blauen Nil, und die spanischen Stierkämpfer, die einen künstlichen Chignon aus Seide trugen, sind in dieser Beziehung nicht viel verschieden von dem schwarzen Häuptling am Sambesi, den uns Livingstone schildert.

Sandia gab den Reisenden zwei Führer, mit denen sie am 4. Juni aus dem Elefantenthal aufbrachen, in westlicher Richtung abseits vom linken Sambesiufer vorwärts eilten und diesen Fluß bald darauf in der Nähe der Morumbwafälle erreichten. Nach kurzen Tagemärschen gelangten sie am 7. Juni in die Tschikowa-Ebene. Da hier die Nächte recht kalt waren, litten die Leute darunter, husteten stark und bekamen Fieber. Zuweilen traf man auf einheimische Reisende, deren ganze Habe in der Schlafmatte, dem hölzernen Kopfkissen, einem Kochtopf, Mehlsack, Pfeife und Tabaksbeutel, Messer, Bogen, Pfeilen, sowie zwei kleinen, etwa $^5/_8$ m langen Stäben bestand, mit denen sie Feuer machen, wenn sie sich genötigt sehen, fern von menschlichen Wohnungen zu schlafen. Trockenes Holz findet sich überall in genügender Menge, das Feuer selbst machen sie in folgender Weise. In einen der Stäbe, welcher ein schwammiges Mark enthält, wird eine Kerbe eingeschnitten; man legt ihn dann auf eine am Boden befindliche Messerklinge, woselbst er mit den Zehen festgehalten wird. Dann wird der andre aus sehr hartem Holz bestehende zugespitzte Stab senkrecht in die Kerbe eingeführt und mit den Handflächen so schnell als möglich wie ein Quirl umgedreht. Durch die Reibung erhält man in einer Minute glimmende Kohle, die mit dürrem Grase zu lichter Flamme angefacht wird. Doch ist diese Art, Feuer zu machen, ein saures Stück Arbeit.

Livingstone zog, stets in westlicher Richtung längs dem Nordufer des Sambesi, durch ein wohlbevölkertes Bergland mit einzelnen bis zu 1000 m hohen Gipfeln, durch das Sengaland, bis er am 26. Juni die in Ruinen liegende Stadt Sumbo erreichte, die sich am linken Ufer des Loangwa ausdehnt, da, wo dieser in den Sambesi sich ergießt. In Sumbo finden sich noch viele Ruinen ehemaliger portugiesischer Häuser. Die Kapelle ist ein Steinhaufen mit einer zerbrochenen Glocke; doch die Aussicht von ihr auf die zwei herrlichen Ströme, die grünen Felder, den wogenden Wald und die lachenden Berge ist prachtvoll. Gras und Buschwerk deckt die Ruinen, im Steinwerk nisten Eulen, und Hyänen haben das Heiligtum entweiht. Verfall ringsum! Nach einer offiziellen Mitteilung der portugiesischen Regierung wohnten im Jahre 1862 nur 178 Einwohner in dieser „Stadt", die seitdem wohl gänzlich zerfallen sein wird, da ja auch Tete und Senna, die dem Einflusse der Europäer doch näher liegen, jetzt ganz verlassen sind.

Nach zweitägigem Aufenthalte in Sumbo brach man wieder auf und durchzog ein von wilden Tieren durchschwärmtes Land, etwas landeinwärts und nördlich vom Sambesi gelegen. Man hatte dabei den Mburumapaß zu durchschreiten, in dem viele Schlangen und die Tsetsefliege, der Schrecken aller Reisenden Südafrikas, vorkommen. Bei dem Dorfe Nyampango überschritten die Reisenden am 11. Juli die Mündung des Kafue (Kafwe) in den Sambesi und eilten dann an diesem, der hier eine starke Biegung nach Süden zu macht, weiter fort. Sie waren nun im Baweland. Die Bewohner desselben sind ihrem Ursprunge nach Batoka, nennen sich jedoch selbst Batonga (unabhängige Leute); der Sprache nach sind sie nur wenig von den zwischen Kafue und dem Loangwa wohnenden Bakoa verschieden.

An der Mündung des Sungwe (Mosama, Dela) verließ Livingstone den Sambesi, um an ersterem erst westlich, dann nordwestlich vorzudringen. Dem Laufe des Sungwe folgend, gelangte man nach den 1000 m hohen Batokahochlanden. Hier in der reinen kühlen Luft schauten die Reisenden zurück in die dumpfig heiße Ebene mit dem großen Thal des Sambesi, das meistens nur Wälder mit grasigen Ebenen, doch nur wenig kultivierte Strecken zeigte. In Tyotyo wurde das erste Nachtquartier in den Hochlanden am 28. Juli (also mitten im südafrikanischen Winter) gehalten, und am nächsten Morgen war die Umgebung mit Reif bedeckt und Eiskrusten zeigten sich auf den Wassertümpeln.

Die Hochlande der Batoka fallen nach Westen zu allmählich in das Makololothal ab, und Livingstone näherte sich nun einem seiner Reiseziele, den prachtvollen Mosiwatunjafällen des Sambesi, welche er seinen Reisegefährten zeigen wollte, die so viel von ihm über dieses Wunder Innerafrikas gehört hatten. Am 4. August erreichte man Moatschemba im Norden der Fälle, das erste unter Sekeletus Botmäßigkeit stehende Batokadorf, von wo aus man schon deutlich die noch über 5 deutsche Meilen entfernten Dampfsäulen der Katarakte erblicken konnte.

Endlich, am 9. August 1860 morgens, stand Livingstone wieder vor den von ihm entdeckten Mosiwatunjafällen.

Nach Besichtigung derselben setzte Livingstone seinen Weg den Sambesi stromaufwärts fort, um nach Sescheke zu seinem alten Freunde Sekeletu zu gelangen. Der Einmündung des Tschobi gegenüber machte er bei der Insel Mparira einen kurzen Halt.

Der Häuptling erzählte Livingstone, daß das Makololoreich sich in einem bejammernswerten Zustande befinde, da der Herrscher Sekeletu seit längerer Zeit an Leprose zu leiden habe. Er gab dann den Reisenden zwei Kanoes, um sie nach Sescheke zu fahren; hier, oberhalb der Mosiwatunjafälle, ruderten die Eingebornen in andrer Weise als unterhalb derselben. Sie standen nämlich mit ihren über 3 m langen Rudern aufrecht im Nachen.

Unterwegs erschienen Boten von Sekeletu, welche anzeigten, wie sehnlich ihr kranker Herr den Doktor erwarte. Am 18. August kam man endlich in Sescheke an. Die alte, in Ruinen liegende Stadt steht am rechten Ufer des hier Liambai genannten Sambesi. Das Volk hatte jedoch nahe dabei eine

neue Stadt erbaut, seit der Unterhäuptling Moriantsiane getötet worden war, den man im Verdacht hielt, durch Zauberei Sekeletu mit der Leprose behaftet zu haben. Sekeletu selbst wohnte am rechten Ufer abgesondert, wo er sich von allen Menschen fern hielt und sich dem Volke nicht mehr zeigte, seit er krank geworden.

Die Zeit war schlecht, als Livingstone mit seiner zahlreichen Schar und entblößt von allen Nahrungsmitteln in Seschеke anlangte; das Volk selbst litt Hunger, und es war eine große Gunst, daß Sekeletu ihm einen fetten Ochsen sendete. Nie hatte ihm Fleisch besser gemundet, und das Rindfleisch übertraf an Geschmack alles andre. Er hatte von allen eßbaren Tieren Afrikas gekostet, ausgenommen vom Krokodil, allein selbst das beste Wildbret erschien ihm höchstens annähernd so gut wie Rindfleisch. Den ganzen Tag über strömten Scharen von Besuchern in Livingstones Haus, um ihm ihre Freude über seine Rückkunft zu bezeugen; allein alle waren sehr niedergeschlagen, da eine große Dürre die Ernten zerstört hatte. So war das hungernde Volk gezwungen, im Lande umherzustreifen, um wilde Früchte zu suchen und von der Gastfreundschaft jener zu leben, bei denen die Erdnüsse (Arachis hypogaea) nicht mißraten waren. Diese Erdmandel, Erdeichel oder Erdbohne, die einzige bekannte Art ihrer Gattung, wächst innerhalb der Wendekreise wild und wird wegen ihrer ölhaltigen und eßbaren Samen häufig kultiviert. Bloß die untersten Blüten des zu den Schmetterlingspflanzen gehörigen Gewächses sind fruchtbar, alle übrigen unfruchtbar. Bei ersteren verlängert sich der Blütenstiel nach dem Abblühen bedeutend und senkt sich abwärts, so daß bald die daran befindliche aufgeblasene Hülse den Boden berührt. In diesen drängt sich die Hülse förmlich ein, um unter der Erde die Samen, zwei bis vier an der Zahl, zu reifen. Letztere haben die Größe von Zuckererbsen und sind sehr reich an fettem Öl, das dem Mandelöl an Geschmack gleichkommt.

Sekeletus Krankheit hatte für das Land eine Menge Übelstände im Gefolge. Er selbst glaubte sich behext, hatte deshalb mehrere seiner Unterthanen im Verdacht und einige nebst ihren Familien hinrichten lassen, während andre entflohen waren und in der Verbannung lebten. Das Reich war im vollkommenen Zustande der Auflösung begriffen, eine eigentliche Regierung fehlte. Viele Barotse waren im offenen Aufstande, und die unter Sinamane stehenden Batoka hatten sich unabhängig gemacht.

Sekeletu selbst, der nur seinen Oheim Mamire zu sich ließ, hatte schon dadurch seine Stellung verdorben, daß er die den Makololo unterworfenen Stämme nicht wie sein verstorbener Vater Sebituane gleich diesen behandelte und ihre Töchter heiratete, sondern nur Makololofrauen nahm und auch die Ämter nur an Makololo vergab. Es lag also dort in Innerafrika eine moderne Nationalitätenfrage vor. Die natürliche Folge war, daß Sekeletu unter den Schwarzen sich gründlich verhaßt machte. Über seine Persönlichkeit selbst gingen sonderbare Gerüchte um. Man behauptete, daß seine Fingernägel sich in Adlerklauen verwandelt hätten und daß sein Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt sei. Ja, man fing an zu bezweifeln, daß er überhaupt der Sohn des weisen und tapfern Sebituane sei.

Auch das Makololoreich teilte schließlich das Schicksal aller afrikanischen Reiche. Sekeletu starb im Anfange des Jahres 1864, und ein Krieg brach über die Nachfolge aus. Eine große Anzahl Makololo stand gegen den Onkel Sekeletus, Impololo, auf, der die Herrschaft an sich gerissen hatte, und siedelte mit ihrem Vieh nach dem Njamisee über; dann entstand Revolution, Impololo wurde erschlagen und das Makololoreich zerfiel in lauter kleinere Stammesgenossenschaften.

Als Livingstone in Seschek erschien, hatten die einheimischen Ärzte Sekeletu bereits als unheilbar aufgegeben und dies laut verkündet. An einer alten, von fern her gekommenen Doktorin hing seine letzte Hoffnung. Sie war es, die ihn von aller Welt abschloß und nur seiner Mutter und seinem Oheim gestattete, ihn zu sehen; denn ohne diese Bedingung hatte sie die Vornahme der Heilung verweigert. Nichtsdestoweniger sandte er nach Livingstone, der am folgenden Tage auch mit seinem Bruder und Dr. Kirk zu ihm kam.

Sekeletu saß in einem bedeckten Wagen, der von einem hohen Rohrzaune eingefaßt war. Sein Gesicht war nur wenig entstellt; die einzige Sonderbarkeit an den Händen waren die allerdings sehr langen Fingernägel, die jedoch nicht stark auffallen konnten, da alle höher gestellten Makololo ihre Nägel sehr lang tragen. Er hatte ganz die ruhigen Manieren seines verstorbenen Vaters Sebituane, sprach sehr entschieden, doch mit leiser, angenehmer Stimme und erschien, bis auf die zur Monomanie gesteigerte Idee, daß er behext sei, sehr vernünftig. „Moriantsiane, meiner Tante Mann, versuchte die Zauberkraft erst an seinem Weibe und sie ist leprös ebenso wie ihre Dienerin; dann, als er diesen Erfolg sah, gab er mir eine große Menge gekochtes Ziegenfleisch. Seitdem bin ich nun auch krank. Kürzlich haben sie noch Ponwane getötet und nun bringen sie mich um.“ Ponwane war jedoch am Fieber gestorben. Sekeletu bat um Medizin und ärztlichen Beistand, allein die Europäer weigerten sich, den Fall gleich aus den Händen der schwarzen Doktorin zu nehmen, deren Einfluß man nicht unterschätzen durfte, und die selbst eifersüchtig auf ihre Stellung war und behauptete, den Kranken noch keineswegs aufgegeben zu haben; daß sie jedoch, wenn er binnen einem Monat nicht hergestellt wäre, ihn gern den weißen Ärzten überliefern wolle. Da jedoch Livingstone schon früher wieder aufbrechen wollte, so ersuchte Mamire, Sekeletus Oheim, die schwarze Dame, ihre Kur auf einige Zeit zu unterbrechen. Inzwischen blieb sie jedoch mit vollem Gehalte bei dem Häuptling.

Sekeletu wurde offen mitgeteilt, daß die Leprose in England unbekannt und schwer zu heilen sei; auch sei an Hexerei nicht zu denken, doch wolle man für ihn thun, was möglich sei. Jedenfalls war kein Lohn von der Heilung zu erwarten, wohl aber einiges Risiko, wenn der Herrscher krank blieb. Auch fehlten alle gegen Hautkrankheiten benutzten Mittel in der Reiseapotheke, so daß man sich entschließen mußte, innerlich Jodkalium und äußerlich Höllenstein anzuwenden, welch letzteren Mamire für ein Universalmittel hielt, so daß er bat, den Kranken ganz damit einzureiben.

Livingstone erklärt die Makololo für den unternehmendsten und intelligentesten aller von ihm angetroffenen Stämme. Nur tapfere und ausdauernde

Leute blieben lange bei Sebituane, dem früheren verstorbenen Herrscher, der bekanntlich jeden Feigling vertilgte, indem er jeden im Kampfe Fliehenden niederschlug, und wenn einzelne nach den Wohnungen zurückflüchteten, zu Hause über sie Gericht hielt und dieselben hinrichten ließ.

Die jüngeren Makololo standen in vieler Beziehung hinter ihren Vätern zurück, welche wahrheitliebende, ehrliche Männer waren, die niemals logen und auch nicht stahlen, es sei denn, daß sie das Vieh im offenen Kampfe ihren Nachbarn wegnahmen. Die jüngeren Leute hatten jedoch mancherlei Laster der unterjochten Stämme angenommen, und die älteren fanden es für geraten, die Reisenden vor dem offenen Umherliegen ihrer Effekten zu warnen, da es viele Diebe gäbe. Ein junger Makololo, welcher Livingstone bestahl, wußte sich sehr geschickt zu entschuldigen durch die Erzählung einer plausiblen, jedoch gänzlich erlogenen Geschichte. Auch waren die alten Makololo tüchtige Arbeiter, die jungen dagegen Faulenzer, die alle Geschäfte den Sklavinnen überließen.

So lautete denn des Reisenden Urteil über die Makololo diesmal bedeutend ungünstiger, als während seines früheren Aufenthaltes, und auch die auf Livingstones Betreiben nach Linyanti gegangenen unglücklichen Missionäre sowie der schwedische Reisende Andersson entwerfen von diesem erst so gepriesenen Volke ein sehr ungünstiges Bild. Letzterer bezeichnet sie geradezu als die Plage des zentralen Südafrika: „Das war also das Ergebnis aller Bemühungen Livingstones, bei jenem Volk von Raubzügen abzumahnen. Alle Versprechungen, welche man dem wackeren Entdecker gegeben hatte, waren, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, Täuschungen auf beiden Seiten. Jener Stamm hat, wie ich glaube, dem Dr. Livingstone zweierlei Gesichter gezeigt. Sicherlich besitzt er persönlich großen Einfluß auf die Leute, und wenn er selbst an Ort und Stelle ist, geht ohne Zweifel alles glatt und gut. Aber sobald er den Rücken wendet, bewahrheitet sich das Sprichwort: Wenn die Katze nicht daheim ist, tanzen die Mäuse auf dem Tische. Ein Missionär ist, alles in allem genommen, wenn er auch noch so praktisch und hochgeachtet wäre, niemals geeignet, in die Geheimnisse der Wilden einzudringen. Wir haben dafür genug Beispiele aus allen Ländern, wo Missionäre wirkten, und meine eignen Erfahrungen bestätigen den Satz."

Der alte Sebituane, welcher die Vorzüge erkannte, die manche rivalisierende Stämme vor den Makololo hatten, hielt diese an, die ihnen bis dahin unbekannte Schiffahrt zu erlernen. Die Kanoes, Körbe, Tische und ähnliche Geräte wurden immer noch von den unterworfenen Stämmen verfertigt und die Häuser von den Frauen und Dienerinnen erbaut. Die Makololofrauen sind hübsch, flink in ihrem Benehmen und von angenehm brauner Farbe. Ihre Kleidung besteht aus Schurz und Mantel; doch überladen sie sich mit Zieraten.

Die vornehmste Dame in Seschеke, Sebituanes Schwester, trug 18 fingerdicke massive Kupferringe an jeder Lende und drei unterhalb des Beines, sowie 19 Messingringe am linken Arm und 8 Messing- und Kupferringe am rechten; außerdem einen großen Elfenbeinring oberhalb jedes Ellbogens und Perlenschnüre um Hals und Brust. Das bedeutende Gewicht der Metallringe behinderte ihren Gang und rieb ihr die Haut wund. Allein, wie schon einmal

bemerkt, Hoffart will Zwang leiden, selbst bei den Makololo, und so beklagte die Dame sich denn weder über die Unbequemlichkeit noch über Schmerzen, welche sie durch Umwickeln der Ringe mit Läppchen zu mildern suchte.

Auch die Vielweiberei scheint zur Verminderung der Makololo beizutragen. Die alten reichen Männer, welche genug Vieh besitzen, heiraten alle hübschen jungen Mädchen weg. Ein häßlicher, aber reicher Alter, der so blind war, daß er nur mit einem Führer gehen konnte, hatte zwei der schönsten jungen Weiber, deren eine ein halbes Jahrhundert jünger als er selbst war. Auf die Frage, ob sie ihren Mann auch liebe, antwortete sie geradezu, daß sie ihn wegen seiner Häßlichkeit förmlich hasse. Die jungen, armen Leute müssen ohne Frau bleiben oder sich mit einer häßlichen behelfen. Die Vielweiberei ist bei den Makololo feststehende Einrichtung, und selbst die Frauen, als sie hörten, daß in England der Mann nur ein Weib haben könne, äußerten sich, daß sie in einem solchen Lande nicht leben möchten, da doch viele Frauen zu haben ein Zeichen vom Reichtum des Mannes sei. Ähnliche Vorstellungen herrschen den ganzen Sambesi stromabwärts, und ein Mann, der nicht mehrere Weiber besitzt, wird von seinen Nachbarn nicht respektiert. Die Ehe ist bei den Makololo ein reines Handelsgeschäft, da die Weiber ver- und gekauft werden. Der Mann gibt dem Schwiegervater, je nach dem Stande seines Viehbesitzes, einige Kühe, doch nicht als Kaufgeld für die Frau, sondern als Preis für deren zukünftige Kinder, die ihm dann zu eigen werden, widrigenfalls der Schwiegervater das alleinige Recht hat, die Kinder zu verkaufen. Auch ohne diese Zahlung besitzt der Mann vollständige Gewalt über die Frau, nie jedoch über die Kinder.

Die Makololofrauen zeichnen sich durch hübsche kleine Hände und Füße aus; ihre Stirn ist wohlgeformt und groß, die Nase nicht unangenehm flach, obgleich deren Flügel dick sind. Mund, Kinn, Zähne und Augen sind schön und vor den Negern der Westküste ausgezeichnet. Da ihre Dienerinnen alle häuslichen Geschäfte besorgen, so haben sie viel freie Zeit, die sie nicht auszufüllen wissen; selbst von Nadelarbeit ist bei ihnen nicht die Rede. Manche möchte gern rauchen; allein diese Art von Emanzipation gestatten die Eheherren nicht, die selbst ihre Zeit mit Biertrinken und Hanfrauchen (Matokwane) hinbringen. Nichtsdestoweniger sündigen die Damen heimlich wider den Willen ihrer Herrn, infolgedessen bei ihnen eine Krankheit entsteht, die sich durch kleine Erhöhungen der Haut charakterisiert und unheilbar ist, wenn nicht das Hanfrauchen aufgegeben wird. Auch Sekeletu rauchte leidenschaftlich Hanf und konnte kaum vermocht werden, diese üble Gewohnheit aufzugeben, selbst während er in ärztlicher Behandlung sich befand. Livingstone hatte häufig Gelegenheit, bei seinen eignen Leuten die Wirkungen des Matokwane kennen zu lernen. Zuerst erschienen die Raucher körperlich gekräftigt, dann aber erfolgte ein empfindlicher Rückschlag in das Gegenteil. Sie wurden schwach und matt, ja bei zwei jungen unverbesserlichen Rauchern trat teilweise Blödsinn ein. Die Erscheinung einer Gruppe Matokwaneraucher ist ziemlich grotesk. Sie versehen sich mit einer Schale reinen Wassers, einem $1^1/_2$ m langen Bambusrohr und ihrer großen Wasserpfeife, die, einem Nargileh

gleichend, eine Wasserkammer aus einer Kalebasse oder einem Kudu-Antilopenhorn besitzt. Jeder Raucher thut ein paar Züge und gibt dann die Pfeife seinem Nachbar weiter. Zugleich mit einigen Schluck Wasser verschlingt er den Rauch, der einen heftigen Husten und zuweilen eine Art Raserei erzeugt.

Der Besuch der weißen Männer in Sescheke unterbrach das einförmige Leben der Makololo, die scharenweise zu ihnen gelaufen kamen, um sie essen zu sehen, noch mehr aber um selbst mit zu essen. Die Männer nahmen die Milch oder Suppe mit Löffeln aus den Gefäßen heraus, schütteten sie auf die Handfläche und führten sie dann erst zum Munde. Die Damen waren im höchsten Grade entsetzt, die Reisenden rohe Butter essen zu sehen. „Schaut hin, schaut hin, sie essen die Butter roh, pfui! wie häßlich!" riefen sie aus, während mitleidig andre zu den Reisenden sagten: „Schmelzt doch die Butter hier, damit ihr das Brot anständig hineintauchen könnt." Sie waren so angewidert durch unsre Art, die Butter zu essen, wie wir es etwa sind, wenn wir einen Eskimo rohen Wallfischspeck verschlucken sehen, denn nach ihrer Ansicht ist Butter nur im geschmolzenen Zustande genießbar; roh dient sie ja bei ihnen nur zum Einreiben und Geschmeidigmachen der Haut. Im Betteln und Fragen waren die Makololo unermüdlich, doch waren sie nicht böse, wenn man sie abschläglich beschied. So verlangte der Onkel Sekeletus einen schwarzen Frack, weil er die Farbe bewunderte.

Manche Makololo machen weite Reisen. So war einer Namens Siroke vor kurzem von Benguela an der Westküste zurückgekehrt. Er bezeugte, daß Livingstone früher die Wahrheit gesprochen, wenn er behauptete, alles Land sei vom Meer umgeben. Er hatte selbst die See gesehen, die Wunder an ihrer Küste und die großen Schiffe, genau so, wie sie im Buche beschrieben waren. Die Händler in Benguela hatten ihn freundlich aufgenommen und ihm ein Geschenk an Kleidern gemacht, um dadurch die Makololo zum Handel zu ermuntern. Siroke war ganz stolz durch seine Reise geworden und verachtete die Daheimgebliebenen als reines „Vieh". Doch seine reicheren Nachbarn, die er dergestalt heruntersetzte, waren keineswegs geneigt, anzuerkennen, daß Reisende mehr als sie selbst verständen. „Er hat die See gesehen, aber was ist das? Wasser, nichts als Wasser, und das haben wir hier in Hülle und Fülle. Die weißen Leute kommen außerdem selbst zu uns — warum sollen wir zu ihnen gehen?" Dergestalt entkräftigten sie Sirokes Wunderberichte.

Die Rechtspflege scheint unter den Makololo gut verwaltet zu werden. Ein Unterhäuptling nahm einem von Livingstones Leuten Perlenschnüre und eine Decke. Die Sache kam vor den Häuptling, der sogleich die Rückerstattung der genommenen Gegenstände anordnete und außerdem verfügte, daß kein Unterhäuptling das Eigentum der zurückkehrenden Makololo antasten solle; denn der Theorie nach gehören alle heimgebrachten Güter dem Häuptling; ihm werden sie regelmäßig vor die Füße gelegt und formell angeboten; dann schaut er sie an und befiehlt gnädig den Leuten, die Dinge zu behalten. Die Rechtsanschauungen der Engländer, die jedem das Seine ließen und für geleistete Dienste zahlten, gefielen den mit Livingstone gereisten Makololo so sehr, daß sie meinten, es sei gewiß besser, unter einer Regierung zu leben, wo Leben

und Arbeit sicherer und wertvoller wären als hier bei ihnen. In der ganzen Zeit, die sie bei Livingstone zubrachten, benahmen sie sich während des Gottesdienstes würdig und anstandsvoll, ja noch mehr, sie hielten auch andre Eingeborne dazu an, sich während des Gottesdienstes der Europäer ruhig zu verhalten. Einst kam ein Batokahäuptling mit mehreren seiner Leute zu Livingstone, während dieser in der Makololosprache vortrug, und hörte schweigend zu; doch sobald jene zum Gebete niederknieten, begannen die Batoka nach der bei ihnen landesüblichen Sitte laut mit den Händen zu klatschen, was ihnen die Makololo schnell sehr ernsthaft verboten. Fast alle hatten das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis in ihrer eignen Sprache auswendig gelernt und waren nicht wenig stolz darauf, es daheim im Kreise ihrer Freunde hersagen zu können.

Ihre Begriffe von Recht und Unrecht waren von jenen der Europäer nicht verschieden, ausgenommen, daß sie nicht einsehen wollten, daß ein Mann nur eine Frau haben sollte. Nachdem die Makololo, welche Livingstone bis Tete gefolgt waren, nach ein bis zwei Jahren in ihrer Heimat nicht wieder erschienen, baten mehrere ihrer zurückgelassenen Frauen den Häuptling, sich wieder verheiraten zu dürfen, da sie ihre Männer für tot hielten. Doch Sekeletu verweigerte die Erlaubnis, denn er selbst hatte einen Ochsen darauf verwettet, daß der Doktor wieder zurückkehren und die Männer mitbringen würde, denen er außerdem die gute Aufbewahrung ihrer Weiber zugesagt. Die ungeduldigen Damen mußten deshalb noch ein wenig länger warten.

Ein andrer Rechtsfall war folgender: Ein Krokodil hatte einen Ochsen getötet; der im Sambesi flutende Körper des Tieres wurde von einem Manne gefunden, der sich ohne weiteres das Fleisch aneignete. Als dies der Eigentümer des Ochsen hörte, ließ er jenen vor den Häuptling fordern. Doch ehe es jener auf die Klage ankommen ließ, gab er dem Kläger einen seiner Ochsen statt des vom Krokodil zerrissenen.

Die alte Tracht der Makololo bestand aus einem Lamm-, Ziegen-, Schakal- oder Ozelotfelle, das um die Lenden herum getragen wurde; bei kaltem Wetter wurde diesem noch ein über die Schultern geworfener Fellmantel hinzugefügt. Doch der Mantel hat einer modernen Affenjacke Platz machen müssen, und ein Fellstück umgibt noch die Hüften. Aber Hosen, Weste oder Schurz sind unbekannte Dinge. Die am Flusse wohnenden Stämme sind im allgemeinen sehr reinlich und baden sich mehreremal am Tage. Doch die Makololofrauen brauchen das Wasser nur sparsam, da sie sich mit Butter einreiben, welche das Ungeziefer fern hält, aber den Kleidern einen ranzigen Geruch erteilt. Ein Stadium der Zivilisation läßt das Verlangen nach dem andern aufkommen; der Besitz der Kleider ruft das Bedürfnis nach Seife hervor; man gebe jemand eine Nadel und er wird bald Zwirn verlangen. Da wegen des Häuptlings allgemeine Trauer herrschte, so vernachlässigten die Männer ihr Äußeres, schnitten sich nicht die Haare, hielten auch keine frohen Tänze ab und gingen ohne Speer und Schild aus.

Eine der Frauen war gerade während Livingstones Anwesenheit mit dem Bau einer großen Hütte in Seschеke beschäftigt, denn das Häuserbauen ist

hier alleiniges Geschäft der Weiber. Zunächst wird ein runder Turm aus Stäben und Rohr von $2^1/_2$—3 m Höhe errichtet und beworfen; aus weichem Lehm oder Termitenhügelmaterial und Kuhdünger wird dann die Flur hergestellt. Dieses Pflaster hält die Tampans, eine gefürchtete Art giftiger Insekten, ab, deren Bisse zuweilen Fieber, stets Ausschlag erzeugen. Das Dach, welches im Durchmesser viel größer als der Turm ist, wird auf der Erde gemacht und wenn es vollendet, unter Mithilfe andrer Frauen auf den Turm gestülpt. Ein beworfener Rohrzaun wird dann aufgeführt, um mit dem äußeren Teile des Daches zusammenzutreffen, der noch etwas über den Zaun hervorsteht und zwischen sich und dem Turm einen Zwischenraum von 1 m Breite übrig läßt. In dieser Art von Vorhalle schliefen die Reisenden, statt in dem Turme, der Ventilation und Licht nur durch eine einzige Thür von $^1/_2$ m Höhe und Breite erhält. Als Grund, weshalb die Thür so eng angelegt wird, führten die Frauen die Abhaltung der Mäuse an!

Die Kinder der Makololo führen namentlich in der Kühle des Abends allerlei fröhliche Spiele auf. Bei einem derselben sitzt ein kleines Mädchen auf den Schultern zweier Gefährtinnen, breitet die Ärmchen aus und läßt sich unter heiterem Gesange und beständigem Händeklatschen von einer Hütte zur andern tragen. Außer diesem Spiel und dem Springen über ein Seil ahmen die Kleinen die schweren Arbeiten ihrer Mütter nach. Sie formen Töpfe, kochen, reiben Korn in ihren Miniaturmörsern, bauen kleine Hütten oder hacken den Boden im Garten um. Die Knaben spielen mit Rohrlanzen, deren Spitze aus Holz besteht, oder führen winzige Schilde, Bogen und Pfeile. Auch formen sie in Thon allerlei kleine Tiergestalten. Sobald sie jedoch heranwachsen, müssen sie das Vieh hüten.

Eine der Frauen sah Livingstone mit seinem Thermometer beschäftigt und fragte neugierig, was er mache. Als dieser ihr keine Antwort erteilen konnte, da hierfür der Makololosprache die nötigen Ausdrücke fehlen, wurde sie ärgerlich und sagte: „Armer Mensch, er spielt wie ein kleines Kind."

Gleich andern Afrikanern haben die Makololo festen Glauben in die große Macht der Medizin, namentlich denken sie, daß es für jede besondere Krankheit ein spezifisches Heilmittel gäbe. Sekeletus Mutter kam aus dem Barotsethale, um ihren Sohn zu besuchen; da sie glaubte, magerer geworden zu sein, seit sie Livingstone nicht gesehen, so bat sie diesen um eine „Medizin für Fettwerden." Denn das Fettsein ist bei den Makololo ein wesentliches Erfordernis der Schönheit so gut wie bei den Türken.

Kurz vor der Ankunft der Reisenden waren in Linyanti zwei Pakete mit Briefen und Zeitungen für Livingstone von Kuruman (Missionsstation Neulattaku südlich von Kolobeng, nördlich vom Kaplande) angekommen, nach denen Sekeletu einen Boten sandte. Dieser Mann kam am siebenten Tage zurück, nachdem er 240 geographische Meilen zurückgelegt hatte, doch eines der Pakete war zu schwer für ihn und er hatte es deshalb zurückgelassen. Da nun Livingstone sich noch mehrere Schriften und auch Medizin aus dem Wagen verschaffen wollte, welchen er im Jahre 1853 in Linyanti zurückgelassen, so entschloß er sich, dorthin aufzubrechen. Der Häuptling gab ihm



sein eignes Pferd (das er aus Benguela erhalten und das schon zwölf Jahre alt war) und einige zuverlässige Männer zur Begleitung. Er fand in seinem Wagen alles so, wie er es vor sieben Jahren verlassen hatte! Einige kleinere Gegenstände, wie der Arzneikasten, die Zauberlaterne, Werkzeuge und Bücher waren den Frauen Sekeletus zur Aufbewahrung übergeben worden, und auch diese waren wohl erhalten. Der Wagen diente, obgleich seine Bedeckung in verfaultem Zustande und ein Rad von den weißen Ameisen zerfressen worden war, Livingstone als Nachtlager.

Sekeletus hier zurückgebliebene Weiber kochten den Reisenden Rindfleisch und bereiteten kleine Kuchen. Alles war erfreut über Livingstones Ankunft, selbst der alte Ausrufer der Stadt lief umher und schrie den Bewohnern zu: „Ich habe geträumt! Ich habe geträumt! Ihr Dorfältesten, öffnet eure Herzen und glaubt alle Worte des Monare (des Doktors), denn sein Herz ist den Makololo gegenüber weiß wie Milch. Ich träumte, daß er kommen werde und daß unser Stamm erhalten bliebe, wenn ihr zu Gott betet und die Worte Monares befolgt.“

Nachdem Livingstone seine Arzneien an sich genommen, machte er sich wieder auf den Rückweg nach Sescheke. Die Reise nach Linyanti zurück dauerte drei Tage und führte durch einen von der Tsetsefliege heimgesuchten Distrikt, so daß man, damit die Pferde nicht gebissen wurden, genötigt war, in der Nacht zu reisen.

Sekeletus Gesundheit besserte sich während der Behandlung durch die Europäer wesentlich. Die Melancholie verließ ihn; er wurde heiterer; doch weigerte er sich, seine Höhle zu verlassen und sich den Leuten zu zeigen, bis er vollständig geheilt wäre; auch fürchtete er noch immer die Zauberkraft seiner Feinde, welche die Arzneien wirkungslos machen könnten. Später erfuhr dann Livingstone, daß Sekeletu im Jahre 1864 gestorben sei.

Livingstone durfte nun hoffen, daß im November ein neuer Dampfer für ihn auf dem Kongone ankommen werde, und entschloß sich deshalb zur Rückkehr nach der Sambesimündung.

Am 17. September 1860 verließen die Reisenden Sescheke. Mit ihnen gingen einige Gesandte Sekeletus und zwei Makololo, die für Sekeletu Arzneien von Tete holen sollten. In dem jenseit der Fälle gelegenen Dorfe des Batokahäuptlings Sinamane wollte man Kanoes kaufen und sich dann auf dem Sambesi einschiffen; auch sechs bewährte Ruderer folgten den Reisenden, und mehrere Ochsen, ein Geschenk Sekeletus, wurden längs der Ufer hingetrieben. Zunächst schiffte man sich in Sescheke ein.

Das schnelle Fortkommen wurde durch die Winde ungemein behindert, die in dieser Jahreszeit morgens um 8 Uhr beginnen und den ganzen Tag über stark stromaufwärts wehen. Die Kanoes sind lecke, niedrige Dinger, die Ruderer dagegen desto brauchbarer und durchaus nicht ungeschickt. Am Tage halten sie sich aus Furcht vor den Flußpferden dicht am Ufer; des Nachts jedoch fahren sie mitten im Strome, weil dann diese Tiere in der Nähe der Ufer ihre Weidegründe aufsuchen. Diese Ruderer fürchten auch die hohe See und waren nicht wenig erstaunt, als sie dieselbe später erblickten.



Makololofrauen beim Hüttenbau. Im Vordergrunde spielende Kinder.

Livingstone warf einen letzten Blick auf die Wasserfälle und schied dann am 27. September von ihnen, um sie nie wieder zu sehen, indem er einen Weg einschlug, der weit näher am Sambesi hinführte als derjenige, welchen er gekommen. Zweimal wich er von seiner Route nach dem Flusse hin ab, um die vielbeschrieene Festung Kalunda und die Moambawasserfälle zu sehen. Von der ersteren konnte er nichts gewahr werden, und die letzteren waren unbedeutend, obgleich die Eingebornen viel Wesens davon gemacht hatten.

Bei dem Dorfe Simariango, wo Livingstone am 5. November eintraf, hatte er Gelegenheit, die Bekanntschaft zweier Schmiede zu machen, die gerade in voller Arbeit begriffen waren. Die Übereinstimmung der von ihnen benutzten Blasebälge, Hämmer, Zangen und sonstigen Geräte mit jenen, die in verschiedenen andern Teilen Afrikas benutzt werden, ist eine sehr große. Ein paar ausgehöhlte Holzstücke, an der Seite mit einer Röhre und oben mit einem durch einen Griff zu tragenden Stück Ziegenfell versehen, vertreten die Stelle der Blasebälge und steigern die Glut. Ein größeres Stück Eisen dient als Amboß, ein Stein oder auch wieder ein Eisenstück als Hammer. Bis zur Erfindung des Hammerstils sind sie aber noch nicht vorgeschritten.

Fast mehr noch als über die Beschaffenheit der Geräte wunderte sich Livingstone über das Zinn, welches er bei den Schmieden fand, und das sie von den nördlich wohnenden Morandi bezogen haben wollten.

Am folgenden Tage kam Livingstone wieder an den Sambesi bei der kleinen Insel Tschilombe, die mitten in dem hier ruhig dahingleitenden Flusse liegt. Diese Insel ist die Residenz des Häuptlings Sinamane, der sich gegen unsern Reisenden sehr gefällig erwies und ihm zwei Kanoes zur Fahrt auf dem Strome verkaufte, drei andre aber, die er selbst brauchte, nur bis zum nächsten Dorfe lieh. In den Kanoes, die ihnen Sinamane abgetreten, und einigen andern, die ihnen der Häuptling der Insel Mosanga verkauft hatte, fuhren die Reisenden den Sambesi abwärts.

Am Gestade zeigte sich flußabwärts reges Tierleben; namentlich waren schöne Haubenkraniche, die nach ihrem Rufe „Mawang“ genannt werden, und große Scharen spornflügeliger Gänse, die im März brüten, desgleichen ägyptische Gänse und Tausende von Bienenfressern, die ihre Nester in Erdhöhlen am steilen Ufer erbauen, hier zu finden. Wenn die rotbrüstige Art sich schwarmweise auf einen Baum niederläßt, so gibt sie diesem das Ansehen, als ob er mit roten Blättern bedeckt sei. Andre Arten von Vögeln hausen in den sumpfigen Gegenden des Sambesi. Am Ufer oder auf den Zweigen der auserkorenen Bäume ruhen Scharen von Kormoranen und Plotus, die ihren schlangenartigen Hals nach den herannahenden Kanoes ausstrecken.

Ein schöner Reiher (Herodias bubulcus), der im Sitzen gelb, beim Fliegen jedoch weiß erscheint, eilt hinweg und zeigt oft an, wo Herden von Büffeln oder Elefanten sich befinden, über deren Rücken er hinschwärmt. Die Soriri genannte Entenart (Dendrocygna personata) ist sehr häufig; es ist ein Nachtvogel, welcher den Tag über sinnend am Rande der Sümpfe sitzt. Pelikane gleiten über das Wasser dahin und fangen Fische, während der Scopus (Scopus ambretta) und große Reiher oder Marabus gravitätisch in den Lachen umherspazieren.



Wasservögel am Sambesi (Pelikan, Ibis, Marabu, Plotus, Kranich, Webervögel).

Hunderte von Linongolos (Anastomus lamelligerus) sowie andre buntgefiederte Vögel finden sich in Menge dort und erheben sich aus dem Röhricht oder von den niedrigen Bäumen, auf welchen sie ihre Kolonien erbauten, und schweben hoch kreisend in der Luft.

Reizende kleine rote und gelbe Webervögel (Ploceïdae), welche an Schmetterlinge erinnern, schwärmen durch das hohe Gras oder zeigen sich an der Mündung ihrer hängenden Nester. Sie haben auch dachartige Nester allein für die Hähnchen, die oft von den eifersüchtigen Weibchen zerstört werden, weshalb, konnten die Reisenden jedoch nicht ausfindig machen. Am Abend beginnen kleine Falken (Erythropus vespertinus) den Heuschrecken und ähnlichen Insekten nachzustellen, während der Scherenschnabel (Rhynchops) mit seinem merkwürdig gestalteten Schnabel, dessen Unterkiefer länger ist, unterm Wasser nach Nahrung sucht.

Am 12. Oktober passierten die Reisenden eine wilde hügelige Landschaft, die mit herrlichen Wäldern bestanden, aber verhältnismäßig dünn bevölkert war. Die große dornige Akazie waltete vor. Das Volk fürchtete sich anfangs zwar vor den weißen Leuten und rannte voll Aufregung und Angst mit seinen Speeren am Ufer umher, doch ließ es sich bald besänftigen und begann sogar einen Tauschhandel.

Bei seichtem Wasserstande waren einige Stromwellen im Sambesi zu bemerken, die bei Hochflut wahrscheinlich verschwinden. Doch so gut die Fahrt bisher verlaufen, bei der Kariba-Einengung des Sambesi wurde sie wieder beschwerlicher, und nur der Geschicklichkeit der Ruderer war es zu danken, daß man gut hindurchkam. Als man in die Engschlucht gelangt war, gewahrte man eine Herde von 30 Flußpferden, welche hinter einer Bank, die sich in den Fluß hinein erstreckte, Zuflucht gefunden und dort umherschwammen. Einige befanden sich jedoch mitten im Fahrwasser, und die erschreckten Ruderer fürchteten sich, auf sie loszufahren, da sie behaupteten, in jeder Herde befinde sich ein bösartiges Tier, das sich ein Vergnügen aus dem Umwerfen der Kanoes mache.

Es würde leicht gewesen sein, die ganze Herde zu schießen, allein Livingstone begnügte sich damit, nur ein Tier zu erlegen, damit die andern davonschwammen. Wenn der Schädel dieses Tieres von einer Kugel getroffen wird, so prallt sie wirkungslos davon ab und verursacht dem Koloß nicht mehr Schaden, als wenn der Schlag eines Schulbuben seinem Kameraden eine kleine Beule auf dem Kopfe erzeugt.

Vom Ufer her sprach einer der Eingeborner die Reisenden an, ob er für sie zu den Karibagöttern beten solle, damit sie die gefährliche Stromenge sicher passieren könnten. Ohne dieses würden sie sicher ertrinken, denn niemand setzt hier sein Leben mutwillig aufs Spiel, ohne den Flußdoktor vorher für seine Gebete reichlich bezahlt zu haben. Sein Verlangen wurde natürlich nicht beachtet, und man kam auch ohne Götzengebete glücklich durch.

Das erschossene Flußpferd war, von den Eingebornen gefolgt, wohl eine Stunde weit stromabwärts geschwemmt und an einem Felsen befestigt worden, wo man auf die Ankunft des Kanoes wartete.

Da hier wegen eines sehr gefährlichen Wirbels nicht gut gelandet werden konnte, so nahm man es ins Schlepptau, um es nach einer passenderen Stelle zu bringen, doch die Krokodile rissen so stark an dem Tiere, daß man es wieder weiter treiben lassen mußte.

Zwischen den Kariba-Engen und der Mündung des Kafue wimmelte das Land wieder von Wild aller Art. Ein Häuptling beklagte sich darüber, daß die Elefanten seine Baumwollenpflanzungen zerstörten, und eines Nachts konnten die Reisenden kaum vor dem Gebrülle eines hungrigen Löwen schlafen, der, keineswegs wählerisch, sich über einen bereits halb verfaulten Büffel hergemacht hatte. Die große Dürre trieb nun alle wilden Tiere der Umgegend nach dem Strome zu, und namentlich am rechten Ufer schwärmte es von Wasserböcken, Pallah- und Kudu-Antilopen, Büffeln, Wildschweinen, Elen-Antilopen, Zebras und Affen. Von Vögeln erblickte man Perl- und Frankolinhühner sowie Myriaden von Turteltauben.

Spuren von Elefanten und Rhinozeros waren zu sehen, und die Flußpferde fehlten natürlich auch nicht. In ihrer Herde war ein sogenanntes *weißes* Tier und fesselte die Aufmerksamkeit aller, da auch die Eingebornen vorher ein solches nie beobachtet hatten. Die eigentliche Farbe desselben war jedoch mehr fleischartig, ganz ähnlich der Hautfarbe der Albinos, die man in den Dörfern unterhalb der Kariba-Enge sah. Die helle Hautfarbe der letzteren kontrastierte mit der der dunkelfarbigen Bewohner auffallend und brachte einen seltsamen Eindruck hervor.

Unter den Reptilien fielen die kleinen Verwandten der Krokodile, rot- und blaugeschwänzte niedliche Eidechsen, auf, welche über die Felsen dahinhuschten und viele weiße Ameisen verschlangen.

Man passierte die Mündung des Kafue und befand sich am 29. Oktober bereits wieder an den Mburummabergen, die hier den Sambesi einschließen und die Karibastromschnellen hervorbringen, durch welche die Ruderer mit großer Geistesgegenwart hindurchschifften. Ein Kanoe wurde mit Wasser angefüllt, und sogleich sprangen zwei Mann kühn heraus, um es zu erleichtern, „damit der weiße Mann gerettet werde." Ja, sie zwangen sogar einen Batoka, der nicht einmal schwimmen konnte, dasselbe zu thun, und brachten dann alles wieder in die beste Ordnung. Das Gepäck wurde gerettet, war jedoch so durchnäßt, daß alles umgeladen werden mußte.

Am 1. November erreichte man Sumbo an der Mündung des Luangua. Der teilweise mit Pistia stratiotes bedeckte Fluß war so seicht geworden, daß man jetzt bequem hindurchwaten konnte. Dann fuhr man durch die fruchtbare Ebene von Tschikowa und gelangte nach den Kebra-basa-Stromschnellen. Diese waren jetzt niedrig, und man versuchte hindurchzufahren. Allein hier sollte die Expedition noch ein Unglück betreffen. Eines der Kanoes wurde gegen einen Felsen geschleudert und litt Schiffbruch. Wenn nun auch kein Menschenleben zu beklagen war, so gingen doch alle wertvollen Bestandteile der Ladung: Chronometer, Barometer und, was das Schlimmste, Unersetzlichste war, die Tagebücher und botanischen Zeichnungen des Dr. Kirk, welcher an der Expedition beteiligt war, verloren.

Nach diesem Unglück versuchte man zu Fuße weiter zu gehen, da die Leute sich scheuten, die gefährliche Fahrt in den Stromschnellen fortzusetzen. Allein schon ein Tagemarsch auf den heißen Felsen und in dem empfindlich brennenden Sande ließ die Träger sich nach den Kanoes zurücksehnen, die man denn auch wieder aufsuchte.

Nach einer Abwesenheit von sechs Monaten gelangte dann Livingstone glücklich am 23. November wieder an dem Ausgangspunkte seiner Reise, in der Stadt Tete an, wo er die beiden englischen Matrosen, welche den Dampfer zu hüten hatten, in der besten Gesundheit antraf.

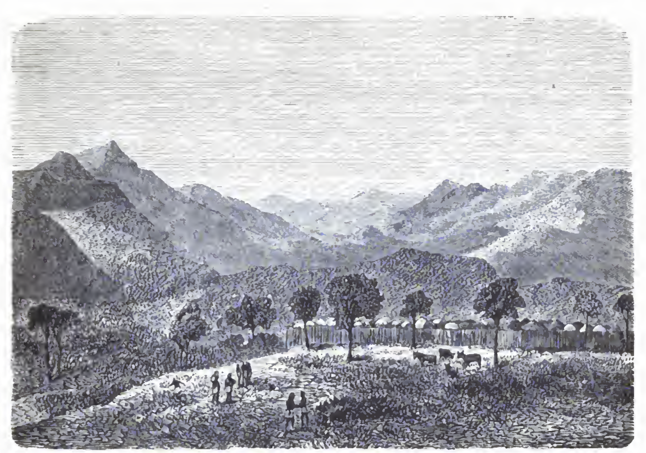
Da der Sambesi ungewöhnlich niedrig war, so blieb man in Tete, bis er wieder etwas stieg, und machte sich dann im „Ma Robert" nach der Kongonemündung am 3. Dezember auf den Weg. Es war ein schweres Stück Arbeit, das schlechte, schon wiederholt ohne Erfolg ausgebesserte Schiff über Wasser zu halten.

Jeden Tag zeigten sich neue Lecks; die Pumpe wurde unbrauchbar, die Brücke brach zusammen, und außer der Kajüte war bald alles unter Wasser. Am 21. Dezember saß der unglückliche „Asthmatische" auf einer Sandbank auf und war nicht mehr zu retten.

Das Meiste daraus wurde geborgen; da jedoch mittlerweile der Fluß bedeutend stieg, so erblickte man am andern Morgen nur noch die Mastspitzen. Der weitere Weg wurde in Kanoes fortgesetzt, in welchen man am 4. Januar 1861 den Kongone erreichte, wo man im Zollhause kampierte und, auf ein Schiff wartend, aus begreiflicher Langeweile Zeitungen las, welche schon anderthalb Jahre alt waren.



Erdnuß.



Missionsstation in Magomero.

IX.

Die Universitätsmission. Der Sklavenhandel an der Ostküste. Zweite Reise nach dem Njassasee.

Afrika spottet der europäischen Einflüsse. — Die Universitätsmission. — Fahrt nach dem Rufuma. — Fieber. — Die Comoroinseln. — Geschichtliches. — Die Sultanin von Mohilla. — Schulen. — Der „Pionier." — Fahrt auf dem Schire. — Schnupfer. — Befreiung einer Sklavenkarawane. — Niederlassung in Magomero. — Einfälle der Ajawa. — Gefecht mit denselben. — Aufbruch nach dem Njassasee. — Moskiten. — Tiefe des Sees. — Gestalt desselben. — Stürme. — Zuflüsse des Sees. — Dichte Bevölkerung. — Uferlandschaften. — Mückenkuchen. — Fische. — Baststoffe. Tracht. — Freigebigkeit. — Diebstahl. — Begräbnisstätte. — Die Mazitu. — Ihre Raubzüge. — Abenteuer am Ufer. — Elefanten. — Papyrus im Pamalombe. — Tättowieren.

Wenn man Afrika nur nach seiner geographischen Lage beurteilt, würde man versucht sein, dasselbe als das wichtigste aller Länder der Erde anzusehen. Betrachten wir den Atlantischen und Stillen Ozean als einen weiten See, der von den Kontinenten Asien, Amerika und Europa eingefaßt wird, so liegt Afrika gleich einer mächtigen Insel inmitten dieses Sees, die als Vermittelungsland für alle übrigen Kontinente zu dienen bestimmt erscheint. Doch, abgesehen von seinem nordöstlichen Winkel, Ägypten, wo zuerst eine für einige Jahrhunderte bewundernswerte Kulturentwickelung hervortrat, und entlang dem nördlichen Gestade am Mittelmeer, wo fremde Kolonisation ein mächtiges

Reich, Karthago, gründete, hat von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage die trostloseste Barbarei im ganzen schwarzen Erdteil geherrscht. Im tropischen Afrika finden wir auch nicht ein einziges Volk von hervorragender Wichtigkeit; das ganze Land ist unter eine Menge kleiner Stämme verteilt, deren höchste Idee vom Kriege eine erfolgreiche Sklavenjagd ist, und die den Handel nur als eine andre Form des Sklavenaustausches betrachten. Wie kommt es denn, daß die unternehmenden und energischen Völker Europas, welche Amerika und Australien bevölkerten und ihre Herrschaft auch schon über den größeren Teil Asiens ausbreiteten, sich nicht selbst unter den Einwohnern Afrikas niederließen, statt von ihnen Sklaven zu kaufen? Die Frage ist leider nur zu bald beantwortet. Die europäischen Kirchhöfe, die sich längs der tropischen Gestade Afrikas in langer Reihe hinstrecken und in denen die Gebeine von Tausenden weißer Menschen bleichen, das unglückliche Ende so vieler kühnen Entdeckungsreisenden, das an der Guineaküste allzu oft bestätigte Sprichwort: „Die Schwarzen machen sich Flöten aus den Gebeinen der Missionäre“ sind die traurige Antwort.

Als Livingstone von seiner berühmten Entdeckungsreise 1857 heimgekehrt war, regte er, außer der schon erwähnten Mission ins Makolololand, die ein so unglückliches Ende hatte, auch eine Mission nach dem südöstlichen Afrika an. Er glaubte dort für eine solche ein ungemein ergiebiges Feld gefunden zu haben, nämlich in den bereits geschilderten Mangandschahochlanden am oberen Schire. Die Eingebornen wurden als fleißig, gewerbthätig und freundlich dargestellt. Das Klima, hieß es, sei dort ausgezeichnet und gesund, ja selbst das Fieber sei nicht mehr zu fürchten, als bei uns eine gewöhnliche Kälte. Ausgenommen eine kurze Strecke (an den Murchisonkatarakten) wäre auf der ganzen Strecke bis England hin Wasserweg; auch wollte Livingstone eine Mittel entdeckt haben, mit Hilfe dessen er selbst die schwersten Fieberanfälle leicht zu heilen hoffte. Diese letzte Hoffnung erwies sich aber als sehr trügerisch.

Neben den Vertretern der großen missionseifrigen Partei Englands fand das Unternehmen sehr zahlreiche Unterstützer, namentlich beschlossen die beiden Landesuniversitäten Cambridge und Oxford das Ihrige zur Ausrüstung beizutragen. So wurde die sogenannte „Universitätsmission“ beschlossen, deren Mitglieder im Oktober 1860 in der Kathedrale von Canterbury eingeweiht wurden, worauf sie sich bald mit dem Postdampfer nach der Kapstadt begaben. Als Zweck der Mission wurde festgestellt: „Stationen in Zentralafrika zu gründen, die als Mittelpunkte der Zivilisation und des Christentums dienen sollten, von denen aus die wahre Religion verbreitet, zum Ackerbau und gesetzlichen Handel angeeifert und der Sklavenhandel gänzlich vernichtet werden sollte.“ Mit Rücksicht hierauf wurde die Mission sowohl aus Priestern als auch aus Laien zusammengesetzt. Der neu ernannte Bischof **Mackenzie**, früher Archidiakon in Natal, wurde der Führer des Unternehmens, dem zur Seite vier Geistliche standen, Proctor, Scudamore, Burrup und Rowley; Laien waren Weller und der Arzt Dr. Dickinson. Außerdem gingen einige Künstler mit, und mehrere getaufte Afrikaner schlossen sich der

Mission in der Kapstadt an. Von hier aus brachen sie nach der Sambesimündung auf, deren mächtige, von Brandung überschäumte Barre bei den Mitgliedern der Expedition sogleich die Idee zerstörte, daß dieser Strom je als wichtige Handelsstraße nach dem Innern dienen könne — eine Meinung, die uns nur zu gerechtfertigt erscheinen muß, wenn wir das ungesunde Klima an seinen Ufern, namentlich an der Mündung, dann die vielen Stromschnellen und Wasserfälle, ferner den oft sehr niedrigen Wasserstand bedenken.

Am 31. Januar 1861 war Livingstones neuer Dampfer „Der Pionier“ von England angekommen; er ankerte vor der Barre des Sambesi und konnte wegen des stürmischen Wetters nicht vor dem 4. Februar einlaufen. Außerdem trafen zwei Kriegsdampfer ein, welche kurz darauf die Mitglieder der Universitätsmission brachten. Livingstone traf mit ihnen zusammen und riet dem Bischof Mackenzie ab, den Sambesi hinaufzufahren; er schlug vielmehr vor, auf dem weiter nördlich unter 10° 30′ südl. Breite mündenden Flusse Rufuma (Rovuma) in das Innere einzudringen. Er führte mehrere Gründe für diesen Vorschlag an. Zunächst waren die Portugiesen jeder weiteren Ansiedelung von Engländern und Ausbreitung von deren Einfluß in ihrem Gebiete abhold; doch der Rufuma lag außerhalb der von ihnen beanspruchten ostafrikanischen Küstenlinie. Dann war gerade die ungesunde Jahreszeit, so daß diese schon vom Einlaufen in den Sambesi abhalten mußte, und schließlich sei es sehr schwierig, die Güter auf dem Landwege in die Hochlande am Schire zu transportieren, da die Eingebornen im Aufruhr begriffen seien.

Bischof Mackenzie und seine Genossen, die gern so schnell als möglich ans Werk gegangen wären, fügten sich etwas unwillig diesen Vorschlägen und fuhren im „Pionier“ mit nach dem Rufuma. Am 25. Februar ankerte der „Pionier“ vor der Mündung des Flusses, der, unähnlich den meisten andern afrikanischen Strömen, eine herrliche Bai und keine Barre besitzt. Man schlug Holz zum Kesselheizen und wartete bis zum 11. März mit dem Einlaufen, währenddessen das Wasser des Flusses um $1\frac{1}{2}$—2 m fiel. Die Landschaft am untern Rufuma ist weit malerischer als diejenige am untern Sambesi, weil man schon von der See aus die Berge bemerken kann; auch verschwinden die Mangrovewälder bald, und rechts und links zeigen sich hübsche Bergketten, die mit bedeutenden Ebenholzwäldern bestanden sind. Man traf nur wenige Menschen, meist Araber. Die Strömung des Rufuma war eben so stark wie jene des Sambesi, allein die Wassermenge bedeutend geringer und im fortwährenden Fallen begriffen. Nach zehntägiger vergeblicher Mühe entschloß man sich, weil man wegen der häufiger werdenden Sandbänke thatsächlich nicht mehr vorwärts konnte, endlich zur Umkehr. „Und so endete“, berichtet Rowley, „der erste Versuch auf dem Rufuma. Doch ungeachtet unsrer Enttäuschung machten uns die Neuheit der Lage, das herrliche Klima, die Schönheit der Landschaft, die fremden Tiere, welche wir erblickten, und die Freundschaft der Bewohner, mit welchen wir zusammen waren, das Leben sehr angenehm. Kein Zeichen von Krankheit war zu bemerken; die Ungesundheit der afrikanischen Flüsse erschien uns als Fabel. Ich befand mich nie wohler oder hatte nie besseren Appetit.“

Doch leider sollte die Kehrseite des Bildes bald zu sehen sein. Man wählte einen ungünstigen Ankerplatz an der Flußmündung, wo die Seewinde über einen Mangrovesumpf wehten und wo das Trinkwasser mit zersetzten Pflanzensubstanzen verunreinigt war. Ein Europäer nach dem andern, ausgenommen Rowley, erkrankte heftig, und wenn auch keiner von ihnen starb, so erhielten sie doch den ersten Stoß, der den Todeskeim zurückließ. Livingstone sagt auch, daß der Kohlenstaub (?) Miasmen ausdünstete, welche die Krankheit länger als zwölf Monate aufrecht erhielten.

Man beschloß nun, sobald so viel Menschen wieder gesund geworden waren, um das Schiff regieren zu können, nach den Comoroinseln hinüberzufahren, denn es war unumgängliche Notwendigkeit, sobald wie möglich dem pestilenzialischen Klima zu entfliehen. Auf der Fahrt war das Benehmen des Bischofs Mackenzie ein sehr eigentümliches und, wenigstens nach unsern Begriffen, keineswegs so, wie es mit der geistlichen Würde verträglich ist. Dieser Mann gehörte eigentlich in das Mittelalter; er war halb Krieger, halb Geistlicher und trug durch sein rücksichtsloses Ungestüm später nicht wenig zum Untergang der Universitätsmission bei. Als man auf dem Rufuma viel zu schaffen hatte, arbeitete er in den Booten, zog die Anker auf, als wäre er hierzu geboren, und war überhaupt der von allen Matrosen gefeierte Held. Auf der Fahrt nach den Comoroinseln wurde der Heizer krank, und der unerschrockene Bischof übernahm sofort dessen Geschäft.

Die Comoroinseln an der ostafrikanischen Küste bestehen aus vier größeren sowie mehreren kleineren Eilanden und liegen im nördlichen Teile des Kanals von Mosambik, zwischen der Nordspitze von Madagaskar und der Küste. Sie sind vulkanisch und mit Korallenriffen umzogen. Die Hitze wird durch die Seewinde gemäßigt; der Boden ist fruchtbar und liefert Schiffsbauholz, Arekanüsse, Reis, Honig, Wachs und besonders Zucker. Die beträchtlichste Insel ist Groß-Comoro; am meisten wird Johanna (Anjuan, Nsuana, Hinsuan) von Schiffen besucht, weil sie gute Reeden hat; Mayotta ist im Besitze der Franzosen, die sich auch über die vierte Insel, das kleine Mohilla (Moheli) das Protektorat anmaßen. Portugiesische Seefahrer, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts die Comoren entdeckten, fanden auf denselben eine schwarze Bevölkerung, die von mohammedanischen Arabern beherrscht wurde. Der Sultan von Comoro flüchtete vor den Portugiesen nach Mayotta hinüber und baute dort eine Stadt, von welcher noch einige Überreste vorhanden sind. Bald nachher kamen Sklaven von der Westküste Madagaskars gleichfalls nach Mayotta; ein arabischer Häuptling der Suaheli vom Festlande, Mohammed Ben Aissa, heiratete die Tochter des Sultans von Mayotta und wurde auch hier Gebieter. Später mischten sich die Franzosen in die Streitigkeiten auf der Insel ein und nahmen 1843 von Mayotta Besitz.

Mohilla, welches südlich von Groß-Comoro liegt, hat noch eine Art Unabhängigkeit unter einer Sultanin, Dschumbe-Suli, bewahrt. Schon von ferne bemerkt man zur Nachtzeit dessen vulkanische Feuersäulen; näher gekommen, sieht man ein hübsches, grünes Eiland, das anmutig mit Kokospalmen bestanden ist, zwischen denen vereinzelt die Giganten der Pflanzenwelt,

die gewaltigen Baobabs, sich erheben. Die Insel ist von Fußpfaden durchschlängelt, und von den Bergen springen klare Bäche herab, die erquickende Kühle verbreiten. Die Sultanin, eine braune Dame, erhielt in ihrer Jugend durch eine französische Gouvernante europäische Erziehung. Zwei junge französische Marineoffiziere hatten Lust, sie zu heiraten, denn sie war hübsch und galt für intelligent. Allein Dschumbe-Suli dachte anders und ließ sich durch die Häuptlinge der Insel einen Gemahl aussuchen. Diese holten von Sansibar einen Araber aus guter Familie, der nun ihr Mann wurde und die Sultanin zur Annahme des Islam bewog. Dschumbe-Suli bewohnt einen Palast, dessen Größe mit jener der Insel Mohilla in richtigem Verhältnis steht, nämlich ein kleines Haus mit zwei maurisch durchbrochenen Gemächern. Vor diesen liegt ein Hof, in dem Kanonen und Flinten aufgestellt sind und schwarze barfüßige Krieger Wache halten. Sie tragen weiße Hosen, rote englische Jacken und statt der Tschakos rote Bischofsmützen.

Nach dieser merkwürdigen Insel fuhr nun der „Pionier“ zunächst. Livingstone fand dort mohammedanische Moscheen und Schulen, in welchen Knaben und Mädchen im Lesen des Koran unterrichtet wurden; der Lehrer sagte, daß er per Kopf bezahlt werde, denn er erhielt für jedes Kind, welches Lesen gelernt hatte, zehn Dollars. Die Gescheiteren sind in sechs Monaten ausgelernt, während die Dummen ihren Schulmeister mehrere Jahre quälen. Livingstone besuchte dann noch die Johannainsel und sagte nach kurzem Aufenthalt den schönen Comoroinseln lebewohl, um in sieben Tagen nach der Sambesimündung zu gelangen.

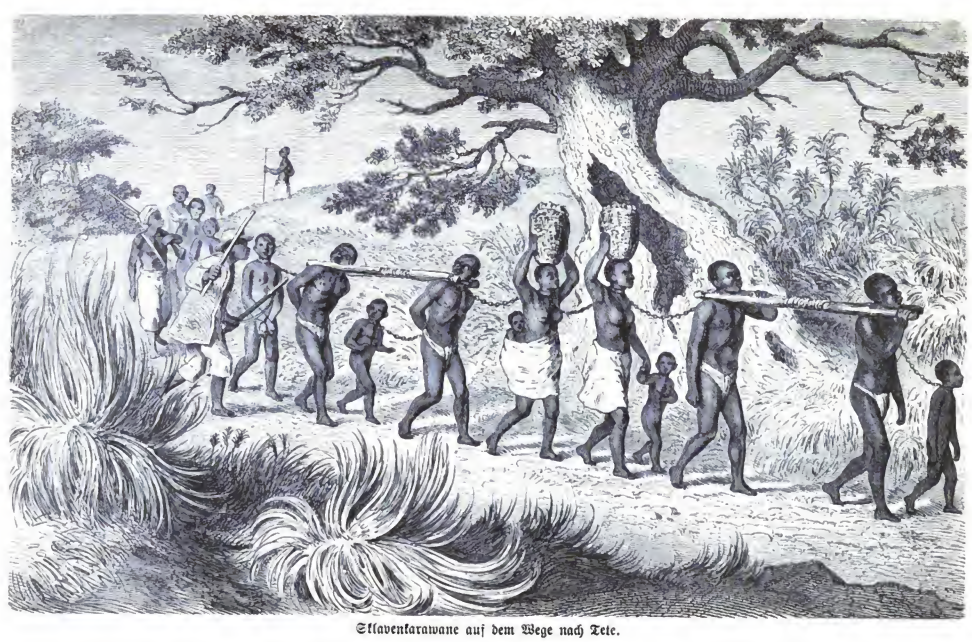
Der „Pionier“ erwies sich als ein ausgezeichnetes Schiff an sich, wohlgeeignet für alle Zwecke der Expedition, aber in der Hauptsache zeigte er sich doch unbrauchbar; er ging nämlich über 1½ m tief und war deshalb auf dem obern Schire gar nicht zu gebrauchen; wäre er nur 1 m tief gegangen, so hätte man mit ihm überallhin gelangen können; doch so saß man oft auf den Sandbänken fest und mußte einmal 14 Tage an einer Stelle liegen bleiben, wo 8 cm Wasser mehr hingereicht hätten, das Schiff flott zu machen. Auch auf der Überfahrt von den Comoren litten die Reisenden fortwährend am Fieber.

Man fuhr in den Schire ein. Jetzt, im Winter, war die Hitze nicht groß, doch waren die Unterschiede der Temperatur zwischen Morgen und Mittag sehr bedeutend (14—16° C.) und fast jedermann verfiel dem Fieber. Auch kam der „Pionier“ nur langsam vorwärts und mußte oft ausgeladen werden.

Anfang Juli erreichte der „Pionier“ Schibisas Dorf, wo man die unangenehme Nachricht erhielt, daß das ganze Land im Aufruhr sei, denn die kriegerischen Ajawa waren über die Mangandscha hergefallen, hatten ihre Dörfer verbrannt und alle, die sie fangen konnten, in die Sklaverei abgeführt. Am 15. Juli brach man dann nach dem Hochlande auf, um dort einen passenden Ort für die Anlagen der Mission auszusuchen. Nach einigen Tagereisen erfuhr man von einem Häuptling, Namens Mbame, daß eine Sklavenkarawane, auf dem Wege nach Tete begriffen sei und sich schon in der Nähe befinde. „Befreien wir die Leute?“ war die nächste Frage, welche die Europäer sich stellten.

So lobenswert nun an sich der Gedanke auch ist, die Unglücklichen ihrer entsetzlichen Lage zu entreißen, war dieser Vorsatz, der auch zur Ausführung gelangte, jedenfalls unbedacht; denn die wenigen Europäer brachten dadurch einen großen Teil von Afrika gegen sich auf und gefährdeten ihre Zwecke ungemein. Doch überlegten sie wohl, daß sie ihre wertvollen Güter in Tete zurückgelassen hatten, welche, wenn sie die Sklaven befreiten, aus Rache dort leicht zerstört werden konnten. Schließlich überwog das Mitleid mit den Unglücklichen alle Rücksichten. Gleich darauf erschien der Zug gefesselter Männer, Weiber und Kinder, langsam vom Berge in das Thal hinabschreitend, in welchem Mbames Dorf stand. Die schwarzen, mit Flinten bewaffneten Treiber marschierten an der Spitze, in der Mitte und am Schlusse der Karawane; einige bliesen auf langen Zinnhörnern, gleichsam, als wären sie stolz über die Heldenthat, die sie ihrer Meinung nach vollführten. Aber in dem Momente, als diese Menschen die Engländer erblickten, stutzten sie und rannten so schnell als möglich in die Wälder zurück, so daß man nur ihre roten Mützen und Fußsohlen erblicken konnte. Nur der Führer, den Livingstone als einen Sklaven des früheren Kommandanten von Tete erkannte, blieb zurück. Als man ihn fragte, wie er zu den Gefangenen gekommen sei, antwortete er, er habe sie gekauft. Die Leute jedoch selbst behaupteten, im Kriege gefangen worden zu sein, wobei sie niederknieten und gleichsam dankend in die Hände klatschten. Schnell wurden nun Messer geholt und die Stricke der Frauen und Kinder zerschnitten; weit schwieriger war es, die Männer zu befreien, da deren Hals in der über 2 m langen Gori (Sklavengabel) steckte; glücklicherweise fand sich im Gepäck des Bischofs Mackenzie eine Säge, mit der man die entsetzlichen Instrumente zersägen konnte. Die Weiber, denen man sagte, sie könnten das Mehl, welches sie trugen, nehmen, um für sich und ihre Kinder Frühstück daraus zu kochen, glaubten kaum, daß dies wahr sein könne. Doch nach einigem Schwatzen machten sie sich lustig an das Geschäft und kochten ihre Mahlzeit mit den Goris, die so lange ihre Männer gequält hatten. Unter den Kindern befanden sich einige, die erst fünf Jahre alt und darunter waren. Ein kleiner Knabe trat zu den Weißen hin und sagte: „Die andern banden uns und ließen uns hungern; ihr zerschneidet die Seile und gebt uns zu essen! Was seid ihr für Leute? Woher kommt ihr?“ Zwei von den Frauen hatten bei einem Fluchtversuche Schußwunden erhalten; ein Weib hatte ihrem Kinde den Schädel zerschmettert, weil es ihr, samt der Ladung, zu schwer wurde; einen Mann, der aus Ermüdung zusammenbrach, hatte man mit der Axt ins Jenseits befördert. Schon das Selbstinteresse sollte die Sklavenjäger antreiben, ihre Beute vom Selbstmorde abzuhalten, allein bei ihrem schauderhaften Geschäfte werden diese so abgestumpft, daß der Blutdurst viel größer als das Interesse wird.

Im ganzen hatte man 84 Sklaven, meist Weiber und Kinder, befreit, die, als man ihnen sagte, sie seien frei und könnten entweder hingehen, wohin sie wollten, oder bei den Reisenden bleiben, alle das letztere vorzogen. — Der Bischof beschloß nun, sie als den Kern seiner künftigen Missionsstation zu betrachten und sie zu taufen.



Sklavenkarawane auf dem Wege nach Tete.

Einmal im Befreiungswerke begriffen und der Ansicht, daß man nichts halb thun solle, befreite man nun noch mehr Sklaven und machte förmlich Jagd auf Sklavenjäger. Man fing auch zwei der letztern, die jedoch wieder zu entkommen wußten. In wenigen Tagen hatte man noch 64 Sklaven in Freiheit gesetzt, die sich alle der Reisegesellschaft anschlossen, welche nun außer für ihre eignen Leute noch für 148 andre Menschen Nahrung und Kleidung schaffen mußte.

Der Teil des Hochlandes, in welchem Mackenzie sich niederzulassen gedachte, gehörte einem Mangandschahäuptling, Namens Schigunda, der zu Magomero residierte. Er kam dem Bischof offen und ehrlich entgegen, erklärte, daß bei ihm Platz genug sei und daß er sich freue, die Weißen seine Nachbarn nennen zu können. Diese herzliche Einladung machte bedeutenden Eindruck auf den Bischof und schien die Frage über den Ort der Niederlassung bei ihm zu entscheiden; auch wollte er lieber in der Nähe des Njassasees und des Rufuma sein als am Schire, den die Portugiesen für sich in Anspruch nahmen. In Magomero glaubte er ferner die Mangandscha vor den Einfällen der Ajawa schützen zu können. Dem folgenden Kapitel bleibt es vorbehalten, darüber zu berichten, wie der kriegerische Bischof dies ausführte und welches traurige Ende die Universitätsmission nahm.

Am Morgen des 22. Juli erhielt Livingstone die Nachricht, daß die Ajawa in der Nähe eingefallen seien und ein Dorf angezündet hätten. Schnell ließ er die befreiten Sklaven zurück und ging mit seinen weißen Gefährten auf die Bedränger des Landes zu, um womöglich mit jenen eine Unterhandlung anzuknüpfen. Den Weg bezeichneten fliehende Mangandscha, die alle ihre Habe zurückgelassen hatten und nur ein wenig Korn mit sich führten, um nicht verhungern zu müssen. Die Missionäre kamen dann durch eine lange Reihe von Feldern, deren Korn und Früchte schon reif zur Ernte waren; allein die Schnitter, die es einheimsen sollten, waren geflohen; die Dörfer standen verlassen, und wo die Reisenden vor zwei Jahren noch eine friedliche Bevölkerung, das Land bauend und an den heimischen Webstühlen sitzend, fanden, so daß sie als gute Schotten mit Rücksicht auf ihr Vaterland der Gegend den Namen „Das Paisley der Hügel" gaben, da trafen sie jetzt auf niedergebrannte Hütten und umhergestreute Kornvorräte, die weder dem Sieger noch dem Besiegten zugute kamen. Ein echt afrikanisches betrübendes Bild, das sich in den Berichten aller Reisenden, die den schwarzen Erdteil besuchten, wiederholt, sei es nun am Tsadsee, wo uns Barth ganz dieselben Szenen vorführt, am obern Niger, wo sie Mungo Park beobachtete, oder im ganzen Quellgebiet des Nil, wo dieses räuberische, anarchische Treiben zur Regel wurde. — Gegen 2 Uhr mittags hörte man Triumphgeschrei, in das sich die Wehklage der Mangandschafrauen über die Erschlagenen mischte, und der Rauch eines brennenden Dorfes wurde sichtbar. Der Bischof versammelte seine Gefährten zum Gebete. Als sie geendigt hatten und sich von den Knieen erhoben, sahen sie einen großen Zug Ajawakrieger mit ihren Gefangenen um einen Hügel herumkommen. Der Häuptling ging den Weißen entgegen, stellte sich auf einen Termitenhügel und suchte von da aus einen Überblick

über seine Gegner zu gewinnen. Als man ihm zurief, er möge sich zu einer Unterredung stellen, lief er laut schreiend davon. Nun warfen die Gefangenen ihre Bürde weg und flüchteten in die Berge, während eine große Menge bewaffneter Ajawa auf die Weißen zurannte und sie, geschützt durch Felsen oder hohes Gras, umzingelte. Vergebens protestierte man, daß man nicht zum Kämpfen, sondern nur zur Unterhandlung gekommen sei. Sie hörten nicht darauf und beriefen sich auf das herausfordernde Geschrei, welches bei ihrer Annäherung diejenigen Mangandscha ausgestoßen, welche in Livingstones Begleitung waren. Aufgeregt durch ihre bisherigen Siege und im Vertrauen darauf, daß sie eine Handvoll Männer leicht niederwerfen würden, begannen sie, ihre vergifteten Pfeile 60—70 m in die Höhe zu schießen, von wo sie dann niederfallend einen schwarzen Begleiter der Reisenden am Arme verwundeten. Langsam zogen sich die Missionäre nach dem Abhange eines Hügels zurück, wohin ihnen die hierdurch kühner gemachten Ajawa voller Blutdurst folgten, denn sie wähnten, der Rückzug erfolge aus Furcht. Einige kamen tanzend bis auf fünfzig Schritte nahe, andre suchten den Europäern den Rückzug abzuschneiden und wieder andre entfernten sich mit der Beute und den gefangenen Weibern. Vier waren mit Flinten bewaffnet und begannen zu schießen, worauf die Reisenden zu ihrer Verteidigung gleichfalls gezwungen waren, eine Salve zu geben. Als die Ajawa die Schüsse hörten, machten sie schleunigst kehrt und flüchteten auf einen Hügel, von wo aus sie drohten, die Reisenden im Schlafe töten zu wollen. Während der Verwirrung gelang es nur zwei Gefangenen, sich noch zu befreien. Nach diesem Zusammenstoß kehrten die Reisenden müde und erschöpft nach dem Dorfe zurück, das sie am Morgen verlassen hatten. Es war dies das erste Mal, daß Livingstone im offenen Kampfe mit den Eingebornen zusammentraf, und hier machte die Selbsterhaltung die Verteidigung dringend notwendig.

Bischof Mackenzie jedoch schlug vor, die Ajawa zu verfolgen und ihnen die gefangenen Mangandscha wieder abzunehmen, die er von jetzt an als zu seiner geistigen Herde gehörig betrachtete. Alle Europäer, ausgenommen Dr. Livingstone, stimmten mit ihm überein; dieser führte jedoch an, daß es besser sei, hiermit zu warten; denn die Ajawa waren sicherlich durch portugiesische Agenten von Tete aus angestachelt, und die Mangandscha hatten keinerlei Verbindung unter sich, die sie gegen den gemeinschaftlichen Feind gekräftigt hätte. Die Vereinigung der Mitglieder von Livingstones Sambesi-Expedition und die der der Universitätsmissionäre hörte jetzt auf, denn Livingstone kehrte nach seinem Schiffe zurück, um sich zur zweiten Reise nach dem Njassasee vorzubereiten.

Mackenzie entschied sich für die Anlage seiner Missionsstation auf einem niedrigen Vorgebirge, um welches der kleine, kalte Fluß von Magomero sich herumschlängelte. Die Aussicht war dort eine prächtige, ringsum standen schöne, Schatten spendende Bäume. Doch wollte man nur vorübergehend hier den Sitz aufschlagen, bis man genaue Kenntnis des Landes und seiner Verhältnisse erlangt hätte. Mackenzie beschäftigte sich mit Erlernung der Sprache, Weller leitete den Häuserbau und Scudamore errichtete eine Kinderschule.

Zweite Reise nach dem Njassasee.

Am 6. August 1861, kurz nach der Rückkehr von Magomero, brachen die beiden Livingstone und Dr. Kirk nebst einem Matrosen und mehreren Dienern in einem vierruderigen Boote nach dem Njassasee auf. Auf dem Wege dorthin mieteten sie Eingeborne, welche das Boot über die 40 englische Meilen lange Strecke an den Murchison-Katarakten bringen sollten. Da die Reisenden einen ziemlich hohen Trägerlohn in Baumwollenstoffen boten, so meldeten sich doppelt so viel Leute, als nötig waren, und große Scharen folgten ihnen den ganzen Weg entlang, die am Abend alle Bezahlung verlangten, auch wenn sie nicht geholfen hatten. Das Boot wurde von einem Dorfe zum andern gebracht, und am nächsten Morgen stellte dann der Dorfälteste neue Träger. Alle waren willig, natürlich gegen übliche gute Bezahlung; die Leute schwatzten und sangen unverdrossen, während sie doch so große Last trugen, ohne dabei jemals außer Atem zu kommen.

Die Landschaft zeigte sich rauh und felsig, mit wenig fruchtbarem Boden; doch fehlte es nicht an Graswuchs und Wäldern. Zwischen zwei Nachbardörfern zeigte sich oft ein überraschender Unterschied. Das eine erschien wohlhabend und thätig, mit gut gebauten Hütten, großen Lebensmittelvorräten und freien offenherzigen Bewohnern, die gern den Reisenden das Nötige verkauften; im nächsten dagegen fand man das vollständige Gegenteil, ein unwilliges, argwöhnisches, schlecht gekleidetes Volk in elenden Behausungen, das nichts zu verkaufen hatte, obgleich ringsum der Boden weit fruchtbarer als bei dem reicheren Nachbardorfe war. Einen Grund für diesen auffallenden Unterschied führt Livingstone nicht an.

Nachdem man am letzten Wasserfalle vorüber gekommen war, wurde das Boot wieder in das breite und tiefe Fahrwasser des oberen Schire gebracht, der hier eine Krümmung nach dem Sombaberge zu macht. Er erscheint schon ganz seeartig und wird von den Eingebornen auch in der That als Fortsetzung des Njassa betrachtet. Am Ufer entwickelte sich ein reges Tierleben. Viele weißbrustige Kormorane wurden aus ihrer behäbigen Ruhe aufgestört, die nur während der Nacht im Strome fischen, am Tage jedoch auf den Bäumen und im Rohre zu schlafen pflegen.

Im Flusse selbst schwammen Flußpferde umher und kamen ganz nahe an das Boot heran, welches sie mit einem Schwall Wasser aus ihren ungeheuren Mäulern übergossen. Büffelherden und Antilopen zeigten sich in den grasigen Gegenden oder kamen zur Tränke an den Fluß herab.

Da am linken Ufer große Haufen räuberischer Ajawa umherzogen, die man vermeiden wollte, so fuhr man am rechten, westlichen Ufer des Stromes aufwärts in den kleinen See Pamalombe ein. Dieser ist etwa 10—12 englische Meilen lang und 5—6 breit. Ringsum umgibt ihn ein so dichter Saum von Papyrusstauden, daß man kaum eine Öffnung darin erblicken kann. Diese Pflanzen standen so üppig und dicht nebeneinander bis zu einer Höhe von 4 m, daß „kaum die Luft durchdringen konnte“, und zwischen ihnen entströmte so reichlich Schwefelwasserstoffgas dem Wasser, daß es in einer Nacht

den (wahrscheinlich mit Bleiweiß angestrichenen) Boden des Bootes gänzlich schwarz färbte. Myriaden von lästigen Moskiten schwebten über der Wasserfläche. Diese, welche gewöhnlich anzeigen, daß ein Ort zur Hervorbringung des Fiebers besonders geeignet erscheint, veranlaßten die Reisenden, daß sie schleunigst den gefährlichen See verließen, um nach den gesünderen Ufern des Njassa zu gelangen. Sogleich, als sie am 2. September in diesen einsegelten, fühlten sie die angenehme, kühle Luft, die dieser große Wasserkörper ausströmt.

Das erste, was sie nun zu erforschen suchten, war die Tiefe des Sees. Ringsum an den Gestaden zeigte sich auf eine halbe englische Meile Breite ein hellgrüner Saum, auf den nach der Mitte zu eine tief indigoblaue Färbung folgte, wie sie auch der Indische Ozean zeigt. Der obere Schire war 3—5 m tief gefunden worden; doch, fortrudernd am westlichen Gestade des Njassa, fanden die Reisenden den See eine englische Meile vom Ufer entfernt schon 30 m tief; dann, als sie ein großes Vorgebirge — welches sie, nach dem Astronomen in der Kapstadt, das Vorgebirge Maclear tauften — umsegelt hatten, konnten sie selbst bei 70 m Tiefe noch keinen Grund erlangen. Man fuhr am westlichen Ufer weiter fort, das eine Reihenfolge sandiger Buchten zeigte.

Weiter nördlich fand man in einer felsigen Bucht unter 11° 49′ südl. Breite bei 200 m Grund, doch außerhalb derselben ließ sich mit einer Fischerleine bei fast 240 m noch kein Boden gewinnen. Im allgemeinen konnte das Boot nur in der Nähe der Ufer ankern.

Das südöstliche Ende des Njassasees, aus welchem der Schire abfließt, ist etwa 30 englische Meilen lang und 10—12 breit. Dieser Arm des Sees und jener, welcher sich jenseit des Vorgebirges Maclear nach Süden erstreckt, geben dem ganzen See eine gabelförmige Gestalt, ähnlich dem italienischen Stiefel, dergestalt, daß die beiden erwähnten Buchten im Süden die Zinken der Gabel, der nach Norden sich erstreckende Hauptteil des Sees jedoch den Griff darstellt. Der engste Teil, 18—20 englische Meilen breit, liegt da, wo die beiden Buchten sich abzweigen; von hier aus wird der Njassa allmählich breiter und erreicht eine Ausdehnung von 40—50 oder 60 englischen Meilen bei einer Gesamtlänge von 200 englischen Meilen. Die allgemeine Richtung desselben ist fast genau von Norden nach Süden.

Die Jahreszeit war den Reisenden sehr ungünstig. Die Äquinoktialstürme erlaubten ihnen nicht, nach der östlichen Seite hinüberzufahren, und Rauch und Nebel erfüllten die Luft derart, daß ein freier Blick kaum möglich war. Über den See führen verschiedene Fähren der Eingebornen, namentlich im nördlichen Teile, wo die Insel Chisomoro einen Stationspunkt für die Überfahrenden bildet.

Scheinbar ist der Njassa überall von Bergen umgeben, allein es stellte sich heraus, daß an der Westseite diese Berge nur der Abfall eines schön bewaldeten Tafellandes waren. Gleich allen von Hochlanden eingefaßten Seen ist auch der Njassa starken und plötzlichen Stürmen ausgesetzt. Gerade im September und Oktober, als Livingstone ihn beschiffte, fanden die heftigsten Stürme statt, die seine Reise häufig aufhielten. Manchmal, wenn das Schifflein vor

einer angenehmen Brise leicht und lustig über die blaue Flut dahinsegelte, erhob sich ohne vorhergehende Anzeichen ein wütend brüllender Sturm, der gefährliche Wogen in seinem Gefolge hatte. Einmal war man genötigt, mitten im See bei 13 m Tiefe Anker zu werfen, da die wilde Brandung am Gestade das Boot sicher zum Scheitern gebracht hätte. Unaufhaltsam, eine hinter der andern, kamen die hohen, mit weißem Gischt gekrönten Wellen auf das gebrechliche Fahrzeug schäumend herangestürzt, und schon eine einzige hätte genügt, die Reisenden zu vernichten, wenn das Boot damit gefüllt worden wäre; allein sie entrannen glücklich der Gefahr. Sechs Stunden brachten sie in dieser Not zu, während eine dicke, von den Bergen kommende Wolke über ihrem Haupte hing und Scharen aufgescheuchter Nachtraben (Cometornis vexillarius), die sonst am Tage sich niemals sehen lassen, gleich Unglücksvögeln über ihnen im Sturme dahinschwebten. Die schwarzen Ruderer wurden seekrank und unfähig, das Boot gegen den Sturm anzuhalten, während die mit dem Gepäck am Lande marschierenden Träger von den hohen Klippen wehklagend herabschauten und ausriefen: „Alle sind verloren! Sie sind so gut wie tot!“ Als der Sturm endlich nachließ und die Reisenden das Ufer glücklich wieder gewannen, wurden sie von den Trägern glückwünschend begrüßt, als wären sie nach einer langen Abwesenheit heimgekehrt. Von dieser Zeit an richtete man sich nach den Weisungen des mitgenommenen europäischen Matrosen John Neil, der, ein Fischer von der irischen Küste, genau die Küstenschiffahrt an einem stürmischen Gestade kannte. Oft saß man dann tagelang am Ufer und wartete das Vorübergehen des Sturmes ab. Der über viele Meere gereiste Livingstone bezeugt, daß er nirgends solche Wellen gesehen, als auf dem Njassa. Jede Nacht mußte das Boot in eine sichere Bucht vor Anker gebracht werden, und hätte man nicht gewußt, daß diese Unwetter auf eine bestimmte Zeit im Jahre eingeschränkt waren, man würde den Njassa treffend „See der Stürme“ getauft haben. Übrigens unterscheidet sich der Njassasee hierdurch keineswegs von andern Binnenlandseen, die gleich ihm von hohen Bergen umgeben sind. Die Erscheinungen bleiben genau dieselben, und wenn man Raddes Schilderungen der Stürme auf dem Baikalsee in Sibirien, oder jene Bakers auf dem Albert-Nyansa mit derjenigen, welche hier Livingstone gibt, vergleicht, so wird man die große Übereinstimmung erkennen.

Der Njassa empfängt von Westen her keine großen Zuflüsse. Die fünf Flüßchen, welche Livingstone dort einmündend fand, ergießen zusammen so viel Wasser in den See, als der Schire allein abführt. Sie waren 10—20 m breit und einige so tief, daß man sie nicht durchwaten konnte; allein die Verdunstung muß auch sehr stark sein. Diese Flüßchen und einige andre gleich große, von Norden und Osten kommend, genügen, wenn sie durch die Regen angeschwellt werden, um das Steigen des Sees ohne das Vorhandensein eines großen Stromes zu veranlassen, dessen Existenz man wenigstens notwendig glaubte, um den regelmäßigen Abfluß des Schire zu erklären; allein die Eingebornen am Nordende erklärten ausdrücklich, daß kein großer Strom dort in den Njassa münde, womit jedoch die Frage keineswegs abgeschlossen erscheint. Genau sichtbare weiße Marken an den Felsen zeigten, daß zeitweilig während

der Regenperiode das Wasser einen Meter höher steht als am Schlusse der trockenen Jahreszeit. Der Regen beginnt hier im November, und das fortwährende Steigen des Schire findet nicht vor Januar statt.

Die Westküste des Njassasees besteht aus einer Reihenfolge einander ähnlicher kleiner Buchten mit sandigem Grunde und steinigem Ufer, die stets durch kleine felsige Vorgebirge voneinander getrennt sind. Die große Südwestbai würde einen guten Hafen abgeben. Das Land an der Küste ist niedrig und fruchtbar, an einigen Stellen marschig und mit großen Scharen von Enten, Gänsen, Reihern, Haubenkranichen und andern Vögeln bevölkert. Im Süden fand man weite, von Hügelketten eingefaßte Ebenen; nach Norden zu wurden die Berge höher und boten einen prachtvollen Anblick, da Berg sich auf Berg türmte, bis sie sich, den fernen Horizont noch begrenzend, zu verlieren schienen. Im Nordosten ragen die Felsen jäh aus dem Wasser hervor. Hinter ihnen soll sich ein Tafelland ausdehnen, das für Weide und Ackerbau wohl geeignet und von einem aus dem Süden gekommenen Stamme der Zulu besetzt ist. Diese haben große Herden und nehmen fortwährend an Zahl zu, indem sie die Nachbarstämme annektieren.

Nie zuvor hatten die Reisenden in Afrika eine so dichte Bevölkerung gesehen als an den Ufern des Njassasees. Am südlichen Ufer zieht sich eine fast ununterbrochene Reihe von Dörfern hin. An den Buchten standen große Haufen Eingeborner, welche den ungewohnten Anblick eines Bootes unter Segel anstaunten, und wo die Reisenden auch landeten, in wenigen Minuten waren sie von Hunderten von Menschen, Männern, Weibern und Kindern, umringt, welche die „Tschirombo" (wilden Tiere) anschauen wollten. Diese Tiere, nämlich die Reisenden, essen zu sehen, war das herrlichste Schauspiel für die Schwarzen, und niemals hatten die Löwen oder Affen eines zoologischen Gartens bei ihrem Mahle aufmerksamere Zuschauer als die Weißen, welche bei ihrem Essen stets von einem dichten Kranze dunkler Gestalten umgeben waren, die sich nicht satt schauen konnten. Doch hielten sie sich hinter einer Linie, welche die Reisenden in den Sand gezogen hatten, und benahmen sich im allgemeinen höflich. Nur zweimal kam es vor, daß sie den Rand des Segels, das als Zelt diente, aufhoben, um darunter durchzugucken, wie bei uns vorwitzige Knaben unter der Umhüllung einer Schaubude auf Jahrmärkten durchschauen; doch den Namen „Tschirombo", eßbares wildes Tier, gebrauchten sie in der That für die Fremdlinge, ohne zu ahnen, daß diese es verstanden. Mit Ausnahme eines einzigen Dorfes, dessen Einwohner sich infolge des Biergenusses in berauschtem Zustande befanden, verlangte man nirgends Abgaben oder Durchgangsgelder von den Reisenden.

Der Boden am Njassa erscheint wohlbebaut, namentlich stark mit Reis und süßen Kartoffeln; auch findet man Mais, Mapira und Hirse. Im Norden dagegen bildet Kassava das Hauptnahrungsmittel, zusammen mit faulen Fischen. Während einer bestimmten Jahreszeit halten die Einwohner am Nordende noch eine ganz eigentümliche Ernte. Als Livingstone in jene Gegend gelangte, sah er dichte Wolken über dem See, wie wenn meilenweit das Gras im Lande abgebrannt wird. Doch am nächsten Morgen segelte man durch eine dieser

Wolken und entdeckte nun, daß sie weder aus Rauch noch aus Nebel, sondern aus Millionen kleiner Mücken bestand, die den Namen Kungo führen. Sie erfüllten die Luft bis zu einer ungeheuren Höhe und schwärmten dicht über dem Wasser, in das sie jedoch nicht hinabfielen. Während man durch diese lebendige Wolke hindurchfuhr, mußte man Augen und Mund geschlossen halten, denn der Inhalt derselben fiel wie Schnee auf das Gesicht herab. Unzählbare Mücken lagen im Boote, als dieses durch die Wolke hindurchgedrungen war. Die schwarzen Eingebornen sammeln während der Nacht diese Insekten und kochen daraus dicke Kuchen, die Millionen von Mücken enthalten. Ein solcher Mückenkuchen ist $2^1/_2$ cm dick und so groß wie ein Teller; er ist inwendig schwarz und schmeckt ähnlich wie Kaviar oder gesalzene Heuschrecken, also nicht übel.

Auch ausgezeichnete Fische, meist bis dahin unbekannte Arten, kommen im Njassa vor. Der Mpassa oder Sandschika, eine Art Karpfen, geht, wie bei uns der Lachs, in den Strömen aufwärts bis zu den Quellen, um dort zu laichen. Er wird bis 75 cm lang und schmeckte den Reisenden besser, als irgend ein anderer afrikanischer Fisch. Im August und September steigt der Mpassa in die Flüsse, und dann beginnen die Fischer ihre Jagd auf ihn. Eine Menge Wehre mit Schleusen werden erbaut, die mit Korbfallen abgeschlossen sind; auch spannt man noch unterhalb der Wehre breite Netze von Ufer zu Ufer, so daß es als Wunder erscheint, wie der schlaue Fisch dennoch entkommen kann. Wahrscheinlich findet er in der Nacht einen Weg stromaufwärts. Die Fische im See fängt man meistens mit Netzen, obgleich man auch zuweilen Männer, Weiber und Kinder angelnd am Ufer sitzen sieht. Zum Fange der jungen Brut, einer dem Grashechte ähnlichen silberschimmernden Art, benutzt man engmaschige Netze, die oft Tausende der nur 5 cm langen Tierchen auf einen Zug herausholen. Sie schmecken ähnlich, als wenn sie mit Chinin versetzt wären, vielleicht von der mitgekochten Gallenblase. Die Reisenden bemerkten ganze Flotten von Kanoes, die zur Fischerei in den See hinausstachen, selbst wenn derselbe bedeutend bewegt war; dabei ruderten die Schwarzen aufrecht stehend.

Der erste Eindruck, welchen man von den Männern am Njassa empfängt, ist der, daß sie überaus faul sind. Gruppenweise sieht man sie den Tag über unter schattigen Bäumen schlafend; doch forscht man nach dem Grunde, so erfährt man, daß diese Schläfer den größeren Teil der Nacht über anstrengend gearbeitet haben. Am Nachmittage ermannen sie sich dann wieder, bessern ihre Netze aus und bringen sie in die Kanoes. In der Nacht segeln sie dann nach den Fischplätzen und arbeiten im Wasser herum. Obgleich es nicht an großen Krokodilen im Njassa fehlt, so erzählten die Fischer doch, daß selten einer der Ihrigen von ihnen verschlungen werde. Können die Krokodile nur genug Fische, ihre natürliche Nahrung, erlangen, dann greifen sie selten den Menschen an. Doch wenn das Wasser trübe und schlammig ist, werden sie sehr gefährlich, weil sie dann ihre eigentliche Beute nicht sehen können.

Die Umwohner des Sees sind ein keineswegs schönes Volk; die Frauen sind sehr häßlich und machen sich noch abscheulicher dadurch, daß sie das Pelele in der Oberlippe tragen; manche Damen, hiermit noch nicht zufrieden, tragen auch ein solches Ding in der Unterlippe. Das wertvollste Pelele besteht

aus einer runden, tellerförmigen Zinnplatte; auch findet man es aus weißem Quarz hergestellt. Dann sieht die Trägerin aus, als hätte sie ein Stückchen Stearinkerze in die Lippe gesteckt. Andre wieder werden aus blutrotem Pfeifenton bereitet; diese sind als Modeschmuck besonders in Gunst. Alle Eingebornen sind vom Kopf bis zum Fuß tätowiert mit Figuren, welche als Charakterzeichen der einzelnen Stämme gelten. Die Matumboka tätowieren kleine Pünktchen auf der Gesichtshaut, so daß diese wie mit Warzen überdeckt ist, und die jungen Mädchen, die vorher ganz nett aussehen, erscheinen dann wie gealtert. Von der Kleidung ist kaum etwas zu berichten, da das Material, aus welchem sie geschnitten wird, verschwindend klein ist. Die hübschen Zähne werden zugespitzt, so daß sie wie Katzenzähne aussehen.



Die am Njassa gebauten Getreidearten: 1. Mapira (Sorghum vulgare) und 2. Hirse (Panicum italicum).

Im Charakter weichen die Leute am Njassa nicht von andern Schwarzen in Zentralafrika ab. Sie sind ziemlich freigebig und boten von den Ergebnissen des Fischfangs den Reisenden stets etwas an, selbst wenn diese nichts verlangten. Ein Häuptling im Norden, Namens Marenga, ein schöner schlanker Mann mit einer Adlernase, benahm sich besonders großmütig gegen die Reisenden, schickte ihnen Bier und Lebensmittel und fragte, auf sein eisernes, mit Kupfer verziertes Armband zeigend, ob es in England etwas Ähnliches gäbe. Als Livingstone dies verneinte, zog Marenga seinen Schmuck sogleich vom Arme und schenkte ihn dem Reisenden; dasselbe that sein Weib mit ihrem ähnlichen Armband. Doch fehlte auch die Kehrseite zu diesem erfreulichen Charakterzuge der Eingebornen nicht. Bei Tschitanda wurden die Reisenden zum erstenmal bestohlen und machten die Erfahrung, daß es im Innern Afrikas genau so freche und abgefeimte Diebe gibt, wie in London. Im allgemeinen hatten sie sich so sicher gefühlt, daß sie niemals, ausgenommen wenn sie Verräterei fürchteten, eine Wache ausstellten. Die begleitenden Makololo hatten sich eines Abends am Biere gütlich gethan und, damit ihre Herren nicht durch ihr lautes Gespräch gestört werden sollten, sich etwas entfernt von diesen niedergelassen. Von den Reisenden waren zwei mit Fieber behaftet; alles schlief fest, nur einer merkte, wie etwas

an seinem Kopfkissen zerrte, doch glaubte er, einer von den Dienern lege es ihm zurecht. Das Bootsegel, unter dem man schlief, war ringsum offen gelassen und somit ein Diebstahl erleichtert. Am nächsten Morgen vermißte beim Erwachen der eine seine Stiefel, der andre sämtliche Kleider, der dritte den Koffer mit allen Habseligkeiten und so weiter. „Ist das Baumwollenzeug fort?“ war die erste Frage. Zum Glück war dies jedoch nicht der Fall, da einer es als Kissen benutzt hatte, denn sonst wäre ihnen das einzige Zahlungsmittel verloren gewesen. Den Aneroid-Barometer, ein Paar Stiefel, einige getrocknete Pflanzen und Fische hatten die Diebe als unbrauchbar weggeworfen, dagegen manche wertvolle Notizen mitgenommen. Die Reisenden gerieten infolge dieses Schurkenstreichs in nicht geringe Verlegenheit, namentlich bezüglich der Kleidung; doch waren ihnen Flinten und Revolver zum Glück geblieben. Das Volk im Dorfe selbst hatte höchst wahrscheinlich keinen Teil an diesem Diebstahl; der Verdacht fiel auf einige Leute von der Ostküste, die den Reisenden schon seit einigen Tagen gefolgt waren.

Die Begräbnisstätten am See waren hübsch angelegt und sorgfältig gehalten, namentlich am Südufer in der Gegend von Kap Maclear. Durch dieselben führten breite saubere Wege; ein alter Feigenbaum breitete seine schattigen Äste über den Grabhügeln aus, die ganz in der Form wie die unsrigen aufgeworfen sind. Sie verlaufen alle von Norden nach Süden, mit dem Kopfende nach Norden. Die Gräber der Männer und Frauen waren durch die von diesen während der Lebenszeit benutzten Gerätschaften unterschieden, welche zerbrochen auf den Gräbern umherlagen. Ein Stück Netz und ein zerbrochenes Ruder zeigte das Grab eines Fischers an. Ein hölzerner Mörser, zerbrochene Töpfe und Kalabassen oder ein Korb, in dem Mehl gesiebt wurde, deuteten auf ein Frauengrab.

Bot hiernach das Südende des Njassa ein im ganzen erfreuliches Bild dar, so konnte dies Livingstone vom Norden und Nordwesten keineswegs behaupten, denn dort herrschte Gesetzlosigkeit und Blutvergießen. Hier lebt das räuberische Volk der Masitu oder Masite auf den Hochlanden, von denen herab sie gelegentlich Beutezüge in die Dörfer der Ebenen machen. Sie gehören zum Stamm der Zulu, kamen ursprünglich aus dem Süden und sind identisch mit den Landin, die alljährlich von den Portugiesen am Sambesi Tribut einfordern. Alle Ortschaften nördlich von 11 Grad 44 Minuten waren kürzlich von diesen schrecklichen Räubern zerstört worden und nur die Häuptlinge Mankambira und Marenga hatten nebst ihren Unterthanen, geschützt durch Verpalissadierungen und die Hecken von Euphorbien, sich mit Erfolg zu verteidigen vermocht. Die Euphorbia oder der Wolfsmilchbaum wird hier, wie in den Mangandscha-Gebieten und auch weiter nördlich bis ins Gebiet des Nil, sowie überhaupt durch einen großen Teil Afrikas, wegen ihrer gefährlichen Stacheln zu schützenden Hecken benutzt, in deren Schatten die Eingebornen lagern und hinter denen sie sich vor den Feinden sicher fühlen. Mankambiras und Marengas Bogenschützen hatten hinter diesen Hecken, ohne selbst einer Gefahr ausgesetzt zu sein, sich ihre Opfer unter den Masitu auswählen können und diese zurückgeschlagen. Jenseit der beiden Dörfer aber

war das Land weit und breit verwüstet, und verwesende, kürzlich getötete Eingeborne wurden auf dem Wege der Reisenden oft angetroffen. Die Träger Livingstones am Lande fürchteten sich daher, allein, ohne Begleitung eines Weißen weiter vorzudringen, da noch verschiedene Banden in der Nähe sengend und brennend umherzogen. Livingstone entschloß sich deshalb, an ihrer Spitze den Weg am Lande fortzusetzen, und ließ seinen Bruder nebst Dr. Kirk im Boote zurück.

Man bezeichnete eine Bucht als den Ort, an welchem man wieder zusammentreffen wollte, und drang dann beiderseits, die einen auf dem Lande, die andern zu Wasser, weiter nach Norden vor.

Der Weg am Ufer war sehr beschwerlich gewesen, so daß sie am ersten Tage nur fünf englische Meilen zurücklegen konnten, und weiter landeinwärts, um die Berge herum, dehnte sich der Weg zu weit aus, als daß sie ihn hätten verfolgen können. Am nächsten Morgen erschienen plötzlich zum Schrecken von Livingstones Begleitern sieben mit Federn phantastisch geschmückte und mit Speeren und Schilden bewaffnete Masitu. Durch einen Makololo konnte sich Livingstone mit ihnen verständigen. Als dieser sich den Räubern näherte, geboten sie ihm Stillstand und befahlen ihm, daß er sich in die Sonne niedersetzen solle, während sie selbst im Schatten lagerten. „Keineswegs", lautete die Antwort; „wenn ihr im Schatten sitzt, so will ich auch darin sitzen." Nun schlugen sie mit ihren Keulen auf die Schilde, um den Reisenden Schrecken einzujagen, allein der Makololo antwortete, „daß man dieses Geräusch nicht zum erstenmal gehört habe." Dann saßen alle zusammen nieder. Die Masitu verlangten nun ein Geschenk, um ihrem Häuptling beweisen zu können, daß sie mit Fremden zusammengetroffen seien, die keine Araber wären. Als Gegenbewilligung verlangte Livingstone nun, daß sie ihn zum Boote zurückführen sollten, in dem alle seine Waren sich befänden; er selbst besäße nichts bei sich, sagte er, und zum Beweise kehrte er seine Taschen um, aus denen, unter andern Sachen, auch ein Notizbuch zum Vorschein kam, welches die Masitu jedoch für eine Pistole hielten und ihn deshalb baten, es gleich wieder einzustecken. Die jüngeren unter ihnen wurden nun zudringlich und verlangten eine Ziege, die ihnen jedoch nicht bewilligt wurde; die älteren dagegen fürchteten sich und machten schnell, daß sie davonkamen.

Manchmal auf Händen und Füßen kriechend, mußte man nun steile Bergrücken und bis 300 m tiefe Schluchten überschreiten. In jeder Schlucht rieselte ein Strom. Das ganze Land, früher bebaut und dicht bevölkert, bot infolge der Zerstörungen der Masitu einen echt afrikanischen Anblick, der beredtes Zeugnis ablegte von der Nacht der Barbarei im schwarzen Erdteil!

Die Zulu erschlagen nur die alten Leute und die kräftigen Männer; Frauen und Kinder dagegen werden weggeführt, gütig behandelt und dann als freie Zulu betrachtet; auch sollen sie ihre Gefangenen niemals verkaufen.

Livingstones Begleiter konnten sich von ihrem Schrecken immer noch nicht erholen, und als er ihnen erlaubte, nach Mankambiras Dorfe umzukehren, machten sie sich vergnügt auf den Rückweg. Nur mit den beiden Entschlossensten setzte er seine Reise fort und war so glücklich, nachdem er noch

einen entsetzlichen Weg zurückgelegt, ohne weiteres Abenteuer am vierten Tage wohlbehalten das Boot wieder zu erreichen. Dieses war bis fast zum elften Grade in nördlicher Richtung auf dem See vorgedrungen, ohne jedoch dessen Ende zu erreichen. Man sah, daß der Njassa im Norden rings von Bergen umschlossen war.

Die Erforschung des Njassasees durch Livingstone nahm die Zeit vom 2. September bis 27. Oktober 1861 in Anspruch. Da seine Waren, die ihm das Geld ersetzten, entweder verausgabt oder verloren waren, sah er sich genötigt, nach dem Dampfer zurückzukehren.

In den Schire eintretend, fanden sie auf dem breiten, mit Papyrusstauden bewachsenen Rande, welcher den kleinen Pamalombesee umfaßt, viele vor den Ajawa dorthin geflüchtete Mangandschafamilien. Von dem üppigen Wachstum des Papyrus mag man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß derselbe niedergedrückt die zeitweilig aufgeschlagenen Hütten der Mangandscha über dem Wasser trug, die auch ohne Gefahr über die schwankende Rohrdecke von einer Behausung zur andern gehen konnten; sie hob und senkte sich unter ihren Füßen wie schwaches Eis. Zwischen den Hütten und dem Ufer war ein dichter und breiter Gürtel von Papyrus übrig geblieben, und kein Mensch, der an der Landseite vorüberging, vermochte zu ahnen, daß hinter dem grünen Walde von Rohr sich lebende Wesen aufhielten. Die Mangandscha kamen in Kanoes nach diesem Zufluchtsort und nährten sich von den vorzüglichen Fischen des kleinen Sees. Die Reisenden ankerten bei dem schwimmenden Lager und kauften von den Bewohnern Salz, welches diese in Rindengefäßen aufbewahrten.

Weiter den Schire abwärts traf man einen jungen, weibisch aussehenden, aufgeputzten Mann, der herankam, um die Weißen anzuschauen. Er war von einem der Küstenstämme, ging unter einem Schirm und war von fünf hübsch gekleideten Mädchen begleitet. Eines derselben trug seine Pfeife, ein zweites Bogen und Pfeile, die übrigen die Kleider und Beile des Stutzers, der seine lebendige Ware auf diese Weise zur Schau stellte und danach trachtete, sie an die Häuptlinge in der Umgegend zu verschachern.

In Mikenas Dorfe wurde gefrühstückt; dann schaffte man alle ans Land gebrachten Gegenstände wieder ins Boot, um nun aufzubrechen, als plötzlich ein Mangandscha wehklagend herbeilief und schrie: „Die Ajawa haben soeben meinen Kameraden getötet!“ Die Reisenden sahen gleich darauf die mit Flinten bewaffnete Vorhut einer etwa 1000 Mann starken Streifpartie erscheinen. „Tötet sie“, rief nun der Mangandscha, „sie wollen in die Berge gehen, um dort die Engländer zu erschlagen“, worunter er die Missionäre in Magomero verstand. Livingstone hielt es jedoch geratener, sich in keine neuen Kämpfe einzulassen, und ruderte den Schire abwärts. Bei den Murchisonfällen mußte das Boot wieder über Land getragen werden; abermals, wie auf dem Hinwege, boten sich massenhaft Träger an, die auch das Fahrzeug glücklich bis in das schiffbare Wasser des Schire brachten. In einem sehr geschwächten Zustande erreichten die Reisenden am 8. November 1861 ihren Dampfer wieder, nachdem sie fast ein Vierteljahr zur Erforschung des Njassasees abwesend gewesen waren.



Das Grab der Frau Livingstone.

X.

Der Untergang der Universitätsmission.

Aussichten der Missionäre in Magomero. — Reichsversammlung der Mangandscha. Die Göttin Bona und ihre Priesterin. — Bischof Mackenzies Kriegszüge gegen die Ajawa. — Ursachen der Fehden zwischen Mangandscha und Ajawa. — Jammervolle Lage der Missionäre. — Krieg mit den Anguru. — Tod Mackenzies, Burrups, Scudamores und Dickinsons. — Tod der Frau Livingstone.

„Am 14. November 1861“ (sechs Tage nach Livingstones Rückkehr zu seinem Dampfer), so erzählt der kühne Missionär, „kam Bischof Mackenzie mit einigen Matrosen vom „Pionier“ zu uns, die ihrer Gesundheit wegen in Magomero gewesen waren und zugleich die Mission dort unterstützt hatten. Der Bischof schien sich außerordentlich wohl zu befinden und glaubte, einer friedlichen und nützlichen Zukunft entgegenzugehen. Die Ajawa waren geschlagen und vertrieben, während wir am See reisten, und hatten dann eine Botschaft gesandt, daß sie mit den Engländern in Frieden zu leben wünschten. Viele Mangandscha hatten sich in Magomero niedergelassen, um unter dem Schutze des Bischofs zu leben, und man hoffte, daß der Sklavenhandel in den Hochlanden bald aufhören werde, und daß das Volk sich dann in Sicherheit der friedlichen Gewerbthätigkeit erfreuen könnte. Die Mission, so nahm man gleichfalls an, könnte bald sich aus eignen Mitteln unterhalten und selbst

Nahrungsmittel bauen wie die Portugiesen in Senna oder Kilimane. Herr Burrup, ein energischer junger Mann, war in Schibisas Dorf am Tage vor dem Bischof in einem Kanoe angekommen. Ein Wundarzt und ein Laienbruder folgten ihm in einem andern Kanoe. Da der „Pionier" zu tief ging für den oberen Lauf des Schire, so erschien es ratsam, ihn bei der nächsten Fahrt nicht weiter aufwärts als bis zur Mündung des Ruo zu bringen. Deshalb entschloß sich der Bischof, das Land von Magomero bis zur Mündung dieses Flusses zu erforschen und mit dem Schiff nebst seinen Schwestern und Frau Burrup im Januar zusammenzutreffen. Dies wurde vor dem Scheiden ausgemacht, und der gute Bischof nebst Burrup, die wir niemals wiedersehen sollten, verließen uns. Sie gaben und empfingen drei herzhafte englische „Cheers" (Freudenzurufe), als sie ans Ufer gingen, und wir dampften fort."

Das traurige Los des Untergangs dieser braven Missionäre wollen wir hier nach den Erzählungen des einzigen Überlebenden, Rowley, wiedergeben. Es ist ein Bild voll Jammer und Schrecken, voll Not und Elend, aber auch voll Kühnheit, Gottvertrauen und Ausdauer, wenn auch nicht frei von Mißgriffen. Die Universitätsmission hatte sich also in Magomero niedergelassen. Dieser Distrikt lag 1000 m über dem Meere, die Hitze war niemals drückend und, nach Rowleys Ansicht, das Klima so gesund, wie in den bergigen Gegenden Indiens. Das Dorf selbst stand in einer Vertiefung und war zu sehr mit den Missionären und ihren Anhängern bevölkert. Die Weißen waren nur eine handvoll Menschen und ihre Leute, die sie vom Kap mitgebracht hatten, nur gering an Zahl; indes schlossen sich ihnen viele der kräftigen Makololo an, die Livingstone aus dem Innern mitgebracht hatte und die sich stark genug fühlten, auch ohne Beistand allen Feinden der Weißen die Stirn zu bieten. Bevor noch diese kleine Kolonie Zeit hatte, sich in ihrem neuen Aufenthaltsorte niederzulassen, empfing sie, wie wir oben gesehen haben, den starken Zuwachs an befreiten Sklaven. Die Missionäre waren in der friedlichsten Absicht gelandet, der Bischof selbst war im Zweifel darüber gewesen, ob man überhaupt Waffen führen solle, doch befand er sich kurz darauf unter diesen Wilden in derselben Lage, welche die Ostindische Kompanie vor 100 Jahren gegenüber den Fürsten von Hindostan einnahm. Livingstone war es gewesen, welcher Magomero den Glaubensboten empfohlen hatte, obgleich es doch wegen seiner tiefen Lage ungesund sein mußte. Es besaß dafür den Vorteil, sich leicht verteidigen zu lassen, im Fall ein Angriff von den Ajawa drohte. Wir müssen uns erinnern, daß Livingstone auf einem seiner Züge den Ajawa eine große Anzahl Mangandscha abgejagt hatte, die nun den Kern der künftigen Christengemeinde bilden sollten. Die Ajawa befanden sich immer noch in der Nachbarschaft, und in Magomero wurde ein großer Reichstag von Mangandschahäuptlingen gehalten, welche die Kriegshilfe der Engländer gegen ihre Bedrücker anriefen. Die Versammlung zeichnete sich durch parlamentarische Ordnung aus und erhielt vom Bischof Mackenzie den Bescheid, daß er in drei Tagen Antwort sagen wolle. Es schien damals fast, als ob die Schwäche der Mangandscha im Mangel an Einheit bestehe. Jedes Dorf hielt sich getrennt, sie wurden einzeln überfallen und erlagen daher notwendig der Übermacht.

Theoretisch freilich war eine Art Zentralgewalt vorhanden. Zunächst standen mehrere Gemeinden unter Oberhäuptlingen, die Oberhäuptlinge wieder unter dem Rundo oder König. Zeitweilig begab sich der Rundo auf den Gipfel des Berges Choro, wo nach dem Glauben der Mangandscha eine unsichtbare Gottheit Namens Bona hausen sollte. Zum Dienste der letzteren wurde eine Frau auserſehen, welche in feierlichem Gepränge auf den Gipfel des heiligen Berges gebracht und dort zurückgelassen wurde, um hinfort gar nicht mehr mit Menschen zu verkehren. Von Zeit zu Zeit versah man sie mit Nahrungsmitteln, die an einem bestimmten Orte niedergelegt wurden, dem sie sich erst näherte, nachdem sich der Überbringer entfernt hatte. Zu ihr begab sich der Rundo, seine Ankunft schon von weitem durch Hornsignale verkündend. Die Zauberin zog sich hierauf in ihre Hütte zurück, hörte die Fragen des Rundo an und verkündete am nächsten Morgen ihren Orakelspruch, von dem man annahm, er sei ihr in der Nacht von der Gottheit Bona eingegeben worden.

Am Sonntage, dem dritten Tage nach ihrer Ankunft in Magomero, nahmen die Missionäre gemeinschaftlich das Abendmahl und verkündigten dann dem versammelten Reichstage der Mangandscha, daß sie ihnen die erbetene Hilfe leisten würden, wenn sie sich verpflichteten, in Zukunft dem Menschenhandel zu entsagen, alle Kriegsgefangenen freizugeben und jeden Übertreter dieser Vorschriften zu bestrafen. Da die Bedingungen angenommen wurden, so sollte am nächsten Tage der Kriegszug beginnen. In der That erlebte man nun das seltsame Schauspiel, daß die Missionäre, die Boten des Glaubens und Friedens, in einem fremden Lande sich anschickten, auszuziehen, um Klopffechterei zu treiben und Menschenblut zu vergießen. Möglich, daß sie den Gedanken hegten, in Magomero den Keim zu einer Theokratie legen zu wollen, nach Muster der berühmten Jesuitenmissionen in Paraguay.

Das Heer war bald gerüstet und versammelt. Am 14. August zog der kriegerische Bischof von Magomero an der Spitze von 500 Mangandscha, von denen jedoch nur 15 mit Gewehren bewaffnet waren, in die Schlacht. Die Gewehre waren indessen nur zum Schaugepränge und um Furcht zu erregen da, denn es fehlte die Munition. Von Engländern beteiligten sich an dem Fehdezuge als Generalissimus der Bischof Mackenzie, dann zwei Missionäre, Scudamore und Rowley, zwei Laienbrüder, Waller und Adams. Außerdem hatten sich einige von Livingstones Bootsleuten angeschlossen. Den Mangandscha kam nun der verlorene Mut wieder, sie eilten von allen Seiten herbei, um das kleine Heer zu verstärken, das bald auf 1000 Mann anschwoll. Der Zug war nach dem Dsumboberge gerichtet, in dessen Nähe man den Feind zu finden hoffte. Als man den Kamm eines Höhenzuges erreicht hatte, sah man unter sich in weiter Ausdehnung das Lager der gerüsteten und wohlvorbereiteten Ajawa, die sofort das Kriegsgeheul ausstießen. Nun galt es, sich als Feldherr zu zeigen. Indessen Bischof Mackenzie wollte zunächst einen gütlichen Vergleich erstreben und verlegte sich anfangs auf das Parlamentieren. Von zwei Landsleuten begleitet, schritt er unbewaffnet auf die feindlichen Ajawa zu, um mit den Häuptlingen zu unterhandeln und die Friedensbedingungen festzusetzen. Drei Anführer traten ihnen entgegen, benahmen sich

aber sehr trotzig und schlugen jede Unterhandlung mit Engländern ab, die sie für ihre Feinde erklärten. Auf diese Erklärung hin kehrte Mackenzie ihnen den Rücken, fest entschlossen nun, nachdem die Ausgleichsversuche gescheitert, als Stratege vorzugehen, und den blutigen Kampf aufzunehmen. Den Oberbefehl der angreifenden Parteien übernahm Waller, der zwei von Livingstones Bootsleuten mit einer Schar Mangandscha abordnete, um den Feinden in die linke Flanke zu fallen. Nachdem er ihnen etliche Zeit zur Ausführung dieser Bewegung gegönnt hatte, rückte er mit seiner Hauptmacht den Ajawa entgegen. Jetzt wurden auch die Mangandscha vom Kriegseifer ergriffen und heulten ihren Schlachtenruf; doch ließen sie wohlweislich die mit Feuergewehren bewaffneten Briten an der Spitze des Zuges marschieren. Es dauerte nicht lange, so eröffneten die Ajawa aus dem hohen Grase, in dem sie sich versteckt hielten, ihr Feuer, das von den Engländern erwidert wurde, worauf jene den Rückzug antraten. Unterdessen war auch die Umgehungskolonne auf Ajawa gestoßen, welche ihre Feinde gleichfalls im Rücken angreifen wollten. Auch dort kam es zu einem Gefechte, aus dem sich die Ajawa zurückzogen, sobald sie gewahrten, daß ihre Gegner nicht zurückliefen. Allmählich war die Hauptmacht der Ajawa unter einem gegenseitigen Auswechseln von Schüssen auf den Abhang eines Berges retiriert. Der Bischof Mackenzie reichte jetzt dem Missionär Rowley seine Enfieldbüchse, deren Visier er auf 500 Schritte stellte. Er legte an, zielte und schoß seine Kugel so, daß sie über die Köpfe der Ajawa hinfuhr. Diese hatten ruhig zugeschaut, weil sie von der Tragkraft eines solchen Gewehres keine Vorstellung besaßen, sondern sich weit genug von den Gegnern entfernt glaubten. Als die Kugel in ihrer Nähe einschlug, bückten sie sich unter das Gras, als eine zweite nachfolgte, begannen sie zu laufen, und wenige Augenblicke nachher war kein Gegner mehr sichtbar. So endigte dieser glorreiche Kriegstag. Ohne einen Verlust an Menschenleben kehrte der siegreiche Bischof triumphierend nach Magomero zurück.

Dem Helden wurde nun allseits der Hof gemacht, und jeder suchte ihn zum Verbündeten zu gewinnen. Wenn er dann einen Sklavenjäger sah, der mit seinen abscheulichen Dieben das Land durchstreifte, so brannte er vor Begierde, den Unmenschen ihre Beute zu entreißen; die Ajawa, welche raubend und plündernd in die Mangandschadörfer einfielen, suchte er zurückzutreiben und verteidigte die Angegriffenen. Er befreite aus den Händen der Ajawa 200 arme, halbverhungerte Weiber und Kinder, welche dann die Mission zu unterhalten hatte, solange es dieser möglich war. Viele Stimmen in England wurden gegen den Bischof laut, daß er durch die Kriege das Missionswerk gefährde; allein er konnte die verübten Scheußlichkeiten nicht mit kaltem Blute ansehen, ohne an deren Züchtigung zu denken, und gleich ihm würde wohl jeder gehandelt haben, in dessen Busen ein warm fühlendes Herz den kalten Verstand überwiegt. In keinem andern Teile der Welt würde dagegen wahrscheinlich eine Handvoll fremder Menschen, welche die Verbreiter einer fremden Religion sind, sich so ungestraft in alle Angelegenheiten eingemischt haben, und es erscheint mehr als zweifelhaft, ob die zivilisierten Europäer ihre Gegenwart so ruhig ertragen haben würden, wie die gutmütigen Mangandscha. Sie zeigten

sich als gutartige, lenksame, unterwürfige Menschen, welche gern für die Missionäre arbeiteten. Der Bischof errichtete einen Lebensmittelmarkt, und anfangs brachte man zum Unterhalt der Mission und der befreiten Gefangenen reichliche Vorräte, die gegen Baumwollenzeug umgetauscht wurden.

Je länger aber die Missionäre mit den Mangandscha in Magomero zu thun hatten, je mehr sie mit ihnen vertraut wurden, desto ungünstiger wurde die Meinung über dieses Volk, über das sich Livingstone getäuscht hat. Beständig belagerten ihre Häuptlinge die Engländer mit dem Gesuche, die Ajawa zu vertreiben, welche in der Nähe sich aufhalten und besonders in dem Gebiete des Häuptlings Barwi hausen sollten. Scudamore begab sich daher auf den Kundschafterpfad. Von einem Führer begleitet, gelangte er in die Nähe des Ajawalagers. Dann kroch der streitbare geistliche Herr wie ein Indianer auf allen Vieren durch das Gebüsch, bis er auf 30 Schritte den Leuten nahe war. Statt eines Kriegslagers fand er jedoch ein Dorf, und statt Vorbereitungen zu Feindseligkeiten sah er die Frauen Korn auf den Reibsteinen zu Mehl zerstoßen. Allmählich begann die Wahrheit in den Gemütern der allzu bereitwilligen Geistlichen zu dämmern. Unter ihren Zöglingen befanden sich einige Frauen und Kinder der Ajawa, die nach und nach durch ihre guten Eigenschaften sich vor den Mangandscha auszeichneten. Schließlich ergab sich, daß, wenn auch die Ajawa mit portugiesischen und arabischen Sklavenhändlern Geschäfte gemacht haben mochten, der Menschenraub keineswegs ihr Handwerk sei. Sie waren vielmehr ein heimatsloser Stamm, von den stärkeren Makua an der Küste ins Innere geworfen, wo sie wiederum die schwächeren Mangandscha zu verdrängen suchten. Daß sie Frauen und Kinder raubten und sich dienstbar machten, ließ sich nicht leugnen und entsprach den allgemeinen afrikanischen Gebräuchen. Allein wahrscheinlich hatten sie vorher einen Teil der ihrigen an ihre Gegner verloren, und dann ist die Sklaverei bei ihnen ein patriarchalisches Verhältnis. Je klarer die Missionäre die Lage der Dinge erkannten, desto deutlicher ergab sich, daß man es nicht mit vereinzelten Räuberbanden zu thun hatte, sondern mit einem Volke, das sich in regelmäßiger Stammesfehde gegenüber einem andern behauptete. Es lag eine Völkerwanderung im kleinen vor, die mit der Ausrottung eines schwachen Stammes durch eine lebenskräftigere Rasse enden sollte. In diesen natürlichen Prozeß hatten die Missionäre blind und parteiisch eingegriffen, während sie später täglich mehr und mehr sich zu den von ihnen befehdeten Ajawa hingezogen fühlten. Die Ajawa auf Barwis Gebiete ließ man übrigens ungestört sitzen; als aber der Einbruch einer neuen Horde gemeldet wurde, ergrimmte der fehdelustige Bischof Mackenzie abermals. Er brach mit 5 Engländern und etwa 2000 der eingebornen Bundesgenossen auf, um die Eindringlinge zu verjagen. Kaum näherten sie sich indessen dem Kriegslager der Ajawa, als auf den Ruf: „Die Engländer sind da!" ihre Gegner, ohne einen Angriff abzuwarten, in wilder Flucht auseinanderstoben und alle ihre Habe sowie 500 Gefangene, Weiber und Kinder, den Siegern überließen. Über die unmittelbare Ursache, die dem Kriege zwischen beiden Völkern zu Grunde lag, wollen wir hier noch einen der Missionäre reden lassen, der offen das den Ajawa angethane Unrecht einräumt.

„Wir“, so schrieb Rowley im Mai 1862 an Ort und Stelle, „wurden zu dem Glauben verleitet, daß die Ajawa mutwilligerweise und in böswilliger Absicht ihr eignes Land verlassen hätten, daß ihr einziges Trachten dahin gehe, Sklaven zu fangen, um diese an die portugiesischen Händler zu verkaufen, von denen sie aufgestachelt seien, und daß sie bei alledem mit teuflischer Grausamkeit zu Werke gingen. In der Hauptsache war das auch ganz richtig, aber mit Ausnahme einer wichtigen Angabe, der nämlich, daß sie ihr eignes Land aus freien Stücken mutwillig verlassen hätten. Wir erfuhren erst nach einiger Zeit, wie es sich damit verhielt: wir glaubten, wir hätten nur eine Handlung der Gerechtigkeit geübt, gleich passend für Laien wie für Geistliche, indem wir den Mangandscha Beistand leisteten. Mit solchen Ideen und Gefühlen führten wir die Mangandscha gegen die Ajawa bei Tschirombo und Tschikela. Aber unsre Annahmen verwirklichten sich nicht. Wir erfuhren bald, daß der Krieg zwischen den Mangandscha und den Ajawa weit mehr den Charakter einer Stammesfehde hatte, als wir geglaubt, und daß jene Ajawa, welche sich im Lande der Mangandscha befanden, durch die Gewalt der Verhältnisse gezwungen worden waren, ihre Heimat zu verlassen; wir überzeugten uns ferner, daß viele von ihnen friedlich lebten, und daß sie weiter keine Schuld hatten, als da zu wohnen, wo sie sich befanden.

„Die unmittelbare Ursache des Kriegs ist folgende: Unweit von Magomero wohnte ein Ajawahäuptling, Namens Kempama. Er war seit drei Jahren im Lande und benahm sich, was selbst die Mangandscha nicht in Abrede stellten, friedlich. Nur ein Mangandschahäuptling Barwi ging uns wiederholt an, jenen Kempama zu vertreiben. Barwi that alles, um Kempama zu reizen; vielleicht dachte er, daß, wenn eine Fehde zum Ausbruche käme, wir ihm helfen würden, trotzdem wir ihm jede Aussicht auf dergleichen benommen hatten. Endlich wurde Kempamas Bruder durch einen von Barwis Leuten ermordet. Aus Rache dafür ließ Kempama das Dorf des Mörders in Feuer aufgehen. Von da an entbrannte nun der Krieg, der von den Ajawa auch auf uns ausgedehnt wurde.“

Und in welche Lage waren die armen Missionäre geraten! Daheim in England waren sie an kräftige Fleischkost gewöhnt, und jetzt, wo sie in der tropischen Sonne und in fieberschwangerer Luft gleich Galeerensträflingen arbeiteten, bildeten Gurken, Melonen und unreifes Korn ihre Nahrung Waren sie bis zum äußersten erschöpft, dann hatten sie nicht einmal einen Schluck Wein zur Erquickung. Wir dürfen uns keineswegs einbilden, daß sie den ganzen Tag über in ihren Hütten unterrichteten, wie bei uns ein Schulmeister. Sie mußten hart um ihr Leben arbeiten und oft weite Ausflüge unternehmen. Diese geschahen jedoch nicht etwa aus Neugierde, oder um das Land zu durchforschen, sondern gewöhnlich, um die Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Häuptlingen beizulegen oder um Nahrungsmittel zu suchen. Rings um Magomero fand man fast gar kein Wild, und ein Mann, der dort von seiner Büchse allein leben wollte, würde bald verhungern. Auch hatten die Eingebornen kein Rindvieh, und die wenigen fleischessenden Europäer richteten unter deren Schafen und Ziegen eine arge Verwüstung an.

In Magomero hatte man unterdessen an den Gebäuden gearbeitet, die den Missionären zum Obdach dienen sollten, und diese waren gerade fertig geworden, als die Regenzeit eintrat, und zwar drang der erste fallende Regen durch die mangelhaften Strohdächer hindurch, so daß die Geistlichen in ihren Häusern die Regenschirme aufspannen mußten, um sich zu schützen. Mit dem Regen kamen nun Enttäuschungen, folgten Jammer, Elend, Tod. Bischof Mackenzie hatte dem Dr. Livingstone eine Baumwollen-Entkapselungsmaschine abgekauft, in der Erwartung, daß die Hochlande einen reichen Ertrag an Baumwolle liefern sollten; denn sie waren nach Livingstones Ausspruch ein „Baumwollenparadies“, und welche Anziehungskraft ein solcher Ausdruck auf einen Engländer üben muß, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. In der That sah man hier und da kleine Stücke Landes mit Baumwolle bepflanzt, allein die Ernte reichte nicht einmal hin, um die häuslichen Bedürfnisse der Eingebornen zu decken. Es gab dagegen auf der Hochebene reiche Eisenerze, welche die Eingebornen auszuschmelzen und zu verarbeiten verstanden. Wenn daher jemand einen Vorrat von Baumwolle bedurfte, so sendete er irgend ein Eisengerät, z. B. eine Feldhacke, in das Schirethal hinab, um dafür das Erforderliche einzutauschen. Ein einziges Mal kam es vor, daß ein Schwarzer ein wenig Baumwolle zum Verkauf anbot; er schien aber selbst den Rohstoff vorerst gekauft zu haben und forderte dafür mehr, als man selbst in Manchester gezahlt haben würde. Einer der Laienbrüder hatte, bevor er nach Afrika auswanderte, das Gerben erlernt, um alle die vielen Tierhäute, welche, wie er meinte, dort ungenutzt zu Grunde gehen, gar zu machen. Aber niemals wurde eine Haut feil geboten, und die einzigen Felle, welche er zu gerben Gelegenheit hatte, waren die der ungezogenen Negerbuben.

Während der trockenen Jahreszeit brachten die Eingebornen reichlich Nahrungsmittel nach Magomero zu Markte; mit der Regenzeit aber blieben sie aus, und die Engländer mußten nach den benachbarten Dörfern wandern, um dort ihre nötigen Lebensmittel zu kaufen. Ehe sie sich's versahen, wurden sie bereits genötigt, ihre Vorräte anzugreifen; bald war auch auf entfernten Dörfern nichts mehr feil, denn die Schwarzen, welche nicht für die Zukunft sorgen, schwelgen kurz nach der Ernte, müssen daher desto mehr darben, wenn die Frucht noch auf dem Halme sich befindet. Zuletzt wurden die Rationen immer schmäler, und einmal rettete nur die Ankunft von Wassermelonen der neuen Ernte aus großer Ferne die Gemeinde vor einem unfreiwilligen Fasttag, während ein andres Mal eine Ladung Fische von Anwohnern des Schirwasees gebracht wurde. Mit dem Regen hatten sich auch die Krankheiten eingestellt, Fieber wechselte mit Durchfall, wenn beide nicht gleichzeitig auftraten. Zuerst wurden die Kinder hinweggerafft; später folgten auch die Erwachsenen nach, denn alle litten mehr oder weniger.

Zwei der Missionäre, Proctor und Scudamore, waren in Begleitung des Farbigen Charles und einer Anzahl Träger mitten in der Regenzeit aufgebrochen, um den Fluß Ruo, ein Nebengewässer des Schire, aufzusuchen und nach seiner Mündung hinabzuziehen, um mit dem heimkehrenden Livingstone zusammenzutreffen. Nach vier Märschen erreichten sie Mango, ein Dorf am

Fuße des malerischen Milandsche-Gebirgsstockes, dessen felsige Hörner und Zinken über 2500 m hoch über die Hochebene aufragen, welche dort 1000 m absolute Erhebung besitzt. Die Regen hatten die Ebene bereits in ein Paradies umgewandelt. Das flache Land war bedeckt mit einem saftigen Kraut- und Grasteppich, durchwebt mit einem Blumenflor von den heitersten Farben, über welchem bunte Schmetterlinge und glänzende Käfer schwärmten; längs den Ufern der Gewässer zog sich ein Saum hoher Bäume hin, anmutig belaubt und bevölkert mit Vögeln in Prachtgefiedern. Nicht wenig war man erstaunt, in den dortigen Dörfern drei Kulturgewächse zu finden, die Afrika fremd sind und welche sogar dem Auftreten der Europäer ins Innere vorangeeilt zu sein scheinen, nämlich den Reis und die Orangen, außerdem, was noch viel merkwürdiger, die Ananas, deren Heimat bekanntlich die Neue Welt ist. Bis nach Mango hatten die Reisenden überall für sich und ihre Träger gastliche Aufnahme gefunden. Tschipoka, der dortige Häuptling, gab ihnen seine beiden Söhne mit als Führer nach der nächsten Ortschaft Mirode, welche dem Häuptling Tombondira gehörte. Es scheint, das Tschipokas Söhne sie nach einem falschen Ziele führten; gegen Mittag erreichten sie nämlich den Ruo und an diesem Flusse eine Dorfschaft von etwa 40 Hütten, die statt eines Pfahlwerkes rings von einem undurchdringlichen Dornengebüsch, mit Ausnahme eines einzigen Einganges, umgürtet waren. Das Dorf huldigte einem Häuptling Namens Manasomba, von dem es jedoch hieß, daß er abwesend sei. Die Bewohner mißfielen gleich anfangs durch ihre Frechheit, und auch die Führer traten jetzt mit unverschämten Forderungen auf. Proctor schoß ein paar Perlhühner, um den Leuten eine heilsame Furcht vor den Feuergewehren einzujagen, aber ohne den geringsten Eindruck zu erzielen. Die Szene änderte sich aber ein wenig, als Manasomba, der Häuptling, zu erscheinen geruhte, den Europäern die größte Freundschaft heuchelte und sie in sein Dorf einlud. Dort wurden sie von ihm bewirtet und ihnen dabei sogar Gabeln und Messer europäischer Herkunft vorgelegt, damit sie sich nicht die Finger zu beschmutzen brauchten. Alles wäre in Ordnung gewesen, wenn sich nicht um die Fremden eine unbehagliche Menge Bewaffneter geschart hätte, deren Blicke und Gebärden auf nichts Gutes schließen ließen. Gegen Sonnenuntergang brachte der Schwarze Charles die Nachricht, eine der eingebornen Frauen habe einem Mangandschaträger verraten, daß die Engländer zur Nachtzeit angegriffen und die Hütte über ihrem Kopfe in Brand gesteckt werden sollte. Scudamore gab daher Befehl, daß sich in der Stille die Träger sammeln und zum Abmarsch bereit halten sollten. Er selbst suchte unterdessen den Häuptling durch eine Unterhaltung zu fesseln. Als er aber vernahm, daß dieser leise einen Auftrag erteilte, um die Missionäre am Rückzug zu verhindern, erklärte er ohne weiteres, daß er aufbreche. Sogleich ließ sich eine Stimme vernehmen, man solle das Thor verrammeln; allein Charles war hurtig bei der Hand, räumte die Hindernisse hinweg, und die Reisenden gelangten, indem sie mit ihren Gewehren jeden bedrohten, der sie zurück halten wollte, glücklich hinaus. Im Freien jedoch wurden die Träger überfallen, auch Proctor und Scudamore gerieten ins Handgemenge, der letztere wurde sogar niedergeworfen, aber sogleich

wieder frei, als Proctor einen Schuß auf seinen Gegner abfeuerte, der diesen in die Flucht trieb, obgleich er nicht verwundet worden war. Auch Scudamore feuerte seine Flinte zur Warnung ab, was die Angreifer indessen nicht abschreckte, einen vergifteten Pfeil gegen Proctor abzudrücken, der glücklicherweise nur in den Gewehrschaft fuhr. Die beiden Geistlichen konnten sich jetzt unbelästigt zurückziehen, aber sie waren allein, denn Charles, der sich früher aus dem Staube gemacht hatte, war unsichtbar geworden, und die Träger waren den ungastlichen Schwarzen in die Hände gefallen. Auf ihrem Rückwege vermieden die beiden Missionäre, Ortschaften zu berühren, und langten nach einigen Tagen erschöpft in Magomero an. Nach und nach trafen auch einige Träger wieder ein, freilich ohne Gepäck. Drei von ihnen wurden jedoch von Manasomba gefangen zurückgehalten, dessen Leute, wie man erfuhr, nicht dem Mangandscha-, sondern dem Anguruſtamme angehörten.

Nicht um Rache zu nehmen, wie man sich überredete, nicht um zu strafen, auch nicht um das geraubte Eigentum den Anguru wieder abzujagen, sondern nur, um jene drei Träger ihren Familien zurückzugeben, brachen Bischof Mackenzie und ein halbes Dutzend der englischen Herren mit einer Bande rauflustiger Makololo, die man vom Schire entboten hatte, samt einem Troß Mangandscha nach dem Milandschegebirge auf. Manasomba rückte ihnen mit den Seinigen entgegen, nicht um zu fechten, sondern um Frieden zu schließen; allein die tobsüchtigen Makololo hatten sich, ohne Befehle abzuwarten, bereits auf einen Anguru geworfen, so daß bei diesem Anblick der feindliche Stamm die Flucht ergriff. Das leere Dorf, in dem nur die Erntevorräte und das Vieh sich befanden, fiel jetzt in die Hände der geistlichen Eroberer, die mit der Beute abzogen und die Hütten in Brand steckten.

Daß unter solchen Umständen von einer Förderung des Missionswerkes keine Rede sein konnte, liegt auf der Hand. Es scheiterte auch völlig.

Wir erzählen nun das betrübende Ende der mit vielen Kosten und noch größeren Hoffnungen unternommenen Mission. Nach der Rückkehr vom Siegeszuge, während dessen die Engländer oft durchnäßt wurden und den Todeskeim in sich aufnahmen, brach nämlich der Bischof Mackenzie in Begleitung des Geistlichen Burrup, der erst vor kurzem ihnen nachgereist war, nach dem Schire auf. Man wußte, daß das englische Kriegsschiff „Gorgon“ unter Kapitän Wilson an der Sambesimündung angekommen war und für Livingstone einen kleinen, in 24 Teile zerlegbaren Dampfer, die „Lady-Njassa“, mitgebracht hatte. Gleichfalls war die mutige Frau Livingstone angelangt, um sich wieder mit ihrem Gemahl zu vereinigen. Auch Burrups Gemahlin und Mackenzies Schwester waren da, um die Wirtschaftsangelegenheiten der beiden Missionäre zu übernehmen. Leider aber sollten sie sich, obgleich so nahe beisammen, doch nicht wiedersehen.

Livingstone hatte in Magomero angezeigt, daß er am 1. Januar 1862 mit dem „Pionier“ bei dem Flußinselchen Malo, gegenüber der Einmündung des Ruo in den Schire, die Missionäre erwarten würde, damit er sie in seinem Dampfer nach dem Sambesi führen könne. Die beiden Herren brachen erst am 2. Januar von Magomero auf und erhielten erst am 8. Januar bei

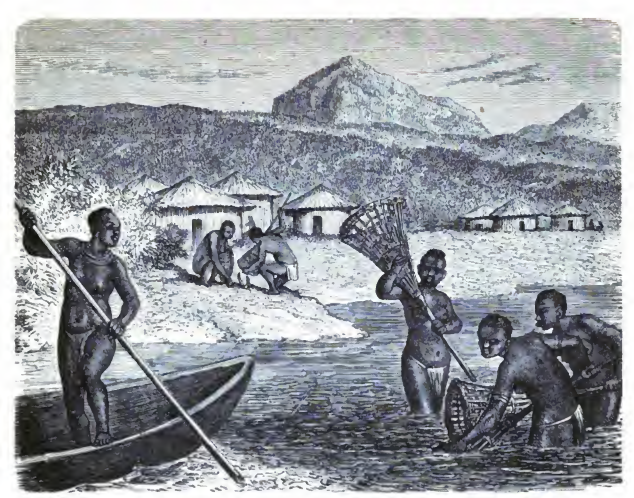
Schibisas Dorfe ein Boot zur Thalfahrt. Auf dem Wege nach Malo schlug das Fahrzeug um, die Reisenden verloren dabei eine sehr wertvolle Habe: alle Arzneien, alle Thee- und Kaffeevorräte waren zu Grunde gegangen. Schon vorher leidend, hatte die Durchnässung einen heftigen Ausbruch des Fiebers bei beiden zur Folge, und als sie am 10. auf der Insel anlangten, war Livingstone mit seinem Schiffe längst abgegangen. Drei Wochen lang lag der Bischof krank danieder, schlecht verpflegt und ohne Medizin, bis er am 31. Januar den Geist aufgab. Etwa 70 m vom Einflusse des Ruo, am linken Ufer des Schire und am Rande eines Waldes ließ ihm Burrup sein Grab bereiten. Er richtete ein Kreuz darüber auf und sprach den Segen. Burrup, gleichfalls dem Tode nahe, wurde auf einer Tragbahre von den begleitenden Makololo nach der Missionsstation zurückgeschleppt, wo er am 22. Februar verschied.

Bald nachher erfuhr man, daß ein englisches Boot vom Schiffe „Gorgon“ im Schire bei Schibisas Dorfe liege. Hier befanden sich außer dem fieberkranken Kapitän Wilson noch Mackenzies Schwester und Burrups Gemahlin an Bord, denen, als sie die doppelte Trauerbotschaft empfingen, natürlich nichts übrig blieb, als nach England zurückzukehren.

Als geistliches Oberhaupt der Mission hatte der Bischof Mackenzie letztwillig Scudamore bezeichnet, der nun die Station nach dem Schire verlegte, wo man dem Kampfe zwischen Mangandscha und Ajawa fern stand. Allein auch hier blühte ihr kein Glück; schnell hintereinander starben nun noch Scudamore und Dickinson, und die wenigen überlebenden Europäer verlangten, wie recht und billig, in ein gemäßigtes Klima gebracht zu werden, um ihr Leben zu retten. So hatte die Universitätsmission ihr Ende erreicht.

Auch Livingstone sollte direkt von den fortwährend am unteren Sambesi herrschenden Fiebern betroffen werden. Seine vortreffliche Gemahlin, die ihm nachgefolgt war, starb, aller Pflege ungeachtet, am 27. April 1862 zu Schupanga, wo man sie unter einem großen Baobab begrub.

In Livingstones Reisewerk heißt es über den Tod der edlen Frau: „Diejenigen, welche nicht sahen, wie dieses tapfere, gute englische Weib zu Kolobeng ein gemütliches Haus schuf, tausend englische Meilen landeinwärts vom Kap, und als die Tochter eines Moffat und als Christin den wohlthätigsten Einfluß auf die rohen Stämme des Innern ausübte, werden sich vielleicht wundern, wie sie dazu kam, den Gefahren und Mühseligkeiten dieses niedergetretenen Landes zu trotzen. Sie kannte sie alle und wurde in dem uninteressierten und pflichtvollen Versuche, ihre Arbeiten zu erneuern, zur Ruhe berufen. Herr dein Wille geschehe!“



Makondaweiber im Rufuma beim Fischfang.

XI.

Forschungen auf dem Rufumaflusse und im Westen des Njassasees.

Neuer Dampfer. — Webervögel. — Der Rufuma. — Die Makonda. — Stammzeichen. — Ende der Fahrt. — Not im Schirethale. — Thorntons Tod. — Ostafrikanische Gerätschaften. — Die Länder im Westen des Njassasees.

Livingstone war mit der Zusammensetzung des dritten Dampfschiffes beschäftigt, das er aus England erhalten hatte. Der „Ma Robert“ hatte, wie wir schon hörten, gar nichts getaugt; die Maschine des „Pionier“ war schlecht, und nun wurde ein neuer Versuch mit der „Lady Njassa“ (zu deutsch: „Fräulein vom See“) gemacht. Glücklich lief das neue Schiff am 23. Juni 1862 von Stapel, unter einem großen Zusammenlauf der Eingebornen, welche herbeigelaufen waren, um das Wunder mit anzusehen, wie ein eisernes Schiff auf dem Wasser schwimmen könne. Wir dürfen über die schwarzen Söhne Afrikas und ihr Zweifeln nicht spöttisch lachen; gibt es doch bei uns noch genug Menschen, die gleich ihnen schließen und das Schwimmen von Eisen auf einem

Flusse nicht begreifen können. „Wenn wir", so sagten die Eingebornen, „eine Feldhacke oder das kleinste Stückchen Eisen in das Wasser werfen, so sinken sie augenblicklich unter. Wie sollte sich also eine solche ungeheure Masse flott erhalten? Sie muß untergehen." Die Minderheit dagegen meinte: „Für die Afrikaner sei dies allerdings richtig und die Regel; allein die weißen Männer hätten für alles eine Medizin. Diese können sogar eine Frau machen, wenn sie wollen; nur die Sprache können sie ihr nicht geben, denn dort am Gallion des Dampfers ist eine solche angebracht." Die Ungläubigen waren erstaunt, als die „Lady Njassa" leicht und graziös auf dem Strome schwamm, statt sogleich, wie sie vorhergesagt, unterzusinken. „Sicherlich", sagten sie, „besitzen diese Männer eine mächtige Medizin."

Da, wo bei Schupanga das Schiff von Stapel gelassen wurde, hatte man Gelegenheit, die hübschen afrikanischen Webervögel (Ploceïdae) zu beobachten. Die Ansiedelungen der Webervögel können geradezu als ein charakteristisches Merkmal für Innerafrika gelten. Sie verleihen den Bäumen ein ganz absonderliches Gepräge. Es ist bezeichnend für diese eigentümlichen Künstler, daß sie stets in größeren Gesellschaften brüten. Ein Webervogelnest an einem Baume ist eine Seltenheit, gewöhnlich findet man ihrer zwanzig, dreißig; ja, es gibt Bäume, welche mit ihnen beladen sind. Die ungemeine Festigkeit dieser künstlichen Nester läßt sie jahrelang Wind und Wetter Trotz bieten, und so kann es kommen, daß man an demselben Bäume, welcher eben von einer Ansiedelung der Vögel bevölkert ist, noch die Nester von drei und vier früheren Jahrgängen hängen sieht.

Einen solchen Schmuck gewahrt man in Mittelafrika überall, im Gebirge wie in der Ebene, in dem einsamen Walde wie unmittelbar über dem Hause des Dörflers, am häufigsten jedoch auf Bäumen, welche mit ihren Zweigen über Flüsse, Flußbetten oder tiefe Thäler herabhängen.

Meistens hängen diese Nester an den Enden der Äste und Zweige herabhängender Schmarotzerpflanzen, Palmblätter oder des Schilfrohrs, und viele Arten lassen dieselben über dem Wasser in geringer Entfernung von der Oberfläche schweben. Der Grund hierzu wird in der Fürsorge der alten Vögel für ihre Brut gesucht. Eier und Junge wecken die Lüsternheit der zahlreichen Affen, welche alle ihre Gewandtheit und Klugheit daran setzen, um mit Erfolg nach der ausersehenen Beute langen zu können; aber die dünnen Zweige geben nach oder brechen und versenken den Räuber in das Wasser. Der Affe liebt kleine Vögel und Eier sehr, und wie gierig er auf Blut erpicht ist, beweist der Umstand, daß er den Papageien oft Federn aus dem Schwanze reißt, um die unentwickelten und blutenden Kiele auszusaugen. Auch die Schlangen werden als gefährliche Feinde der Webervögel hervorgehoben, aber ebenfalls erfolgreich vom Eindringen in die Nester durch deren Sorgsamkeit ausgeschlossen. Dennoch geraten die alten Vögel in große Aufregung, wenn ein solcher Feind sich naht, und umschwirren ihn zankend, schreiend und mit Schnabelhieben ihn belästigend. Es sollen die Tierchen einen kühnen Mut in ihren verwegenen Angriffen bekunden, der wohl durch die größere Gesellschaft von ihresgleichen wesentlich gehoben wird.



Ansiedelung afrikanischer Webervögel.

Die kleinen Kämpfer und Hüter der Brut der Webervögel werden uns als „große oder mittelgroße Finken“ geschildert, „meist von gestrecktem Leibesbau, mit langem, schlankem, oder ausnahmsweise kurzem und stumpfem Schnabel, langen Flügeln, mittellangem Schwanz und oft sehr prächtigem Gefieder, welches bei einigen Arten während der Fortpflanzungszeit sich durch eine eigentümliche Federbildung auszeichnet. Gelb und Rötlichgelb mit Schwarz sind die hauptsächlichsten Färbungen, welche vorkommen; es gibt aber auch vorwaltend schwarze, rote, sperlingsgraue und weißliche Weber. Der Kopf und das Gesicht pflegen dunkel gefärbt zu sein, der Rücken ist meist grünlich oder rötlichgelb, die Unterseite reingelb, licht oder dunkelrot gefärbt.“

Das neue Schiffchen schwamm lustig auf dem Sambesi und schien allen Anforderungen zu entsprechen. Livingstones Absicht jedoch, mit ihm den Schire aufwärts zu fahren und die Erforschung des Njassasees, dessen nördliches Ende man noch nicht kannte, zu vollenden, scheiterte an der Seichtigkeit des erstern, der sehr stark gefallen war. Livingstone wollte indessen in der ungesunden Fieberluft von Schupanga nicht länger warten und beschloß daher, den Rufuma hinaufzufahren, um so in das Innere zu gelangen. Am sechsten August fuhr man nach der Comoroinsel Johanna, nahm dort Zugochsen an Bord und ließ sich von einem englischen Kriegsdampfer bis zur Mündung des Rufuma hinschleppen. Dieser Fluß, von dem bereits früher die Rede war, entspringt im Nordosten des Njassasees, nimmt mehrere Zuflüsse auf und mündet unter 10° 30′ an der Ostküste. Anfangs September hatte man ihn erreicht. Der Kapitän des englischen Kriegsschiffes und einige seiner Offiziere begleiteten die Reisenden zwei Tage lang flußaufwärts im Kutter und in einem Boote, so daß nun eine kleine Flottille von vier Booten in den wieder sehr seichten Strom eindrang. Öfter saßen die Boote auf und mußten von den Sandbänken abgeschoben werden.

Der Fluß erscheint beiderseits von Hochlanden eingefaßt, die ein zwei bis vier englische Meilen breites Thal umschließen. Nicht weit von seiner Mündung liegt am linken Ufer der kleine Tschidisee, der bei Hochwasser mit dem Flusse in Verbindung steht. Eingeborne waren wenig zu sehen, nur hier und da erblickte man ihre Strohhütten im Dunkel der Wälder.

Livingstone hatte häufig entschiedenes Unglück mit der Beschiffung südafrikanischer Flüsse und täuschte sich über deren Bedeutung für den Handel ziemlich stark. Der Sambesi, der Schire ließen ihn oft im Stiche, und jetzt auch der Rufuma, der oberhalb des Tschidisees so seicht wurde, daß man den Dampfer zurücklassen und die Fahrt in flachgehenden Booten weiter fortsetzen mußte. Trotzdem meint unser Reisender, daß während neun Monaten im Jahre der Rufuma für die Schiffahrt geeignet sei. Ein weiteres Hindernis der Benutzung dieses Flusses sind schwimmende Holzstücke, die ähnlich wie auf dem Missouri sogenannte „Snags“, kleine Inseln, bilden. Livingstones Leute vom Sambesi verstanden sich trefflich darauf, die Kennzeichen des seichten oder tiefen Wassers ausfindig zu machen und dergestalt den Fahrkanal zu entdecken. „Molimo“ heißt der Steuermann im Hinterteil, „Mokadamo“ der Führer, der, vorn mit einer langen Stange aufrecht dastehend, dem Steuermann den

Kurs angibt, welchen er einzuhalten hat, indem er die Fahrt mit seiner Stange unterstützt. Die übrigen Leute zogen es vor, lieber stehend mit Stangen das Boot zu schieben, als zu rudern.

Was die Einwohner am unteren Rufuma betrifft, so gehörten sie zum Stamme der Makonda. Ihrer Sprache nach wichen sie von den am Sambesi hausenden Völkern ab, mußten aber gleich diesen zu der großen Kaffernfamilie gerechnet werden. Sie benahmen sich scheu und waren nur schwer dazu zu bewegen, ihre Hühner oder Gemüse zu verhandeln. Alle lebten in steter Furcht vor Überfällen der Sklavenräuber, und sie waren deshalb stets bereit zu fliehen. Daß ihre Sorge nicht unbegründet war, bewiesen ein paar abgeschnittene Menschenköpfe, welche Livingstone fand. Die Frauen trugen auch hier das Pelele, und selbst bei den jüngeren Männern am rechten Ufer des Rufuma, wo der Stamm der Makoa oder Mabiha haust, fand man diese Verunstaltung. Mit diesen Makoa, deren Stammeszeichen ein in die Stirn eintättowierter Halbmond ist, verkehrte Livingstone ganz besonders freundschaftlich; sie brachten ihm Honig, Geflügel und andre Lebensmittel.

Ein Teil von ihnen war nach dem Tafellande Tschonga Mitschi ausgewandert; der Hauptstamm aber wohnte westlich von der Mosambikküste, erkannte jedoch die Oberhoheit der Portugiesen nicht an.

Sowie die Makoa haben auch andre Völker Afrikas ihre ganz besonderen Stammeszeichen, die durch das Einschneiden von Hautnarben hervorgebracht werden und als Stammeswappen gelten. Sie werden auf Stirn, Gesicht, Armen und Brust angebracht und haben dieselbe Bestimmung wie die Tättowierung der Insulaner in der Südsee. Aber diese afrikanischen Zeichen sind weit einfacher und lange nicht so kunstvoll gezeichnet; auch wird bei ihnen kein Färbstoff unter die Oberhaut gebracht. Sie entstehen vielmehr nur durch das Ausschneiden von Hautstreifen, an denen das Zusammenheilen eine erhabene, aufgetriebene Narbe hervorruft. Dieselben Stämme haben aber auch dieselbe Art Tättowierung. Die Kalabaren am Golfe von Benin haben z. B. zwei rautenförmige Figuren auf Brust und Wangen; die Ibus im Nigerdelta auf jeder Seite der Schläfe über den Augenbrauen hin einen Pfeil. In Unterguinea sind die Zeichen bei weitem nicht so allgemein verbreitet wie in den vom Äquator nördlichen Ländern, und die Kabinda in der Gegend des Kongostromes haben keine Stammeszeichen, sondern nur Schmuckfiguren.

Nicht alle Makonda, die am Norduser des Rufuma wohnen, bewiesen sich als friedliche Leute. Eine Anzahl derselben überfiel Livingstones Boote am 18. September und beschoß dieselben, jedoch ohne Schaden anzurichten, mit vergifteten Pfeilen. Einige Kugeln aus den europäischen Flinten, die über die Köpfe der Schwarzen hinsausten, überzeugten diese jedoch bald, daß mit den Weißen nicht zu spaßen sei, und die Angreifer zogen sich zurück.

Als Livingstone 140 englische Meilen auf dem Rufuma vorgedrungen war, traten weiche Tufffelsen auf; noch 10 Meilen weiter wurde der Fluß enger und felsiger, und als man 156 Meilen hinaufgefahren war, erschien es unmöglich, noch weiter zu kommen. Dies geschah am 26. September 1862 bei dem Inselchen Nyamatolo. Neben diesem geht nur ein enges, für

heimische Kanoes benutzbares Fahrwasser hindurch, so daß jede Schiffahrt von Bedeutung hier ihr Ende hat. Die Entfernung dieses Ortes von Ngomano, einem weiter aufwärts liegenden Platze, beträgt 30 englische Meilen. Von dort aus führt ein Weg in zwölf Tagen nach dem arabischen Überfahrtplatze Kotakota am Njassasee.



Das Dampfschiff „Der Pionier" vor Kilimane.

Da nun der Weg über die Murchisonkatarakte bedeutend weniger über Land führte als jeder andre, so entschloß man sich, wieder auf der alten Schireroute nun bereits zum dritten Male nach dem Njassa zu fahren und hier umzukehren. Der Versuch, längs des Rufuma nach dem Njassa vorzudringen, war also gescheitert.

Viele Eingeborne glaubten, der Rufuma käme aus dem Njassa, ja einer log, er habe ihn mit eignen Augen daraus abfließen sehen. Andre sagten die Wahrheit: Bei Ngomano fällt von Südwesten her der Liende in den Rufuma; an ihm, der von den Bergen im Osten des Njassa kommt, führte der Sklavenweg nach diesem See; doch ist der Liende in der trockenen Jahreszeit selten mehr als wenige Zentimeter tief.

Bei Nyamatolo, wo Livingstone umkehren mußte, lebte eine zahlreiche wohlhabende Bevölkerung, welche viel Ackerbau trieb. Auf dem Inselchen standen nur die Sommerhütten, die gewöhnlich bewohnten ständigen Dörfer lagen in Wäldern; doch waren sie jetzt gänzlich verlassen, und die stark angehäuften Kornvorräte warteten vergeblich auf fleißige Hände, von welchen sie zu Mehl vermahlen werden sollten.

Nachdem Livingstone einen Monat abwesend war, erreichte er am neunten Oktober den zurückgelassenen „Pionier“ wieder. Acht Tage später ging er in See, fuhr nach den Comoroinseln hinüber und von da nach dem Städtchen Kilimane, das äußerst ungesund an der niedrigen Küste liegt und seine ganze Existenz dem Sklavenhandel verdankt. Die Portugiesen führen dort ein schmachvolles Regiment und verhindern jeglichen Aufschwung. Obgleich dort Zuckerrohr in Menge gedeihen könnte, beziehen sie den Zucker doch immer aus Ostindien! „Die Leute in Kilimane arbeiten nicht; sie haben keinen Unternehmungsgeist“, urteilte ein junger aufgeklärter Portugiese; „entweder bringen sie ihre Lebenszeit mit Krankheit hin oder mit der Genesung von derselben.“

Am 19. Dezember war Livingstone wieder in dem für ihn so traurigen Schupanga; er besuchte das Grab seiner Frau und bereitete alles zu einer neuen großen Reise nach dem Njassasee vor. Mit dem Beginne des neuen Jahres 1863 brach er auf und fuhr mit seinen beiden Dampfern, dem „Pionier“ und der „Lady Njassa“, in den Schire ein. Die Bilder, auf welche hier sein Auge fiel, waren ungemein trauriger Natur. Er hatte, als er zum letzten Male den Fluß befuhr, überall an dessen Ufern eine zahlreiche Bevölkerung gefunden, jetzt aber zeigte sich ein verwüstetes Land, abgebrannte Dörfer, und Totenstille herrschte an den Orten, wo früher fröhlicher Gesang ertönte. Auf den Wegen bleichten Gerippe, Leichengeruch erfüllte die Luft, und im Flusse fluteten die Körper der Ermordeten als eine Speise für die zahlreichen Krokodile. Wer aber hatte alle diese Veränderungen hervorgebracht, wer war es, der das blühende Thal in eine so schauderhafte Einöde verwandelt hatte? Niemand anders als jener Sklavenjäger Mariano, den wir bereits früher erwähnten. Er war von den portugiesischen Behörden in Mosambik zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Auch hatte man ihm eine Geldbuße auferlegt, da er jedoch nicht genug Barschaft besaß, um diese zu entrichten, so gestatteten ihm die Behörden von Mosambik, nach Kilimane zurückzukehren, um alte Schulden einzutreiben. Dort stellte sich jedoch heraus, daß seine Schuldner weiter landeinwärts wohnten, und er erhielt die Erlaubnis, auch dorthin zu gehen.

Mariano versah sich mit Gewehren und Munition, brachte eine Bande zusammen, lachte die Portugiesen aus und begann seine Raubzüge von neuem.

Livingstone mußte schauderhafte Szenen mit ansehen; er fand Leute, die abgemagert gleich Gerippen vor ihren Hütten lagen und den Tod erwarteten, oder sah, wie täglich Leichname in die Schaufelräder seines Dampfers gerieten. Der Körper eines Knaben flutete gerade hinter dem Dampfer her, als ein ungeheures Krokodil mit der Schnelligkeit eines Jagdhundes auf ihn zuschoß, den Körper ergriff und schüttelte, wie eine Dogge eine Ratte schüttelt.



Livingstones Dampfer umringt von Krokodilen.

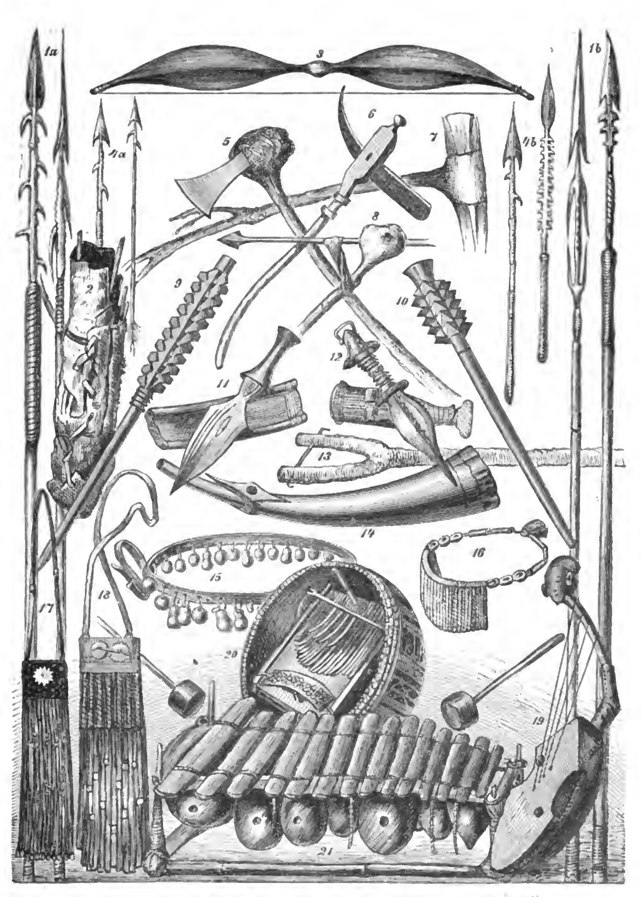
Noch eine große Anzahl der scheußlichen Bestien kam herbei, um ihren Teil an der Beute zu haben; sie peitschten mit ihren langen Schwänzen das Wasser zu Schaum und verschwanden erst, als von dem Leichnam keine Spur mehr vorhanden war. Der Schire wimmelte förmlich von diesen Ungeheuern. Livingstone zählte auf einer einzigen Sandbank 67 Stück! Sie waren übersättigt von den zahlreichen Leichen.

Anfangs war die Fahrt auf dem Schire schnell von statten gegangen. Bald sank aber der Fluß wieder, und im März saßen die Dampfer wieder auf einer Sandbank fest und konnten nicht weiter. Hier traf ein alter Reisegefährte bei Livingstone wieder ein, nämlich Thornton, der den Baron von der Decken begleitet hatte. Beide bestiegen den Kilimandscharo bis zu einer Höhe von 2500 m und gingen dann über Daseta zurück nach Wanga an der Küste. Der genannte Berg, dessen Gipfel eine Kuppe bildet, ist der höchste Afrika's überhaupt, denn er überragt noch die hohen Schneeberge Abessiniens um ein Beträchtliches. Er liegt etwa 40 Meilen vom Indischen Ozean entfernt und 65 Meilen südöstlich von dem großen Ukerewesee, in dem Speke die Quelle des Nil entdeckte.

Ein zweiter Schneeberg in jener Region ist der Kenia oder Kimadscha Dscheu, welchen Krapf am 3. Dezember 1849 von Kitui aus bemerkte; er erkannte deutlich, daß der Gipfel desselben von zwei mächtigen Hörnern gebildet wird, welche, nordwestlich vom Kilimandscharo, auf einer gewaltigen Bergunterlage sich erheben. Dieser Kenia liegt sechs Tagereisen von Kitui entfernt. Von den Leuten, welche in der Nähe desselben wohnen, erzählte ein Mann aus Nembu, er selber sei oft am Fuße des Berges gewesen, aber nicht hoch hinaufgestiegen, weil es dort sehr kalt sei und der weiße Stoff mit großem Geräusch den Berg hinabrolle. Darunter waren, wie man unzweifelhaft annehmen kann, die Lawinen zu verstehen. Andre Eingeborne sagten von dem Berge aus, daß er wie mit weißem Mehl bedeckt sei. Der Schnee speist viele Flüsse das ganze Jahr hindurch; man kennt etwa zwanzig, die ihre Fluten alle in den Indischen Ozean ergießen.

Thornton, der zu Livingstone zurückgekehrt war, wollte sich mit geologischen Arbeiten beschäftigen; allein bald sollte auch dieser mutige Mann von dem mörderischen afrikanischen Klima verschlungen werden. Er wollte den letzten noch übriggebliebenen Missionären, die im Schirethal geradezu Hunger litten, Hilfe bringen und machte für sich eine anstrengende Reise quer durch das Land nach Tete, wurde aber vom Fieber überfallen und starb trotz der sorgfältigsten Pflege am 21. April 1863. Er liegt, nicht fern von den Murchisonkatarakten, am rechten Ufer des Schire begraben.

Wie unter den Weißen, so hatte abermals der Tod unter den Schwarzen gewütet, deren Leichen ringsumher lagen und die Luft verpesteten — es war das alte Bild afrikanischer Grausamkeit, das wir wiederholt zu schildern genötigt waren, die Folge der Raub- und Sklavenzüge. Selbst an Trägern, die Livingstones Boot über die Murchisonkatarakten hinweg transportiert hätten, fehlte es, und Nahrungsmittel waren nur in geringer Menge zu erhalten.

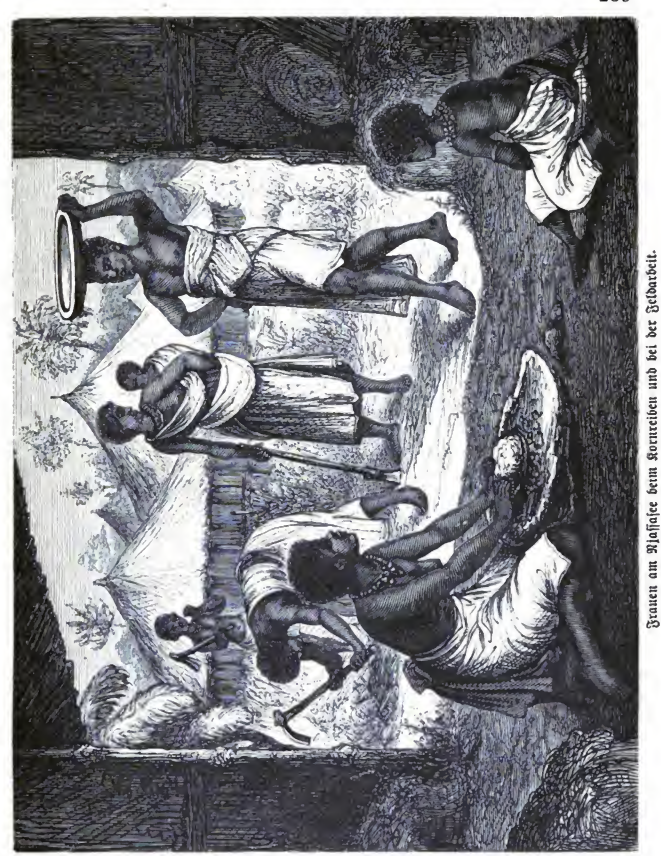


Ostafrikanische Waffen, Geräte und Zieraten. (Erklärung siehe umstehend.)

Es nimmt uns daher gar nicht wunder, daß dort unter den bisher ziemlich gesunden Mitgliedern der Expedition Fieber und Dysenterie ausbrachen. Namentlich wurden davon der Naturforscher Dr. Kirk und Livingstones Bruder hart mitgenommen, so daß sie sich am 19. Mai genötigt sahen, die fernere Reise aufzugeben und in die Heimat zurückzukehren. Ein weiterer Schlag traf Livingstone am 2. Juli. Man hatte in England die Expedition angefeindet; die Kriegszüge des Bischofs Mackenzie waren gemißbilligt worden, und da man die Erfolglosigkeit des Bestrebens einsah, wirklich Ruhe und Zivilisation in den Mangandschalanden auf dem bisher eingeschlagenen Wege verbreiten zu können, so berief der Minister Russell die Expedition zurück. Mitten im thätigsten Schaffen begriffen, mußte dieser Schlag Livingstone geradezu niederschmettern. Ehe er aber dem ergangenen Rufe Folge leistete, entschloß er sich, noch in die Landschaften westlich vom Njassasee vorzudringen, dorthin, wo der obere Sambesi seine Zuflüsse erhält.

Bis zum Lande der Marawi zog der Reisende durch Länder, die noch spärlich von Völkern bewohnt sind, welche zum Mangandschastamme gehören. Eine scharfe Trennung zwischen den einzelnen Völkerschaften ist aber selten zu beobachten. Durch Zwischenheiraten findet eine Vermischung statt, und Sitten und Gebräuche gehen ineinander über; auch führen die gleichen Naturverhältnisse vielfach zu denselben Anschauungen und Bedürfnissen.

Wir möchten uns hier eine Einschaltung gestatten. Um ein allgemeines Bild der Geräte und Waffen ostafrikanischer Völker zu geben, stellten wir auf dem Bilde S. 237 mehrere derselben zusammen. Wir sehen zunächst die Sansa (20), ein Musikinstrument, welches aus neun eisernen Strängen besteht, die mit dem Daumen geschlagen werden. Leute, welche zu arm sind, um sich eine Sansa zu kaufen, fertigen sich ein ähnliches Instrument aus Mapirakornstengeln, welche an und für sich nicht besonders klingen, jedoch einen leidlichen Ton von sich geben, wenn sie in eine ausgehöhlte Kalabassenschale gestellt werden. Die Kalabasse ist durch eingeschnitzte Figuren geziert und mit kleinen Schellen oder Zinnstückchen eingefaßt, welche einen klingelnden Ton von sich geben. Die Sansa ist am Sambesi und Schire weit verbreitet und wird von den dortigen Minnesängern gespielt. Einer derselben zog einmal mit Livingstone und sang stets dessen Lob in melodischen, selbstkomponierten Weisen, und zwar in fünfsilbigen Blankversen. Anfangs waren die Lieder nur kurz, jemehr jedoch der Mann über die Fremdlinge erfuhr, desto länger wurde sein Gesang, bis er zuletzt eine erstaunliche Ausdehnung gewann. Nachdem er lange genug mitgezogen und schon weit von seiner Heimat entfernt war, bedauerte er umkehren zu müssen; doch erhielt er für seine Schmeicheleien ein gutes Geschenk. Ein andrer, wenngleich weniger begabter Sänger war einer von Livingstones eignen Leuten, vom Stamm der Batoka. Jeden Abend, wenn die übrigen kochten, schwatzten oder schliefen, stimmte er seine Lieder an, die über alles, was er auf der Reise gesehen und erfahren hatte, Bericht erstatteten. Bei seinen Extemporationen geriet er niemals in Verlegenheit; wenn ihm ein Wort fehlte, hielt er nicht etwa inne, sondern füllte die Lücke mit einem eigentümlichen Laut aus, der eigentlich gar nichts bedeutete.



Frauen am Njassasee beim Kornreiben und bei der Feldarbeit.

Ein andres, ganz ähnlich klingendes Instrument ist die Marimba (21) oder, wie man sie scherzweise genannt hat, das afrikanische Piano. Sie wird mehr im Westen gebraucht und ist eine Art Holzharmonika, bei welcher ein jedes der abgestimmten Klanghörner einen hohlen Kürbis als Resonanzboden hat. Man schlägt dieselbe mit einem Klöppel, und je rascher der Künstler arbeitet, um so höher wird seine Virtuosität geschätzt. Weit mehr den europäischen Musikinstrumenten in der Form sich nähernd sind die Guitarren

(19), welche bei den Völkern am oberen Weißen Nil, z. B. bei den Dor, benutzt werden. Sie besitzen einen ordentlichen Resonanzkasten und sind mit verschiedenen Saiten bezogen, ja oft, wie die Figur zeigt, mit Schnitzwerk verziert. Ob sie dort von Anbeginn heimisch sind, oder von den arabischen oder abessinischen Völkern entlehnt wurden, läßt sich schwer nachweisen.

Wie in den Musikinstrumenten finden wir auch in den Zieraten eine große Übereinstimmung, welche Mädchen und Frauen zur Verschönerung ihrer persönlichen Reize an und um sich tragen. Wir reden hier nicht von den Kupferringen, die durch das ganze heiße Afrika verbreitet sind und einen der wichtigsten Handels- und Tauschartikel bilden, sondern von den ledernen Schürzen der Frauen, die in schmalen Riemen um den Unterleib geschlungen werden. Man vergleiche die Lederschürzen (17, 18) der Niam-Niamfrauen, jener „Schwanzmenschen" am Gazellenfluß im Gebiete des Weißen Nil, und die Schürze oder den Leibgürtel der jungen Mädchen in Sinamanes Lande am mittleren Sambesi (16), und man wird die Übereinstimmung beider sofort herausfinden. Die berüchtigte Sklavengabel (13) oder Gori, die so manchem Unglücklichen schon Schmerzen und Pein verursachte, sie ist am Njassasee und am oberen Nil genau dieselbe, und kein „Sachverständiger" wird hier unterscheiden können, ob unsre Abbildung nach einem Exemplar gezeichnet ist, das am Nil oder am Schire den Nacken der Sklaven einklemmte.

Betrachten wir nun einige kriegerische Gerätschaften. Die Waffen der afrikanischen Völkerschaften sind ungemein mannigfaltig. Manche kennen Bogen und Pfeile nicht und bedienen sich nur der Wurflanze, bei allen aber hat die Flinte schnell Eingang gefunden, und selbst bei einzelnen Völkern, die noch nie mit Weißen in Berührung gekommen waren, fanden diese das Schußgewehr schon in Gebrauch, da es auf dem Wege des Handels ihnen vorausgeeilt war. Während am Schire Mangandscha sowohl wie Ajawa ihren eignen Kriegsruf haben, bedienen sich die Völker am Weißen Nil der Kriegstrompeten. Eine solche aus Elfenbein zeigt die Figur (14). Dolche mit ihren Scheiden aus Loanda, dem Reiche des Muata Janvo, zeichnen sich durch die ungemein breite Klinge (11, 12) aus. Die afrikanischen Äxte sind überall ziemlich dieselben. Unsre Abbildung ist Originalen der Badema (5—8) nachgezeichnet, die südlich am mittleren Sambesi wohnen. Sie könnten aber teilweise, wie Fig. 5, nach den Beilen der Abessinier und Mansa gezeichnet sein. Von Keulen dagegen finden wir sehr mannigfache Formen, unter denen wir (9, 10) jene der Dinkaneger vom Weißen Nil auswählen, weil sie den alten Schweizer- oder hussitischen Morgensternen gleichen.

Unter den Bogen hat jedenfalls derjenige des Marawivolkes (3), westlich vom Schire und nördlich vom Sambesi, die originellste Form. Mit seinen Erweiterungen soll er zugleich als Schild dienen. Der Köcher (2) der Dor am obern Weißen Nil besteht aus Büffelhaut, und ihre Speere (1a, 1b) mit zahlreichen Widerhaken sind gleich jenen Pfeilen (4a, 4b), die am Njassasee gebraucht und wegen des schnell tödlich wirkenden Giftes gefürchtet werden. Man streicht das Gift dort auf die kleinen hölzernen Pfeilspitzen, die dann sorgfältig mit einem Maisblatte umwickelt werden.

Durch das Goathal, längs dem Lekneflüßchen, kam Livingstone bei dem Dorfe des Häuptlings Katosa nach dem Njassasee, der ihm nun fortwährend zur Rechten liegen blieb. Er fand die Landschaft im allgemeinen gut angebaut, und wo nicht die Mazitu oder Sklavenjäger gewirtschaftet hatten, lebte die Bevölkerung friedlich und baute ihren Mais oder ihre Hirse. Der Mais, die Hauptkulturpflanze in den Ländern im Westen vom Njassa, gedieh in dem fruchtbaren Boden zu solcher Höhe, daß er über den Köpfen der Reisenden zusammenschlug; ein Kolben zählte 360 Körner, und da sich an einer Staude zwei bis drei Kolben befanden, so kann man behaupten, daß im Durchschnitt ein Korn vierhundertfältig trug.

Die Bevölkerung war im Ackerbau sehr geschickt; sie bewässerte die Felder, rupfte das Unkraut aus, trug es auf Haufen und verbrannte es zu Asche, mit der man düngte. Das einzige Instrument, welches man zu den Feldarbeiten anwandte, war eine Hacke mit kurzem Stiele, mit welcher die Frauen den Boden lockerten, da den Negern der Pflug ein unbekanntes Ding ist. Am Westufer des Njassasees weiter vordringend, fanden die Reisenden Männer und Weiber mit Korn beladen, das sie eiligen Schrittes in die verpalissadierten Dörfer brachten, wo sie vor den Mazitu sicher waren. Die „Mühle“, auf der das Korn dann zerrieben wird, ehe es zu Nahrungsmitteln verwendet werden kann, ist die echt afrikanische, wie sie auch in Abessinien gebraucht wird. Sie besteht, wie aus der Abbildung (Seite 239) zu sehen ist, aus einem großen, etwas ausgehöhlten Unterstein, auf welchen das Korn geschüttet wird, das dann die Frauen mit einem kleineren Stein, dem Läufer, zerreiben.

Was man am Ufer des Njassasees, dem man bis Kota-Kota folgte, kennen lernte, wich nicht viel von den früher gemachten Erfahrungen ab. Überall die nämliche Furcht vor den Mazitu oder den Arabern, die bei Kota-Kota ihre Schiffe zimmerten, mit denen sie die Sklaven über den See brachten. Die Bevölkerung lebte von Fischfang und Ackerbau.

Mitte September verließ Livingstone den Njassa, brach in westlicher Richtung nach dem Innern auf und erklomm den über 1100 m hohen Berg Ndonda, von wo aus er ein weites und überall reichbewässertes Tafelland überblicken konnte.

Das in diesem Lande wohnende Volk nennt sich Matumboka und unterscheidet sich von den Mangandscha nur durch die eigenartige Weise seiner Tättowierung. Bei dem Dorfe Tschinanga erreichte Livingstone am 27. September 1863 den fernsten Punkt seiner großen Reise, den 300 m hohen Granitberg Nombe rama.

Ein Hauptgrund, welcher ihn zur Rückkehr zwang, war die Krankheit seiner Leute, welche den scharfen, durchdringenden Wind nicht vertragen konnten und, seit sie die höher gelegenen Gegenden betreten hatten, immer kränker wurden. Einer war dem Klima bereits erlegen und ein andrer war so elend, daß man jeden Augenblick glaubte, er würde sterben.

Dazu kam, daß die europäische Nahrung ausgegangen war und das feingeriebene heimische Mehl so viel Staub und scharfe Steinchen enthielt, daß es kaum zu genießen war. Selbst zu hohem Preise waren ordentliche

Lebensmittel nicht zu erlangen, und in den nördlichen Distrikten wüteten außerdem Sklavenkriege. „Doch“, sagt Livingstone, „weder Mangel an Nahrung, noch Krankheit oder Sklavenkriege würden mich abgehalten haben, mein Werk, die Umgehung des ganzen Njassasees, dennoch auszuführen, wenn nicht der bestimmte Befehl des Ministeriums des Auswärtigen vorgelegen hätte, nunmehr umzukehren und den „Pionier“ zur See zurückzubringen. Die Gehalte aller Matrosen, Ingenieure ꝛc. endigten bereits mit dem 31. Dezember, und somit war es wirklich die höchste Zeit umzukehren. Außerdem stand auch die Regenzeit bevor, welche, wenn sie die Wege grundlos gemacht hätte, die Reisenden am Umkehren verhinderte.“

Statt wieder direkt nach der Kota-Kota-Bai zu gehen, ging Livingstone durch das Land der Babisa in mehr südöstlicher Richtung zurück. Dieses Volk besteht fast nur aus umherwandernden Händlern, die weit und breit das Land durchziehen und sowohl durch die Form des Schädels, als durch die Art der Hautnarben sich wesentlich von den Mangandscha unterscheiden. In Katosas Dorfe wieder angelangt, warf Livingstone den letzten Blick auf den von ihm entdeckten See, welchen er erst drei Jahre später wieder sehen sollte. Dann zog er längs des von ihm entdeckten Kirk-Gebirges durch das schöne Thal Gova, entlang dem Lesungwe zum Mukuru-Madse, seinem Ausgangspunkt für diese letzte Reise. Er erreichte dieses Flüßchen am 31. Oktober 1863, nachdem er ungefähr 660 geographische Meilen zurückgelegt und 55 Reisetage abwesend gewesen war.

Bei den Schiffen auf dem Schire fand man alles wohlauf, und selbst der in der Nähe hausende Ajawahäuptling hatte mit der Mannschaft Frieden gehalten. Zunächst ruhte Livingstone, ehe er an gänzliche Heimkehr dachte, noch 13 Tage von seinen Strapazen aus. Und wahrlich, er hatte dies nötig; seine Glieder waren, wie er selbst sagt, steif, seine Muskeln hart wie ein Brett und nicht ein Lot Fett an dem ganzen ausgedörrten Körper. Nun trat die Regenzeit ein; der Schire wuchs, und am 19. Januar 1864 dampfte der „Pionier“ stromabwärts. Man verließ die prächtigen Uferlandschaften, die rauschenden Mamwirakatarakte, den krokodil- und flußpferdreichen Strom und eilte dem Sambesi zu. Die letzte Nachricht, die man am Schire erhielt, war eine gute: das Scheusal Mariano, welches solange das Land verwüstet und Tausende umgebracht hatte, war infolge seiner Ausschweifungen gestorben. Schnell wurde noch den wenigen Freunden in Senna Lebewohl gesagt. Am 13. Februar war Livingstone mit seinen beiden kleinen Dampfern an der Mündung des Sambesi, wo diese von englischen Kreuzern ins Schlepptau genommen und über Mosambik nach Sansibar gebracht wurden. Am 30. April kehrte Livingstone dieser letzten afrikanischen Stadt den Rücken, um nach Bombay zu fahren, von wo er sich nach England einschiffte. So endigte die große Sambesi-Expedition, welche im ganzen sechs Jahre Zeit in Anspruch genommen hatte.



Livingstone zeigt den Eingebornen den Gebrauch der Feuerwaffen.

XII.

Livingstones dritte Reise.

Abreise. — Marsch am Rufuma aufwärts. — In Ngomano. Verheerungen der Mazitu. — Bei dem Häuptling Mataka in Moembe. — Ankunft am Njassasee. Im Mangandschalande. — Übersteigung der Kirkskette. — Die Marawi. — Auf der Wasserscheide; Ankunft am Loangwa. In Lobisa; Erreichung des Tschambesi. — Von Tschitapangwas Dorf nach dem Liembasee. — Häuptling Njemas Krieg mit den Arabern. Livingstone am Moerosee. — Empfang beim Kasembe. Aufbruch nach dem Bangweolosee. — Fahrt nach den Inseln des Bangweolosees. — Unruhen im Reich des Kasembe. — Reise nach dem Tanganjikasee und Udschidschi.

Wir haben Livingstone verlassen, als er nach Beendigung der Sambesi-Expedition zum zweitenmale nach der Heimat zurückkehrte. Groß waren die Entdeckungen, die er von dort nach Hause brachte, wenngleich er größere zu bringen gehofft hatte. Und ein Hauptzweck seiner Unternehmung, einen Hort der Kultur und des Christentums in Innerafrika zu begründen, war kläglich gescheitert. Nahm England nun auch den berühmten Entdecker mit demselben Enthusiasmus wieder auf, wie es vor acht Jahren gethan, so brachte es doch dem Missionär und Förderer der Zivilisation nicht ein ebenso bereitwilliges

Vertrauen zu seinen philantropischen Projekten, nicht die gleiche Sympathie für die „afrikanischen Brüder“ mehr entgegen, und infolge des unglücklichen Ausgangs der Missionen zu Linyanti und Magomero hatte Livingstone manche nicht ganz unverschuldete Anfeindungen zu erleiden.

Überdies war Livingstone bei seiner zweiten Rückkehr nicht mehr der einzige gefeierte Afrikareisende; Speke hatte mittlerweile den großen Ukerewesee entdeckt, Baker war auf dem Zuge nach dem zweiten Quellensee des Nil. So duldete denn sein thatendurstiger Geist es nicht, vor dem begonnenen, halb vollendeten Werke stehen zu bleiben, und nach einjährigem Aufenthalte in England ging er, von allen Seiten kräftig unterstützt, von neuem an das große Unternehmen. Die Geographische Gesellschaft in London spendete 500 Pfund, ebenso viel das Auswärtige Amt, und ein anonymer Freund und Bewunderer gab die große Summe von 1000 Pfd. Sterling. Daneben bezog Livingstone, welcher zum Konsul bei den unabhängigen Häuptlingen der ostafrikanischen Negerstämme ernannt worden war, einen Gehalt von 500 Pfund. Dies genügte, um die Kosten einer einfachen und sparsamen Expedition zu bestreiten. Das gesteckte Ziel war jedoch das größte, das ein Afrikareisender anstreben kann. Livingstone wollte den Rufuma hinaufgehen, den Njassa kreuzen und das große Problem der Wasserscheide zwischen Nil, Kongo und Sambesi lösen. Zugleich sollte der Zusammenhang dieser Flußsysteme mit der großen Seeregion untersucht und womöglich bis zum Nordende des Tanganjikasees vorgedrungen werden, wodurch auch die Frage nach den Urquellen des Nils ihren Abschluß erhalten würde.

Mit Ende des Jahres 1865 ging Livingstone zunächst nach Bombay, und bereits am 3. Januar 1866 reiste er von dort nach Sansibar ab, woselbst er am 28. Januar anlangte. Am 19. März erfolgte die Abfahrt nach der Mündung des Rufuma, welche in 3 Tagen erreicht wurde. Livingstones Reisegesellschaft bestand aus Sepoys, 10 Leuten von der Johannainsel, 9 Zöglingen aus der Missionsanstalt Nassick bei Bombay (Nassickjungen), 2 Leute nvon Schupanga und 2 von ihm aus der Gewalt der Sklavenhändler befreiten Wajau, Wekatani und Tschuma.

Die Mündung des Rufuma, vom dichtesten Dschangel überwachsen und zur Flutzeit völlig unter Wasser gesetzt, zeigte sich einer Landung nicht günstig, und so segelte der britische Kutter „Pinguin“, mit Livingstone und seiner Karawane an Bord, nach der nördlicher gelegenen Mikindany-Bai, wo die Reisegesellschaft auch ohne Schwierigkeit an die afrikanische Küste gesetzt wurde.

Die Mikindanybai bietet einen guten Hafen, namentlich in ihrem innersten, seeartig abgeschlossenen Teile, in welchem 6 Dörfer mit zahlreicher Einwohnerschaft liegen; an der westlichen Landspitze liegt das Suahelidorf Pemba mit etwa 90 viereckigen Häusern und einer halb verfallenen, aus Korallenfelsen erbauten Moschee. Die ganze Landspitze ist ein Korallenriff; den roten Boden deckt die üppigste Tropenvegetation, unter welcher besonders der Baobab sich bemerkbar macht. Westwärts steigt die Küste 60—70 Meter hoch empor, und ein „John“ genannter Berg daselbst bildet eine den Schiffern wohlbekannte, weithin sichtbare Landmarke.

Am 4. April erfolgte der Aufbruch landeinwärts. Der Marsch, welcher zunächst nach dem Rufuma gerichtet war, ging südwärts durch ein von bewaldeten Höhen eingesäumtes Thal, dessen hoher Graswuchs den Reisenden weit über die Köpfe reichte; auch weiterhin behielt die allmählich ansteigende Gegend vorwiegend den Charakter eines Waldlandes, doch traf man auch häufig auf Plätze, welche von der einheimischen Bevölkerung, den Makonde, gelichtet und mit Sorghum, Mais und Kassava bebaut waren. Im Walddickicht erwiesen sich die massenhaften Schlingpflanzen dem Vordringen sehr hinderlich, deren eine, Drachenschwert genannt, in einer Furche mitten auf ihrer flachen Seite Büschel zolllanger Dornen in kurzen Abständen voneinander trägt. Das dichteste Dschangel überdeckt den Höhenrücken, von welchem das Land zum Rufuma sich absenkt; selten konnte ein dürftiger Überblick über die Gegend gewonnen werden, und ein solcher zeigte sie überdeckt von dunkelgrünem, fast ununterbrochenem Walde. Der bis dahin sandige, humusreiche Boden läßt nun grauen Sandstein zu Tage treten, sehr ähnlich demjenigen, welcher in dem Sambesi-Rufumagebiete die Kohle überlagert (Tetesandstein); lebhaft rotgefärbte Klippen erscheinen auf den Höhen jenseit des Rufuma. Der Fluß wurde am 14. April fast genau an der Stelle erreicht, an welcher im Jahre 1863 der „Pionier“ hatte umkehren müssen.

Der Marsch landeinwärts wurde am linken Ufer des Rufuma genommen, längs des vielfach durchrissenen und eingebuchteten Saumes jener Hochländer, welche man bei früheren Fahrten als Begrenzung des Flußthales wahrgenommen hatte, und deren Vorsprünge oft hart an den Rufuma herantreten, während an andern Stellen kurze Querthäler in die Berge sich hineinziehen. In der Wiesenebene an ihrem Fuße zeigen sich hier und da Tümpel brackigen Wassers, von denen einige sehr fischreich sind. Das Gestein des Tafellandes ist der allerwärts verbreitete graue Sandstein, welcher auch noch von einem sandigen und eisenschüssigen Konglomerate überlagert wird. An einer Stelle wurden Blöcke verkieselten Holzes gefunden, deren Äußeres frischgefälltem Holze täuschend ähnlich sah, und deren Kern in der That noch die Pflanzenfaser in ihrem natürlichen Zustande zeigte, während das Innere des Stammes in harte Kieselmasse sich verwandelt hatte. Nachdem Livingstone in 14 Tagen etwa 10 deutsche Meilen stromaufwärts gekommen war, sah er an der südlichen Thalseite die Hochlande zurücktreten, welche er allmählich aus dem Gesichtskreise verlor; ein aus einem kleinen See kommendes Flüßchen, Nangadi genannt, mündet von Süden in den Rufuma; die marschigen Ebenen an seinem Ufer wimmeln von fischreichen Teichen. Bewohner dieser Gegend sind die Mabiha. Weiter aufwärts folgte ein unbewohnter Landstrich, und dann wurde das Matambwegebiet betreten, welches bis nach Ngomano am Zusammenflusse der beiden großen Quelladern des Rufuma sich erstreckt. Die Matambwe bilden einen sehr zahlreichen Stamm des Makondevolkes und sprechen auch ihre eigne Sprache. Ihr Gebiet soll sich sehr weit gegen Süden erstrecken und einen außerordentlichen Reichtum an Elefanten und Kopalbäumen bergen. Diese Bäume sah Livingstone auch an den Ufern des Rufuma; sie haben glänzendgrünes Laub, eine aschfarbene Rinde und nußähnliche

Früchte; aus verletzten Stellen tritt das Kopalharz aus und tropft in dicken Massen von den Stämmen ab, und so gelangt es in die Anschwemmungen der Flußufer und der Seeküste, wo es bekanntlich gegraben wird.

Am 4. Mai wurde der von Norden herabfließende, niemals austrocknende Nkonyafluß gekreuzt; der Wald ist in dieser Gegend etwas lichter, die Berge treten wieder näher an das Thal heran, und das Tafelland im Norden des Rufuma beginnt sehr uneben zu werden. Livingstone traf hier auf mehrere Dörfer der Makua, eines großen Volkes im Binnenlande der Mosambikküste. Einer ihrer Hauptorte in dieser Gegend ist Nyuchi, am auslaufenden Ende der Bergkette gelegen, welche diesen Abschnitt des Rufumathales im Norden flankiert. Als Livingstone diesen Höhenzug vollständig im Rücken gelassen hatte, beobachtete er einen auffälligen Wechsel in der geologischen Beschaffenheit der Gegend: die gegen Ost geneigten Sandsteinschichten zeigten sich wie im Feuer erhärtet, und bald folgten auf dieselben mächtige Granitmassen, welchen weiterhin auch Syenit sich beigesellt, während vereinzelte Lagen schneeweißen Dolomites sich darunter mengen. Hand in Hand mit diesem geologischen Wechsel geht auch ein solcher in der Flora der Gegend; die lorbeerblättrigen Bäume des Küstendistriktes verschwinden und an ihre Stelle treten Ebenholzbäume, Akazien und Mimosen; das Gras ist niedriger und weniger dicht, die Wälder zeigen mehr den lichten, parkartigen Charakter der zentralafrikanischen Hochländer.

An der Thalenge und den Stromschnellen der Nyamatola-Insel vorüber, welche der Rufumafahrt des Jahres 1862 Schranken gesetzt hatten, gelangte Livingstone diesmal zu Lande nach dem Dorfe Matawatawa, in dessen Nähe auf dem rechten Flußufer der kegelförmige Hügel Tschisulwe, nach Livingstones Meinung vulkanischen Ursprunges, sich erhebt.

Der Marsch ging nur sehr langsam, in kurzen Tagereisen von statten. Die Lasttiere, von den Sepoys und Nassickleuten wahrscheinlich mit Absicht, um den Doktor zur Umkehr zu nötigen, schlecht behandelt und überbürdet, wurden immer elender und schwächer, so daß Livingstone infolge dessen schon mehrere derselben verlor, bevor er noch Ngomano erreichte. Am 17. Mai ging die kleine Karawane auf das Süduser des Rufuma über, an welchem hier metamorphisches Gestein von dunkelschokoladebrauner Farbe zu Tage tritt. Die Gegend zeigte sich hier außerordentlich trocken, Gras und Blätter waren verdorrt; das häufige Vorkommen einer wasserliebenden, grasartigen Akazie wies jedoch darauf hin, daß die gleichen Landstriche zu andern Jahreszeiten überreich an Feuchtigkeit sein müssen. Zwei Tage später, nachdem der Rufuma passiert worden war, wurde der Ort Ngomano erreicht, wo von Südwesten her der Loendi in den Rufuma sich ergießt. Im Gegensatze zu dieser Flußbenennung hält Livingstone den Loendi für den eigentlichen Oberlauf des Rufuma. Beide Flüsse haben rasche Strömung, sind seicht und voll von Inseln, Klippen und Sandbänken; sie werden in kleinen Kanoes befahren, auf deren Lenkung die Eingebornen, und zwar die Weiber gleicherweise wie die Männer, vortrefflich sich verstehen.

Stromaufwärts am Loendi zeigte sich in einer Entfernung von etwa 6 Meilen eine granitische Felsspitze, Namens Nkjanje, und in noch größerer

Ferne der neblige Saum eines Hochlandes, in welchem Kohlenflötze zu Tage liegen sollen; Trümmer derselben finden sich im angeschwemmten Ufergerölle des Loendi.

In Ngomano wurde Livingstone von dem Häuptlinge Matumora gastfreundlich aufgenommen. Dieser Herrscher steht in gutem Rufe, und viele von ihren Dorfhäuptlingen unterdrückte Leute flüchten sich zu ihm. Südwestlich von seinem Gebiete, jedoch durch einen unbewohnten Landstrich davon getrennt, soll das Mangandschaland beginnen. Bereits auf dem Wege bis nach Ngomano war man mehrfach auf die Spuren der raubenden und plündernden Mazitu gestoßen, und die Gegend am Loendi aufwärts wurde Livingstone als so überschwemmt von diesen Räubern und überdies als so gebirgig geschildert, daß er sich entschloß, in westlicher Richtung auf die Mitte des Njassasees zu marschieren. Am 4. Juni verließ er mit seinen Begleitern Ngomano. Die Gegend am oberen Rufuma ist mit lichtem, parkartigem Walde bedeckt, in häufigem Wechsel mit kultivierten Grundstücken. Große Granitberge treten, wo immer der Wald einen etwas erweiterten Ausblick erlaubt, gegen Norden in Sicht; auch der Boden nächst dem Rufuma selbst zeigte sich meist granitisch. Am rechten Ufer desselben erheben sich die Gipfel Ngoso und Mekanga, abgerundete Felsenmassen von 700—1000 Meter relativer Höhe und fast kahl, nur mit einer eigentümlichen Graspflanze von grauer Färbung bewachsen, wo die Steile des Gehänges eine Vegetation überhaupt noch gestattet. Auch eisenschüssige Konglomerate kommen hier vor und mächtige Lager geschichteten Gneises, welche meist gegen Westen geneigt sind, ein Hinweis auf die zentrale Hebung des Landes. In der Nähe des Ngosoberges erreicht der Rufuma den nördlichsten Punkt seines Laufes vor seiner Vereinigung mit dem Loendi. Seinem Ufer folgend wandte der Marsch Livingstones sich nunmehr gegen Südwesten. Bei Tschimiki, wo der Rufuma eine Insel bildet, maß Livingstone die Höhe von 240 Meter über dem Meere. Die Gegend behält fortwährend ihren waldigen Charakter bei, ist jedoch viel lichter als das Küstenland. Ihre Bewohner gehören verschiedenen Stämmen des Makoavolkes an, doch beginnt hier die Berührung mit dem fremden Wajauvolke sich geltend zu machen, was äußerlich zunächst dadurch hervortritt, daß der tättowierte Halbmond auf der Stirn, das Nationalabzeichen der Makoa, mit den Stammesmarken der Wajau vertauscht wird.

Nach der Überschreitung des Tulosi, eines von Süden kommenden, etwa 20 Schritte breiten Zuflusses des Rufuma, näherte sich die Reisegesellschaft dem Dorfe Mtarikas. Die Gegend wurde gebirgig, und das sanft zum Rufuma sich abdachende Land, mit Sorghum, Kongobohnen und Kürbissen wohlbebaut, ernährt hier eine starke Bevölkerung. Der Fluß selbst, noch etwa 100 Schritte breit, zeigt sich hier als dasselbe reißende, Sandbänke und Inseln umbrandende Gewässer, wie auf seinem ganzen Laufe durch das Makoa- und Makondaland.

Auf dem ganzen bisherigen Marsche waren die von den Mazitu angerichteten Verheerungen allerwärts sichtbar. Die Fährten der von ihnen und den Händlern aus Kiloa und Ibo weggeführten Sklavenkarawanen gaben

sich in zahlreichen bleichenden Gebeinen kund, da diejenigen, welche zu elend und kraftlos werden, um dem Marsche folgen zu können, entweder in öder Gegend, dem Verschmachten preisgegeben, zurückgelassen, oder wohl auch von ihren Besitzern selbst niedergemacht werden, damit sie nicht, durch die Ruhe wieder genesen, in das Eigentum andrer Hände oder der einheimischen Bevölkerung gelangen.

Am 3. Juli wurde die ungemein volkreiche Ansiedelung Mtarikas erreicht, aber bereits am zweitfolgenden Tage wieder verlassen. Das Dorf Mtendes war der letzte bewohnte Ort auf der nunmehr scharf nach Süden ablenkenden Bahn, bevor der achttägige Marsch durch unbewohnte Gegend nach der Stadt Matakas angetreten wurde. Das Land zeigt sich auch hier mit niedrigem Buschwald bedeckt und so uneben, daß die Aussicht von seinen Höhenzügen mit dem Blicke auf eine wogende See zu vergleichen war. Der Boden ist granitisch und oberflächlich bedeckt von dem bereits öfter genannten eisenschüssigen Konglomerate, aus dessen Zersetzung die fruchtbare rote Ackerkrume der Kulturstriche hervorgeht. Inmitten dieser Hügelgegend steigen auch größere, durchweg aus kristallinischem Gestein bestehende Berggipfel auf, wie der Linata und Lesiro, etwa 10 Meilen südsüdwestlich von Mtarikas Dorf entfernt. Es ist die Gegend der Wasserscheide zwischen dem Rufuma und seinem Nebenflusse Loendi. Je weiter südwärts Livingstone gelangte, um so bergiger und wasserreicher wurde das Land; es bildete eine ununterbrochene Folge von Höhenzügen und von Thälern, deren jedes einen rauschenden Bach oder Fluß dahinleitete, bald nach Nordwesten zum Rufuma, bald nach Osten, dem Loendi entgegen. Es waren keine intermittierenden Bergströme wie anderwärts auf den zentralafrikanischen Plateaus, sondern frische Quellbäche, deren Wasser zu kalt war, um ein Bad darin zu nehmen; seine Temperatur betrug etwa 13° R. Auch die Lufttemperatur war eine verhältnismäßig kühle, so daß von den Eingebornen viele an Husten litten; der Himmel war fast stets bedeckt, also konnten astronomische Positionsbestimmungen nur selten gemacht werden.

Am 14. Juli wurde Moembe, Matakas Stadt, erreicht; sie zählt ungefähr 1000 Häuser, meist viereckig, nach Suaheliart gebaut, und liegt in einem von grünen Bergen umschlossenen reizenden Hochthale. Die Landwirtschaft steht hier auf einer hohen Stufe; alle auf den Bergen entspringenden Quellwasser werden in ihrem Dienste verwendet, und wo anderseits der Boden zu naß für eine Kultur ist, da wird ihm durch ein künstliches Drainierungssystem das schädliche Übermaß entzogen. Außer Kassaven, Mais und Bataten wird auch die von den Arabern eingeführte englische Erbse und der Tabak in großen Mengen gebaut. Das hier gezüchtete Rindvieh ist von zweierlei Rasse, von einer kleinen, weiß- und schwarzgefleckten, und von einer grauen, mit einem Höcker versehenen; dazu kommen noch breitschwänzige Schafe, Hühner, Tauben und sehr erbärmlich aussehende Hunde. Die Bewohner selbst sind Wajau; sie bilden einen leidlich hübschen Menschenschlag, namentlich tritt die Prognathie nicht sonderlich auffällig bei ihnen hervor; sie haben runde Köpfe mit kompakter, doch nicht allzuweit zurücktretender

Stirn, breit ausgeflachte Nasenflügel und wulstige Lippen, welche die Weiber mit einem kleinen Ringe zieren; mehr als dies entstellt das Spitzfeilen der Zähne ihr Angesicht. Die Männer sind breit und starkknochig gebaut und sehr ausdauernd bei Strapazen.

Mataka nahm Livingstone freundlich auf und suchte auf jede Weise sein Wohlgefallen sich zu erwerben; so ereignete es sich eines Tages, daß eine Streifpartie Wajau vom Njassasee zurückkehrte, mit reicher Beute an Vieh und Sklaven; Mataka befahl ihnen, sofort wieder umzukehren und ihren Raub dorthin zurückzubringen, woher sie ihn genommen. Wie bei dem leicht erregbaren Afrikaner überhaupt, so schienen übrigens auch bei Mataka solche Prinzipien nicht eben fest begründet zu sein; denn ein andres Mal konsultierte er den Doktor, welche Ware er mitnehmen solle, wenn er je einmal nach Bombay kommen sollte; und auf dessen Antwort „Elfenbein" frug er weiter, ob nicht auch mit Sklaven dort gute Geschäfte zu machen wären.

Die indischen Sepoys hatten sich auf dem ganzen Marsche bis hierher weit mehr als unnütze Last, denn als wirkliche Hilfe erwiesen. Sie hatten die Lasttiere so arg überbürdet und mißhandelt, daß Livingstone eines derselben nach dem andern verlor, die ihnen anvertrauten Güter weggeworfen oder zu Grunde gehen lassen, ihr Gepäck und ihre Waffen Eingebornen zum Tragen gegeben unter der Zusage ungeheuren Trägerlohnes, den ihr Herr dafür bezahlen würde, und überhaupt als das schlechteste und nichtsnutzigste Gesindel sich gezeigt. Livingstone beschloß daher, sich ihrer zu entledigen, und ließ sie bei Mataka zurück, damit dieser sie mit der nächsten Karawane nach der Küste expediere. Auch mit den Jungen aus der Nassickanstalt hatte Livingstone keineswegs viel Ursache zufrieden zu sein. Dieselben litten überdies, obwohl geborne Afrikaner, an den gleichen Übeln des Fiebers und der Dysenterie wie ihr Herr selbst, welche zu ertragen sie begreiflicherweise bei weitem nicht die gleiche Energie besaßen wie dieser. Interessant ist es, zu erfahren, daß der Afrikaner, nachdem er längere Zeit seinem Heimatlande fern geblieben, dessen verderblichen klimatischen Einflüssen in gleichem Maße unterworfen ist wie der Europäer; ja sogar die Afrikaner des Binnenlandes selbst sollen vor einer Reise nach der Küste, der dort herrschenden Krankheitsgefahr halber, sich scheuen und nicht selten das Opfer einer solchen werden.

Die Umgegend von Matakas Stadt ist zum großen Teile wüst und unbewohnt; namentlich liegen im Nordwesten von Moembe weite, vollständig öde Landstriche, obwohl sie einen vortrefflichen Kulturboden besitzen und zahlreiche Spuren in ihnen auch auf eine frühere Bevölkerung hinweisen, welche mit dem Ackerbau und mit der Verarbeitung von Eisenerzen sich beschäftigte. Im Südwesten, wohin Livingstones Marsch zunächst sich wandte, steigt das Land noch beträchtlich an und erreicht eine absolute Höhe bis zu 1030 m. Dieses Hochplateau fängt einen großen Teil der Feuchtigkeit auf, welche die östlichen Seewinde dem Innern Afrikas zuführen. Die geologische Beschaffenheit der Gegend bleibt sich ziemlich gleich, und kristallinische Gesteine bilden ihre fast ausschließliche Zusammensetzung. Über die von den Quellenbächen des Rufuma und Loendi durchfurchte Hochebene der Wasserscheide liegen viele Granitkuppen hin

zerstreut; auch Glimmerschiefer kommt häufig vor, und es beobachtete Livingstone das höchste Auftreten desselben in 1048 m Höhe. Der gleiche Charakter herrscht auch westwärts in der Senkung gegen den Njassasee hinab vor; der Boden zeigt sich hier mit zahlreichen Bruchstücken von Quarz überdeckt, welche dem Karawanenmarsch sehr hinderlich sind.

Das südwestlich von Moembe gelegene Hochland war der höchste Punkt von Livingstones Marsch nach dem Njassasee; bereits von Magola ab, welches am Ende des ersten Tagemarsches erreicht wurde, trat eine Senkung des Terrains ein, und bei Pesimbas Dorf, eine Tagereise weiter südwestwärts gelegen, befand man sich bereits 100 m unter dem früheren Niveau. Der im Küstenlande so üppige Baumwuchs nimmt hier auffällig ab; die grasreichen Ebenen und Bergrücken, nur mit vereinzelten Bäumen besetzt, erinnerten Livingstone an den Charakter der Bechuanadistrikte, von welchen seine gewaltigen afrikanischen Wanderungen ihren Anfang genommen hatten; Farne, Rhododendren und ein eigentümlicher Baum, dessen Laub in der Sonne wie Silber glänzt, verleihen dem Vegetationskleide der Gegend einen lebendigen und farbenreichen Anstrich. Am Mtewireberge vorüber ging der Marsch, die letzten Quelladern des Rufumagebietes kreuzend, dem großen See entgegen; kaum 5 Meilen von dessen Ufer entfernt traf er noch auf einen gegen Südosten abfließenden Ursprungsbach des Loendi. Auf den Bergpässen in dieser Gegend begegnet man sehr häufig kegelförmigen Steinhügeln, welche von einigen Leuten für alte Begräbnisstätten gehalten werden, während andre, wohl richtiger, nur die Bezeichnung von Grenzen und sonstigen topographisch wichtigen Punkten als ihren Zweck angeben. Bei einem solchen Steinhügel war es auch, daß der blaue Spiegel des Njassasees zum erstenmal erblickt wurde. Längs des Flüßchens Misinje zog Livingstone nach seinem Ufer hinab, welches er am 8. August erreichte. Seine Nachforschungen darüber, wo unser deutscher Landsmann Roscher die Ostküste des Njassasees erreicht und, wie bekannt, von Mörderhand seinen Tod gefunden haben mochte, blieben lange Zeit erfolglos; endlich entdeckte er, daß der Ort Nussewa oder Nussiwa, welcher bisher in den Nachrichten über Roschers Reise genannt wurde, gleichbedeutend sei mit Lessesa oder Losewa an der Mündung des gleichnamigen Flusses, etwa 8 Meilen nördlich von jener des Misinje.

Ein Boot zur Überfahrt über den See zu finden, bemühte Livingstone sich vergeblich, und er hatte hier einmal Gelegenheit, die schädliche Seite von seinem und seiner Landsleute fanatischem Auftreten gegen die Sklavenhandel treibenden Araber (Suaheli) kennen zu lernen. Jede Karawane ging auf das bloße Gerücht hin, daß ein Engländer im Lande sich aufhalte, auf viele Meilen weit ihm aus dem Wege, indem sie ihre Richtung abseits durch unbewohnte Gebirgsgegenden nahm; Livingstone verlor dadurch die Gelegenheit, Erkundigungen einzuziehen und seine Vorräte zu ergänzen, wozu diese Händler stets die besten Quellen ihm geboten hätten, und wie anderseits die Sklaven selbst auf diesen improvisierten Märschen durch unbewohntes Land weggekommen sein mögen, läßt sich aus den bekannten Schilderungen über die Greuel des Sklaventransportes leicht ermessen. Livingstone berichtet, daß die

Araber nicht begreifen wollten, daß ein andrer Zweck als der des Sklavenbefreiens ihn an den Njassasee geführt habe; sie konnten sich nicht vorstellen, er verlange von ihnen eine Dhau in andrer Absicht, als dieselbe niederzubrennen. Nach den Ereignissen der letzten Zeit waren solche Befürchtungen seitens der Araber nur allzu gerechtfertigt, wie denn überhaupt das sinnlose Wüten gegen eine Institution, welche, mag sie unserm Gefühle auch noch so sehr widerstreben, in den barbarischen Gebräuchen einer andern Menschenrasse dafür um so fester und unausrottbarer wurzelt, der europäischen Wissenschaft in Ost- und Zentralafrika die natürlichsten und sichersten Linien ihrer Entdeckungszüge, die altgewohnten Handelsstraßen, bereits nahezu verschlossen hat.

Livingstone sah sich endlich genötigt, den See nach dem Süden zu umgehen, um die beabsichtigte Reise nach Norden, nach dem Lande des Kasembe, wo er die Nilquellen vermutete, fortsetzen zu können. Er zog längs des östlichen Ufers hin, bald nahe am See, bald von demselben durch Höhenzüge geschieden, während zu seiner Linken, am Saume der Rusuma- und Loendi-Hochlande, Gebirgsketten von etwa 2000 m absoluter Höhe mit kühn geschwungenen Gipfeln emporstiegen. Zahlreiche, mitunter sehr reißende und breite Wildbäche kommen aus Schluchten herab nach dem See; auch ein kleiner, anscheinend abflußloser See, Pasangwa genannt, liegt zwischen ihnen eingebettet. Das Gestein ist durchweg kristallinisch, nämlich Granit oder Gneis; die Schichten des letzteren zeigen sich stark gefaltet und senken sich bald westwärts gegen den See, bald in entgegengesetzter Richtung. Am südöstlichsten Ende des Sees erhebt sich der Gomeberg, und einige Meilen weiter westlich tritt der Schire aus demselben aus. Livingstone befand sich hier in bekannter Gegend im Mangandschalande, nahe der Stätte, wo die Universitätsmission gegründet worden war und ihr unglückliches Ende gefunden hatte. Über Mukates Dorf, etwa 250 m über dem Njassaspiegel in bergiger, reichbevölkerter Gegend gelegen, gelangte er an den schilfigen, kleinen Pamalombesee; in acht Kanoes wurde die Reisegesellschaft eingeschifft und übergesetzt, worauf Livingstone den geraden Marsch nach Marengas Stadt antrat, quer über die Halbinsel, welche das Südende des Njassasees spaltet und deren Spitze unter dem Namen Kap Maclear bekannt ist. Auf dem westlichen Hochrande des Pamalombebeckens eröffnete sich eine herrliche Aussicht auf den Njassasee und seine gebirgigen Ufer und südwärts auf die Umgegend des Schirwasees, aus welcher als alter Bekannter der Sumboberg emporragte. In Mpondas Dorf verließ den Doktor Wekatani, einer der befreiten Wajau und bisher einer seiner treuesten Begleiter, unter dem Vorgeben, daß er einen Bruder in der Gegend aufgefunden habe. Livingstone ließ ihn ungern ziehen, mußte aber schon der öffentlichen Meinung halber ihm seinen Abschied geben, um die von den Arabern ausgesprengten Gerüchte, als würden die den Sklavenhändlern abgejagten Schwarzen auch wieder Sklaven der Europäer, zu dementieren. Auf dem etwa 220 m über den Njassaspiegel erhobenen Hügelplateau von Kap Maclear traf Livingstone zum erstenmal jene Morastpfuhle oder, wie er sie nennt, Schwammböden (earthen sponges) an, welche das Zentrum des tropischen Afrika charakterisieren. Wo immer eine Thalfläche gegen einen schmalen, von Hügeln

eingeengten Ausgang sich absenkt, da sind die erforderlichen Bedingungen zur Entstehung eines solchen Schwammbodens gegeben. Die vermodernde Vegetation bildet einen fetten schwarzen Morastgrund, welcher auf seiner Unterlage von Sand nur schwach aufliegt und auf derselben fortgleitend vor der Mündung des Thales sich anstaut, wo dann eine Quelle aus ihm hervorsickert. Während der regenlosen Monate liegt solch ein Pfuhl trocken und sein schwarzer Boden ist nach allen Richtungen zerklüftet und aufgesprungen; mit dem ersten Regen aber saugt er sich an, wie ein ins Wasser getauchter Schwamm. Wo Gestein zu Tage trat, da war es ein auf einer Unterlage von Glimmerschiefer ruhender harter Sandstein mit Ausblühungen von Alaun; die Hügelkuppen deckte häufig ein weißer Dolomit, was ihnen ein schneeähnliches Ansehen verlieh.

Am 25. September gelangte Livingstone nach der großen Stadt Marengas, des ersten Babisahäuptlings, mit welchem er zusammentraf. Die Stadt liegt am äußersten Ende der südwestlichen Bucht des Njassasees. Hier war es, wo Musa, der Anführer der Johannaleute, von einem durchziehenden Araber sich erzählen ließ, welch große Gefahren der Expedition auf ihrem weiteren Wege von seiten der Mazitu drohten, und darüber so sehr in Furcht geriet, daß er um keinen Preis die Reise fortsetzen und durch die bestimmtesten gegenteiligen Versicherungen der Eingebornen und des Häuptlings selbst sich nicht beschwichtigen lassen wollte. Als Livingstone dennoch gegen Westen aufbrach, gingen alle Johannaleute, Musa an ihrer Spitze, von ihm weg, indem sie ihr Gepäcke auf dem Boden liegen ließen.

Bekannt ist das falsche Gerücht über Livingstones Ermordung durch die Mazitu, welches die Johannaleute bei ihrer Rückkehr nach Sansibar aussprengten und welches in Europa so allgemeines Aufsehen erregte, nicht minder auch zu mehrfachen Expeditionen zur Aufsuchung der Leiche der großen Reisenden Veranlassung gab.

Der nun folgende Marsch Livingstones vom Njassasee nach dem Loangwaflusse bildet eine ununterbrochene Folge von großen Umwegen nach Süden und Norden, und seine Länge beträgt wohl das Doppelte bis Dreifache der geraden Linie zwischen seinen beiden Endpunkten. Schuld hieran trug die Notwendigkeit, bewohnte Orte aufzusuchen, wo Nahrungsmittel zu erhalten waren, die Schwierigkeit, Träger zu gewinnen, und hauptsächlich das Gebot der Sicherheit, die von den Mazitu bedrohten Landstriche zu vermeiden. Die Spuren dieser kriegerischen Freibeuter lagen denn auch in der ganzen Gegend westlich des Sees nur allzu deutlich vor Augen; ausgedehnte Ländereien waren verödet und von ihren Bewohnern verlassen, Ruinen von Ansiedelungen und von den überall verbreiteten Eisenschmelzen und Schmiedewerkstätten gaben Zeugnis von der Dichtigkeit der einstigen Bevölkerung; die Zurückbleibenden können, obwohl sie durchweg in verpalissadierten Dörfern leben und bei dem geringsten Alarm in die benachbarten Gebirge flüchten, kaum mehr eine Ernte in Sicherheit bringen und von dem Ertrage ihrer Felder sich nähren, denn sobald das Korn eingeheimst ist, kommen die Mazitu und nehmen alles, was sie von der Bevölkerung in ihre Gewalt bekommen können als Sklaven noch dazu mit sich fort. Es ist beinahe rätselhaft, wie diese Räuberbanden, deren

eigentliche Wohnsitze die noch unbekannten Hochländer im Nordwesten und Norden des Njassasees sein sollen, so ungeheure Landstriche unter der bloßen Gewalt ihres kriegerischen Terrorismus halten können, und wie sie nicht schon längst eine vereinte Abwehr der von ihren Angriffen betroffenen Völkerschaften gegen sich hervorgerufen haben. Die Überlegenheit ihrer Waffen dürfte die Veranlassung nicht sein, denn sie besitzen keine Feuergewehre und hegen im Gegenteil eine große Scheu gegen dieselben; in manchen Dörfern, die Livingstone besuchte, wurde er gebeten, einige Schüsse abzufeuern, indem dies mit Grund allein schon für einige Sicherung gegen künftige Überfälle betrachtet wurde (s. die Abbildung auf S. 243 oben).

Zunächst war die Kirkskette zu übersteigen, die aus früheren Reisen Livingstones bereits bekannte westliche Gebirgsschranke des Njassasees. In $3^1/_4$ Stunde wurde eine Höhe von 670 m über dem Seespiegel erreicht und der Tapiripaß überschritten, welcher in das Wassergebiet des Lintipeflusses überführte; seine Hauptquellader, der Diampwe, entspringt in den Isamangombegebirgen westlich der Kirkskette, und er ergießt sich in die südwestliche Endbucht des Njassasees. Die Gegend jenseit der Kirkskette, deren absolute Höhe durch barometrische Messung auf 1220 m bestimmt wurde, ist durchweg bergig; auf dem Hochlande selbst fußen wieder Gipfel von 600—900 m relativer Höhe, rauh und zackig, nicht gerundete Massen wie auf der Wasserscheide des Rusuma. Die langen Höhenzüge sind beinahe baumlos; Gruppen von Bäumen zeigen sich nur auf den Gipfeln der Berge, bei den Dörfern und an den Begräbnisplätzen. Die Vierecke der bebauten Felder und Gärten drängen sich so dicht aneinander, daß man sich in eine europäische Landschaft versetzt glauben könnte. Die Bevölkerung ist auch eine außerordentlich dichte; es sind Marawi, ein Stamm der Mangandscha; alle sind mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, und die letzteren, aus Bambusrohr verfertigt, messen oft 2 m in der Länge. Auch lange Messer aus vorzüglichem Eisen werden von Vielen getragen. Die Weiber haben die häßliche Sitte der Mangandscha, das Pelele in die Oberlippe zu pressen, nach dem Beispiele der Wajau hier größtenteils abgelegt; dafür tättowieren sie sich Brust und Arme mit eigentümlichen, spitzenartigen Figuren.

An dem von Dörfern umringten Berge Phunse vorüber zog Livingstone südwestwärts nach Tschipanga, dann nach Theresas Dorf am Diampweflusse, dessen Thal die Zalaniamaberge begrenzen. Westlich von diesem auch Somba genannten Höhenzuge soll in der Entfernung von etwa einer Tagereise Tschindando liegen, wo die Portugiesen früher nach Gold gruben. Fern im Norden zeigte sich der zuckerhutförmige Kegel des Ngalaberges, an welchem Livingstone bei seinem Vorstoße im Jahre 1863 vorübergewandert war.

Nun ging der Marsch wieder nordwärts; der Diampwe und einige andre Flüsse, die gleich ihm dem Quellgebiete des Lintipe angehören, wurden gekreuzt und eine waldige und auch wildreiche Gegend durchwandert; an Bäumen wurden hier vorzugsweise Masuko Motschenga (Kopalbäume), dann solche, aus deren Rinde der bekannte Bekleidungsstoff bereitet wird, und Rhododendren angetroffen; an jagdbaren Tieren Elefanten, Büffel, Elens und Hartebeeste.

Bei dem Dorfe Mpondas geriet Livingstone in unliebsame Nähe einer Streifpartie von Mazitu und entging einer Begegnung mit diesen Räubern nur durch einen abermaligen Umweg gegen Süden. Dieser führte ihn an den Fuß des Pambweberges und von da wieder gen Norden nach Mapujos Dorfe; auf diesem Marsche, welcher an mehreren volkreichen, mit Euphorbienhecken eingezäunten Ortschaften vorüberführte, wurde der Nkande überschritten, ein Quellfluß des Bua, welch letzterer gleichfalls aus Livingstones früheren Njassareisen bereits bekannt ist; er kommt aus den Bergen des Atumboka- und Etschewagebietes und ergießt sich in die Kotakotabai am Westufer des Njassasees.

Von nun an bewegte sich Livingstone auf der Wasserscheide zwischen dem Bua und dem Loangwa, d. h. zwischen dem Njassasee und dem Sambesi, und die Flüsse, die er auf seinem Wege traf, gehörten bald dem einen, bald dem andern dieser hydrographischen Gebiete an. Schon wenige Meilen südwestlich von Mapujos Dorfe traf er auf den Leuje und bald darauf auf seinen Zufluß, den Tschigumokire. Der Lauf dieser Gewässer ging gegen Westen, und von den Landeseinwohnern erfuhr der Reisende, daß sie in den Loangwa sich ergießen. In geringer Entfernung nördlich davon fließt der Mando gegen Osten; er ist wieder ein Angehöriger des Bua. Die gegen Westen abfließenden Wasseradern verfolgen ihren Lauf in tiefen Engthälern. Livingstone berichtet, daß die Eingebornen im allgemeinen eine gute Kenntnis von der Richtung der Flußläufe und von ihrer Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Hauptstrome zeigen; daß dagegen die Portugiesen, welche früher zum Kasembe zogen, es wahrscheinlich an genauer Erkundigung fehlen ließen und die Flüsse nur in der Richtung einzeichneten, in welcher sie am Überschreitungspunkte dieselben ziehen sahen. Der in ihren Berichten so oft vorkommende Name Muschinga oder Maschinga, Maxinga, soll nach Livingstone in der Landessprache nur ein Gebirge bedeuten, und würde daher die Benennung Sara de Maxinga einfach mit „Felsengebirge" wiederzugeben sein. Die Gegend auf der Wasserscheide ist ein hochgelegenes, im allgemeinen ziemlich flaches Plateau, von welchem aber von jeder Seite isolierte Berggipfel sich erheben, so daß es auf der Karte einen gebirgigen Anschein darbietet, den es in Wirklichkeit nicht besitzt.

Nach Umgehung des Tschisiaberges, nördlich vom Mando, traf Livingstone auf den Bua selbst, welchen er hier nur etwa 8 Schritte breit und knietief fand; in seinem von üppig begrünten Bergen eingesäumten Thale zog er sodann in nördlicher Richtung aufwärts und erreichte bei Mokatoba den äußersten Punkt der Wasserscheide auf seinem Marsche nach dem Loangwa. Nach Überschreitung des ziemlich wasserreichen Kasambaflusses, welcher dem Bua angehört, stieg er in das enge Bergdefilee des Sandili hinab, welcher dem Loangwa entgegenfließt; die Yasikaberge, aus welchen der Kasamba entspringt, blieben ihm zur Rechten, und die ganze Gegend zeigte nunmehr eine entschiedene Senkung nach dem neuen Stromgebiete, in dessen Grenzen der Reisende eingetreten war.

Die Einwohner dieser Gegend sind Etschewa; weiter westlich, am Bua abwärts, sitzen Atumboka, und am oberen Mando und am Leuje Tschawa oder Ajawa; sie alle aber gehören zum großen Volksstamme der Mangandscha.

Überall, besonders unter den Ajawa, wird das Schmiedehandwerk in der größten Ausdehnung betrieben, und von allen Seiten erschallt das Pochen der Hämmer aus den Werkstätten. Eisengießer und Schmied finden sich hier in einer Person vereinigt, welche noch überdies dem Feldbau und der Jagd nachgeht. Als Eisenerz gebrauchen sie einen überall in großen Mengen vorkommenden Eisenocker; als Hammer dient ein mit Riemen umwundener Stein, als Blasebalg ein Paar Ziegenfelle. Sie sind im stande, an einem Tage mehrere Äxte zu verfertigen, deren Güte sehr gerühmt wird.

Die Jahreszeit war bereits vorgerückt; es war in der zweiten Hälfte des November, als Livingstone auf der Wasserscheide des Bua und Loangwa anlangte; die periodischen Regen hatten begonnen, und kaum ein Tag oder eine Nacht verging ohne heftige, meist von Gewittern begleitete Regenschauer. Im Quellgebiete des Kasamba und des Sandili zeigen die Gebirge wieder gerundete, kuppenartige Formen. Die nach beiden Seiten abfließenden Gewässer haben in dem harten Thonboden sich tiefe und enge Gänge eingerissen, deren Boden mit Rollstücken der hier und dort anstehenden Quarzfelsen, außerdem mit Bruchstücken von Magnet- und Titaneisen bedeckt ist. Nachdem noch ein Höhenzug im Norden des Sandilithales überstiegen worden war, sah Livingstone sich in einer verhältnismäßig ebenen, flachgewellten, großenteils bewaldeten Gegend; er traf auf den Lokushwafluß und folgte seinem Thale abwärts bis nahe an dessen Mündung in den Loangwa. Auch hier sitzen noch Etschewa, welche gleichfalls das Schmiedegewerbe in ausgedehntestem Umfange betreiben; die verfertigten Äxte gehen als Handelsware den Loangwa hinab und werden gegen die Tuchfabrikate seiner Anwohner umgetauscht.

Obwohl es jeden Tag regnete, war das Land doch noch ziemlich trocken, und auch der Lokushwa floß in seinem gegen fünfzig Schritte breiten Bette als ein seichtes Wässerchen, während hier und da tief ausgewaschene Becken und Trichter in dem feinkörnigen Schiefergesteine desselben von der zeitweiligen Gewalt seiner Fluten Zeugnis ablegten. Noch etwa 3 Meilen vom Loangwa entfernt, sah Livingstone sich veranlaßt, vom Lokushwa sich abzuwenden und in nördlicher Richtung vorzudringen; ein zweitägiger Marsch durch den dichten Tschondewald brachte ihn an den Tokosusi, einen andern Nebenfluß des Loangwa, von wo aus er in einem weiteren Tagemarsche Marandas befestigtes Dorf am Loangwa erreichte. Die flachen Ufer desselben säumt dichter Wald, in welchem großer Wildreichtum herrscht; die Spuren von Zebra, Gnu, Elen-, Kamah- und Pallah-Antilopen, Büffeln und Rotböcken wurden häufig gesehen, und auch die peinlichen Tsetsefliegen schwärmten hier in Menge. Der Loangwa selbst ist 70—100 Schritte breit und hat gleich dem Sambesi viele Sandbänke; sein Wasser ist zu allen Jahreszeiten tief, und man bedarf einer Fähre, um von Ufer zu Ufer zu gelangen.

Nun ging der Marsch entschieden nordwärts, dem Tanganjikasee entgegen. Nach viertägiger Wanderung durch sumpfigen Mopanewald, in dessen Mitte der Pamasifluß überschritten wurde, gelangte Livingstone an die Ngala- oder Ngaloahügel am Ufer des Nyamasi. Dieselben gewährten, obwohl kaum mehr als 30 m über die Ebene sich erhebend, doch zum erstenmal einen

Überblick über die Gegend, welche der Marsch des letzten Monates durchmessen hatte. Es zeigte sich nun klar, daß der Abstieg in das breite Thal des Loangwa, das wie in einen Mantel von Wald gehüllt zu den Füßen des Reisenden lag, bereits von den Quellen des Bua ab begonnen hatte, wie denn auch das Barometer von dort bis an das Loangwaufer eine Höhendifferenz von 550 m ausgewiesen hatte. Der Pamasi sowohl als der Nyamasi sollen ihre Quellen in den Bisabergen haben, deren Ketten fern im Nordwesten sich zeigten; durch die Alluvialebene des Loangwathales verfolgen sie ihren Lauf zwischen steil abgerissenen Uferböschungen.

Im Nyamasithale aufwärts wandernd, dann nordwärts abbiegend, begann Livingstone die Ersteigung der mächtigen Gebirgs- oder, richtiger gesagt, Hochlandsmasse, welche die Portugiesen als das Muschingagebirge bezeichneten, und in welcher wir, den geographischen Entdeckungen der Neuzeit zufolge, die erste Hauptwasserscheide Zentralafrikas, jene zwischen dem Sambesi und dem Kongo, zu suchen haben. Vom Süden des Bangweolosees zieht sie sich gegen Osten und hierauf in weitem Bogen gegen Norden, das Quellgebiet des Loangwa umschließend und in die noch unerforschte, jedenfalls aber gleichfalls sehr hochgelegene Gegend nördlich des Njassasees übergehend.

Noch einmal eröffnete sich der Rückblick auf die bewaldete Thalebene, welche der Loangwa durchzieht; im Osten und Südosten begrenzt dieselbe eine ferne Kette blauer Berge. Der Loangwa selbst soll noch weiter nördlich, im Tschibalelande, entspringen, und man darf nach der Analogie der Gegenden, welche Livingstone auf seinem Marsche nach dem Tanganjika durchwanderte, die absolute Höhe dieser Quellen wohl zu 2000—2100 m annehmen.

Mit der Ersteigung der Hochebene trat Livingstone in die Landschaft Lobisa ein, deren Bewohner, die schon mehrmals erwähnten Babisa, sich durch runden, kugelförmigen Schädel, Stülpnase, vortretende Backenknochen und schiefgeschlitzte Augen auszeichnen und in einigem beinahe an die Buschmannsphysiognomie erinnern. Das schlimmste Hindernis des Reisens in Lobisa war der fast völlige Nahrungsmangel dieser Gegenden. Die spärliche Bevölkerung hat kaum für sich selbst genug zu essen, und in den Wäldern zusammengelesene Schwämme nebst dem harten und wenig nahrhaften Maerekorn bilden ihre häuptsächlichsten Subsistenzmittel. Mit dem Hunger hatten Livingstone und seine Begleiter die ganze, fünf Wochen umfassende Zeit schwer zu kämpfen, bis sie den Tschambesi überschritten hatten.

Neujahr 1867 brachte Livingstone im Dorfe des Häuptlings Tschitembo zu. Er befand sich hier und auf seinem weiteren Marsche gegen Norden stets auf jener großen Wasserscheide, deren Bedeutung er damals freilich noch nicht erkannte, da er den Angaben der älteren portugiesischen Reisenden zufolge den Tschambesi als mit dem Sambesi zusammenhängend annahm. Die Flüsse, welche er auf seinem Wege traf, flossen bald gegen Westen, dem Bangweolosee — bald gegen Osten, dem Loangwa entgegen. Zu den ersteren zählte der Mavotsche, welcher nordwestlich von Tschitembos Dorfe vorbeifließt, zu den letzteren der Muasi, welcher weiter nördlich seinen Lauf nimmt. Zwischen beiden wurde wieder ein höher ansteigendes Plateau und ein auf demselben

sich erhebender, meist aus hartem Sandstein bestehender Bergrücken überstiegen. Die Thäler bis zum Überlaufen mit Wasser angefüllt und in der That riesigen angesogenen Schwämmen gleichend, prangten im üppigsten Blätter- und Blütenschmucke; scharlachrote Turbanlilien (Lilium chalcedonicum), grellblaue oder gelbe Ingwerblüten, rote, orangefarbene, gelbe und weiße Orchideen, blaßblaue Lobelien entsproßten allerwärts dem mit Feuchtigkeit übersättigten Boden. Die ganze Gegend schien in ein lebhaft grünes Gewand gehüllt, dessen Färbung gegen den Horizont hin in ein tiefes Blau überging; aus ihrer wogenden Fläche stieg fern im Südwesten der gewaltig hohe Pik Tschikokwe empor.

Im weiteren Vordringen kam Livingstone in das Quellgebiet des Limanscha, welcher erst nördlich, dann westlich fließt und in den Tschambesi oder unmittelbar in den Bangweolosee mündet. Das Land ist hier wieder gebirgiger, und Dolomitfelsen ragen überall empor. Der Pfad führte einen Höhenzug entlang, welcher das Thal des zum Limanscha abfließenden Lotiri von dem des Lobo trennt, der dem Loangwa angehört. An einem Punkte maß Livingstone 1630 m absolute Höhe, einen benachbarten Berggipfel bestimmte er zu 2020 m.

Südlich vom Tschambesi sind alle Bewohner Abhängige, gewissermaßen Leibeigne der Babembe, und die steten Raubzüge und Sklavenrazzias der letzteren mögen wohl hauptsächlich den entvölkerten und kulturlosen Zustand dieser Landstriche herbeigeführt haben. Der immerwährende Nahrungsmangel, mit welchem die Karawane zu kämpfen hatte, veranlaßte zwei Wajauleute, welche in Kandes Dorf angeworben worden waren und sich bis dahin treu und verlässig bewiesen hatten, zur Desertion; die mit dieser verbundenen Diebstähle brachten die Karawane in schweren Verlust: alle Kochgeräte, das Mehl, welches um teuern Preis erkauft worden war, um der Reisegesellschaft bis an den Tschambesi fortzuhelfen, das Handwerkszeug, zwei Gewehre, eine große Kassette Schießpulver und eine Patronentasche waren verschwunden; das Schlimmste aber war, daß die Ausreißer auch den Medizinkasten mit sich genommen hatten und Livingstone nunmehr in den schlimmsten und fiebergefährlichsten Tropenregionen Afrikas des unentbehrlichsten Heilmittels, des Chinin, sich beraubt sah. Es kam ihm, wie er selbst schreibt, vor, als ob jetzt sein Todesurteil ihm gesprochen sei.

Unter ununterbrochenen, von Norden und Westen über das Land stürmenden Regenschauern erreichte Livingstone den Mapampa und hierauf den Movuschi, beide Zuflüsse des Tschambesi; am 28. Januar endlich langte er an den Ufern des letzteren an und fand in ihm einen Fluß von etwa 40 Schritten Breite, der jedoch durch Überschwemmung seiner Ufer zu dieser Zeit bedeutend sich vergrößert hatte; die Uferlinien selbst waren durch buschigen Wald bezeichnet, und das Tierleben an denselben sowie in den Gewässern zeigte sich als ein außerordentlich reiches.

Die Reisenden betraten nunmehr das Gebiet von Lobemba; aber die Hoffnungen, welche in dem hungerleidenden Lobisa von diesem gelobten Lande ihnen gemacht worden waren, sollten erst am Sitze des Häuptlings Tschitapangwa ihre Erfüllung finden. Bis dorthin ging der Marsch meist noch durch

pfadlose Wälder und über Schwammböden, doch zeigten sich hier und da schon Ortschaften und größere, auch besser bepflanzte Gärten als in Lobisa. Am 31. Januar wurde das Dorf Tschitapangwas erreicht; es liegt in 1430 m absoluter Höhe am Lopiri, einem Zuflusse des Tschambesi, und ist durch eine dreifache Palissadenreihe befestigt, deren innerste noch durch eine Hecke vom stachligen Gesträuche einer Solaneenart verstärkt wird. Der Häuptling, ein gutmütiger, wohlaussehender Mann, dessen Macht indessen eigentlich nur nominell ist, empfing Livingstone in der innersten Umwallung seiner Residenz, umgeben von Trommlern und Klappermännern, seiner Hofmusik. Als Sitz für den Doktor wurde ein ungeheurer Elefantenzahn herbeigeschafft, den er nachher zum Geschenke erhielt. Auch wurde er während seines dreiwöchentlichen Aufenthaltes mit allem Nötigen wohl versehen, wenngleich der Häuptling ebenfalls manches von dem Reisenden zu haben wünschte und insbesondere auf eine Decke sein Auge geworfen hatte, welche er denn schließlich auch erhalten hat. In Tschitapangwas Dorfe war es auch, wo Livingstone eine Sklavenkarawane, dem Suaheli Magaru Mafupi gehörig, antraf, durch welche er Briefe für Europa nach Sansibar abschickte und um Nachsendung von Waren, Vorräten und namentlich von Arzneien nach Udschidschi am Tanganjikasee bat. Diese Briefe erreichten Europa und lieferten zuerst den direkten Beweis, daß Livingstone in Zentralafrika noch am Leben geblieben sei. Von den Sklavenhändlern der Suaheli erhielt er auch einige dürftige Nachrichten über die Länder zwischen Lobemba und der Seeküste bei Sansibar. Der nach Bagamojo führende Weg soll stark bevölkerte und an Lebensmitteln reiche Gegenden durchziehen und die Reise im ganzen nur zwei Monate in Anspruch nehmen. Dabei werden 15 Fürsten oder Sultane besucht und drei große Flüsse überschritten, der Wembo, der Luaha (Ruaha, der präsumtive Ursprung des Lufidschi) und der Luvo. Näheres wollten die Karawanenführer freilich dem forschenden Engländer aus naheliegenden Gründen nicht mitteilen.

Von Tschitapangwas Residenz leitete der Weg nach dem Liembasee wieder aufwärts, nach einem hochgelegenen Plateau, auf welchem abermals Dolomitfelsen auftraten wie auf der Wasserscheide des Loangwa; mehrere Flüsse wurden hier überschritten, welche alle westlich und südlich dem Tschambesi entgegen ziehen. Der letztere selbst soll in Mambive entspringen, ziemlich genau südlich vom Ende des Tanganjikasees und etwas westlich von dem Landstriche Moamba, den Livingstone passierte. Die Wasserscheide gegen den Tanganjikasee bildet die hohe Bergkette von Losauswa, welche in ostwestlicher Richtung verläuft. Dichter Wald deckt die ganze Gegend, und der lehmige und sandige Boden ist fast überall grundloser Sumpf. Der erste Fluß des Tanganjikabeckens, auf welchen Livingstone traf, war der Molilanga, einen Tagemarsch weiter begegnete er dem 20 m breiten Loombe oder Lampussi; dieser geht weiterhin in den Lofu über, welcher in ungeheurem, gegen Westen ausgekrümmtem Bogen dem Tanganjikasee zufließt. Durch eine von zahlreichen andern Flußthälern durchschnittene Gegend kam Livingstone am 12. März nach Tschibue im Gebiete der Ba-ulungu; lange Bergketten zeigten sich im Nordosten, welche die Gewässer zwischen dem Lofu und dem Loansu teilen.

Die Ufer dieser Flüsse sind mit einer Art von Mangrovebäumen bewachsen, mit weichem Holze und saftigen Blättern; zwischen ihren Wurzeln sammelt der Schlamm sich zu einem dichten Filzwerke an, in welchem man sich in acht zu nehmen hat, nicht auf Stellen zu treten, die durch keine Wurzel unterstützt sind, denn man sinkt hier über knietief ein.

Durch eine hübsche, gebirgige Gegend mit waldreichen Bergen und vielen raschströmenden klaren Gewässern zog Livingstone nordwärts nach Kasonsos Dorfe, welches an der Vereinigung zweier Flüsse in einem reizenden Thale gelegen ist; es ist das Quellgebiet des Urungu, welcher dem Oberlaufe des Lofu einige 20 Meilen weit parallel fließt und zuletzt sich mit ihm vereinigt. Auch die Landschaft selbst führt den Namen Urungu, und die eben erwähnten Baulungu, welche Livingstone auch als Anwohner des Liembasees nennt, sind wohl nichts andres als die Einwohner eben dieses Landes Urungu, nach der auch im Osten des Tanganjikasees geltenden Bedeutung der Vorsilben Ba= (Wa=) und U= (Leute und Land). Schon bei Kasonsos Dorfe, obwohl noch auf der Wasserscheide und im Quellgebiete von Zuflüssen des Sees gelegen, hatte eine beträchtliche Senkung des Terrains sich geltend gemacht. In den nächstfolgenden Tagen wurden noch viele Dörfer und Flüßchen passiert; überall auf der Hauptwasserscheide sind die Flußläufe außerordentlich stark gewunden, und wie zwischen dem Bua und dem Loangwa, so greifen auch hier die Adern des einen Systems so häufig zwischen die des andern ein, daß nur eine sehr sorgfältige topographische Aufnahme der Gegend die genauen Grenzen beider festzustellen vermöchte. Je mehr man sich dem großen Becken des Tanganjikasees nähert, um so entschiedener senkt sich das Terrain, und mit wärmerer Luft erscheint auch die Tsetsefliege und der Moskito.

Am 28. März erreichte Livingstone Mombas Dorf, nahe dem Höhenzuge, welcher den Überblick über den See eröffnet. Drei Tage später brach er von dort auf, und bald sah man das blaue Wasser des Sees durch die Bäume schimmern und hörte die Freudenschüsse der Begleiter, welche bereits einen freien Aussichtspunkt gewonnen hatten. Man befand sich etwa 600 m über dem Spiegel des Sees, der in einer Breite von 6—7 Meilen endlos gegen Norden sich erstreckt. Soweit seine Ufer zu überblicken waren, sah man vier große Ströme in denselben münden. Der See liegt zwischen steilen, mit üppigem Grün bedeckten Bergabhängen, welche fern im Norden etwas näher zusammenzutreten scheinen; hellroter Thonschiefer steht an den Felsenwänden zu Tage, von welchen prachtvolle Wasserfälle niederrauschen. Auch einige felsige Eilande, von Fischern bewohnt, liegen im südöstlichen Winkel des Sees. Auf den grasreichen Terrassen der Berge weiden Elefanten, Büffel und Antilopen, und des Nachts erschallt hier und dort das dumpfe Gebrüll der Löwen. Livingstone nahm seinen ersten Aufenthalt in Pambete am südlichen Ufer, dessen geographische Lage er zu 8° 46′ 54″ s. Br. und 31° 57′ ö. L. bestimmte. Ein Versuch, den See zu befahren und Lotungen in demselben anzustellen, scheiterte an dem Widerstande der Eingebornen.

Diese Ba=ulungu oder Balungu zeigten sich Livingstone gegenüber bei aller Höflichkeit doch höchst mißtrauisch und unzuverlässig. Alles, was auch

verlangt wurde, sagten sie bereitwilligst zu, aber es geschah niemals etwas. Die steten Überfälle und Sklavenräubereien der Mazitu haben ihre Zahl stark vermindert; gleichwohl hegen sie eine Art von Verehrung gegen diese letzteren, und sich zu tragen und zu benehmen wie ein Mazitu gilt als erstrebenswerte Zierde eines jungen Mannes.

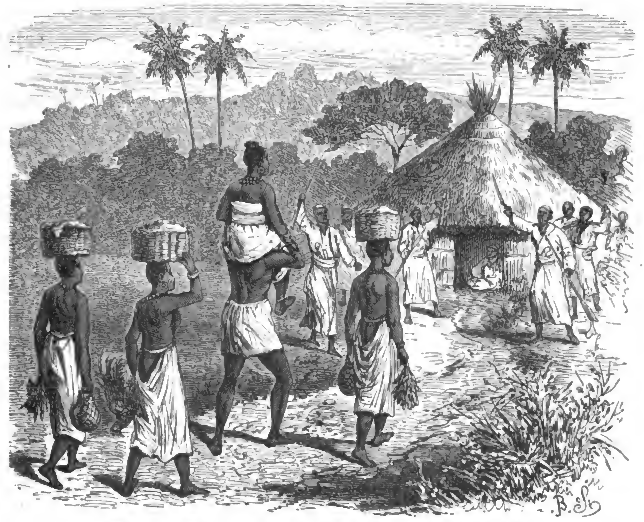
Nach einigen Tagen Aufenthaltes in Pambete gedachte Livingstone seine Reise längs der Westküste des Sees fortzusetzen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob er gegen Norden sich verenge und etwa dort seinen Ausfluß habe, oder ob er nichts andres sei als das südliche Ende des Tanganjika. Das letztere erwies sich, wie wir nunmehr wissen, als das richtige, und hätten wir von den noch in der ersten Hälfte des Jahres 1867 von Livingstone gemachten Entdeckungen früher als durch die Veröffentlichung seines Nachlasses genaue Kunde erhalten, so würde ein „See Liemba" niemals Platz auf unsern Afrikakarten gefunden haben.

Als Livingstone am 1. Mai aufzubrechen schon im Begriffe war, wurde er eindringlichst davor gewarnt, da eben wieder eine Streifpartie der Mazitu die Hochlande am See unsicher mache; er wartete daher noch etwas über eine Woche und stieg dann wieder das Berggehänge am Südufer des Sees empor, wobei er den 15 Schritte breiten und knietiefen Aihsefluß kreuzte, welcher mit einem prachtvollen Katarakt in den Liembasee sich ergießt. An den Abhängen, welche den letztern umschließen, sind die einmündenden Wasserläufe überhaupt fast unzählbar. In der Höhe ist wieder ebenes Land, mit langen Kämmen niedriger Höhen durchzogen und mit Buschwald bedeckt; Elefanten sind dort außerordentlich häufig und richten in den Feldern viel Schaden an, aber selten wird einer getötet. An Mokambolas Dorfe vorüber, welches auf dem den See beherrschenden Hochrande gelegen ist, führte der Weg vorbei bis zur nördlichen Ecke des Plateaus, an dessen Fuß der Lofufluß in den Tanganjika strömt. Seine Breite beträgt hier ein Viertel einer englischen Meile. Wieder ging es 600 m bergab an den See, und im Dorfe Karambos, eine Stunde von der Mündung des Lofu entfernt, wurde Einkehr gehalten.

Einige Tage später kehrte Livingstone nach Mokambolas Dorfe zurück und zog, einen ziemlich bedeutenden Zufluß des Lofu überschreitend, in südwestlicher Richtung nach dem Dorfe Tschitimbas, welches bereits in ziemlich beträchtlicher Entfernung westsüdwestlich vom Liembasee gelegen ist. Schon während der Reise längs des Sees hatte Livingstone von den Feindseligkeiten Kunde erhalten, welche zwischen einer Truppe Suaheli-Araber und Nsama (Insama) von Itawa, dem mächtigsten Häuptlinge der Gegend, ausgebrochen waren, und welche seinem beabsichtigten Vordringen gegen Westen, ins Reich des Kasembe, manche Hindernisse bereiten sollten. Livingstone traf die Araber in Tschitimbas Dorfe an, wo sie ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten; ihr Führer nannte sich Hamis Wodim Tagh und erwies sich dem Reisenden in vieler Beziehung freundlich und gefällig. Soviel Livingstone erfuhr, hatte Nsama, ein kriegsberühmter Fürst, die Araber angegriffen, und diese entgalten ihm sein feindliches Verhalten nun durch das Plündern und Niederbrennen seiner Dörfer; sie wurden auch von Tschitimba hierbei unterstützt, welcher

Nsama als einen Verletzer des öffentlichen Rechts behandelte, da er Fremde, die Waren ins Land brachten, angegriffen habe. Die Araber, um die es sich hier handelte, waren natürlich Sklavenhändler. Man kann sich denken, wie eine gewaltthätige Einmischung von Europäern in diese Handelsverhältnisse auf die Afrikaner einwirkt, wenn sie unter sich bereits eine so strenge Polizei halten.

Drei Monate und zehn Tage währte der unfreiwillige Aufenthalt Livingstones bei Tschitimba; doch sah sich Nsama endlich genötigt, Frieden zu schließen und den Arabern Schadenersatz zuzusagen, und zur Besiegelung des Bündnisses sollte überdies eine Tochter Nsamas Hamis' Frau werden.



Ankunft der Braut des arabischen Karawanenführers Hamis in Hara.

Das Unterliegen Nsamas machte auf alle Völkerschaften dieser Gegend einen außerordentlichen Eindruck, denn dieser Häuptling hatte bis dahin als der mächtigste Kriegsfürst und geradezu als unbesiegbar gegolten.

Tschitimbas Dorf liegt noch in Ulungu (Urungu), während das Gebiet Nsamas Itawa heißt; die Einwohner desselben gehören dem Stamme der Babemba an.

Am 30. August endlich erfolgte der Aufbruch von Tschitimbas Dorfe gegen Westen. Durch eine freundliche, hügelige und an Großwild aller Art überreiche Gegend gelangte Livingstone in Begleitung der Araber an den Oberlauf des Lofu, welcher in einer Breite von 90 m über harten, plattigen

Sandstein in rascher Strömung dahinschießt. Jenseit des Flusses kam man zum erstenmal mit den Itawa-Leuten in Berührung, welche durch feine, hübsche Gesichtszüge sich auszeichnen, denen der eigentliche Negertypus ziemlich fremd ist. In Hara, auf der Höhe der Wasserscheide zwischen dem Tanganjika und dem Moerosee, erwartete der arabische Karawanenführer die Ankunft seiner Braut, der Tochter Nsamas. Sie kam, von einem Dutzend Dienerinnen geleitet und mit roter Schminke, dem höchsten Putze der Eingebornen, gefärbt, auf eines Mannes Schultern ins Lager geritten, wo sie von den Arabern und ihren Sklaven mit großem militärischen Gepränge empfangen wurde. Der Friede galt damit als besiegelt.

Von Nsamas Leuten geleitet, bewegte sich die Karawane gegen Norden, wo elfenbeinreiche Gebiete sich befinden sollten. Mehrere bewaldete Bergketten wurden dabei überstiegen, zuletzt eine solche von 300 m Höhe, von deren Scheitel es jenseits ebenso tief in eine unabsehbare, von einem großen Strome durchschnittene Ebene hinunterging. Dieser Strom war der Tschisera, welcher erst west-, dann südwärts fließt, in den Kalongosi und durch diesen in den Moerosee mündet. Seine Breite betrug an der Stelle, wo die Karawane ihn überschritt, über eine englische Meile, und er zeigte sich erfüllt von Papyrus und Wasserpflanzen; an den grasreichen Ufern weideten Elefanten, Büffel und Zebras in großen Herden. Die zahlreiche Bevölkerung erwies sich hier den Reisenden sehr freundlich; als aber die Karawane längs des kleinen Seitenflusses Kamosenga noch weiter gen Norden vordrang und von Karungus Dorfe aus Gesandte an Tschikongo, den Häuptling von Lopere, schickte, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, erfolgte abschlägige Antwort. „Wann legte Tipo Tipo (der Name Hamis' unter den Eingebornen) Elfenbein in meinem Lande nieder, daß er es zu holen kommt?“ ließ Tschikongo dem Suaheli sagen; und nach langen Unterhandlungen lautete der definitive Bescheid dahin, daß er kein Elfenbein zu verkaufen habe und in keine weiteren Beziehungen mit den Arabern zu treten wünsche. Dies Verhalten war hauptsächlich durch die Furcht veranlaßt, welche das Unterliegen des Häuptlings von Itawa allerwärts verbreitet hatte. Die Araber waren erst seit kurzem in diese Gegenden gekommen, wo die Feuerwaffen vordem gänzlich unbekannt gewesen waren; vor 20 ihrer schlecht schießenden Gewehre hatte Nsama, ein Napoleon dieser Landstriche, die vorher unbesiegten Waffen strecken müssen.

Während dieser Unterhandlungen war der Oktober zu Ende gegangen, und mit Beginn dieses Monats hatten die ersten Regen sich schon eingestellt. Am 26. Oktober wurde aufgebrochen und in westlicher Richtung durch eine waldige, gut bevölkerte Gegend marschiert, abwechselnd über Höhenzüge und durch ausgedehnte sumpfige Ebenen. Das Gestein der ersteren war durchweg Sandstein, in welchem Livingstone Spuren fossiler Korallen („madrepores“ nennt er sie) bemerkte. Jenseit des Tschoma, eines Zuflusses des Tschisera, begann wieder gebirgiges Land, und die Karawane zog zwischen 200 m hohen Bergen, welche mit frischgrünenden Bäumen bewachsen waren und großen Büffelherden als Weideplätze dienten, weiter. Noch höher wurden die Berge jenseit des Flusses Luao, welcher in die Nordspitze des Moerosees fällt; sie bestehen

hier aus Granit und erreichen bis zu 450 m relativer Höhe. Durch die malerischen Thäler wand sich in langem Zuge die Karawane der Araber, an Händlern, Trägern und Sklaven im ganzen 450 Mann zählend, in Partien abgeteilt, deren jede einen Anführer mit einer Fahne an ihrer Spitze hat. Wird die Fahne in den Boden gepflanzt, so hält alles an; soll der Marsch wieder beginnen, so wird die Fahne erhoben, eine Trommel geschlagen und ein Kuduhorn geblasen, und diese Töne verfehlen nie ihre Wirkung und erwecken selbst noch bei solchen, welche viele Jahre lang nicht mehr im Sklavenzuge gingen, die alten Erinnerungen und einen gewissen esprit de corps.

Am oberen Luao befand sich Livingstone 1020 m über dem Meere und dem Moerosee bereits auf 7—8 Meilen nahe. Zur Rechten seines Weges erhob sich die Kakomakette, und das Thal an ihrem Fuße war überfüllt mit Dorfschaften, welche gemeiniglich nicht weiter als ein paar hundert Schritte voneinander entfernt lagen. Am 8. November hatte Livingstone seinen bisherigen Entdeckungen eine neue von hohem geographischen Werte hinzugefügt; er stand am Ufer des Moerosees, welcher etwa 15 Meilen Länge bei 10 Meilen Breite besitzt. Hohe bewaldete Berge ziehen zu beiden Seiten desselben sich hin; westlich davon liegt das Bergland Rua, von welchem Livingstone nachmals noch wiederholt zu hören bekam. Die mit grobkörnigem Sande bedeckten Ufer säumt ein Gürtel tropischer Vegetation, in deren schattigem Dunkel die anwohnende Fischerbevölkerung ihre Wohnstätten sich erbaut hat. Livingstone verstand sofort, wie die Eingebornen dazu kamen, diesen See im Vergleiche mit dem Tanganjikasee als größer zu bezeichnen; seine bedeutendere Breite, noch vermehrt durch einen Gürtel flacher Ufer, läßt ihn in der That wie ein unabsehbares Meer erscheinen, während der Tanganjikasee in einen tiefen Kessel schroffer Berggehänge eingeschlossen liegt. Es ist auch nicht bekannt, daß der erstere jemals von Kanoes durchfahren worden wäre, und die Anwohner nennen ihn Moero okata, d. h. den großen Moero.

Die Araber, denen Livingstone sich angeschlossen hatte, beabsichtigten nach dem Westufer des Tanganjikasees und nach Udschidschi sich zu wenden. Da aber der Doktor wußte, daß er nahe der Residenz des berühmten Kasembe sich befand, so mochte er die Gelegenheit, diesen zu besuchen und über die Lage seiner Stadt sich zu vergewissern, nicht vorübergehen lassen und schloß sich daher einigen Abgesandten der Araber an, welche versuchen sollten, mit dem Kasembe einen Elfenbeinhandel anzuknüpfen. Der Weg südwärts führte bald vom Ufer des Moerosees ab und zwischen zwei stark bewaldeten Höhenzügen hin. Die Gegend war dicht bevölkert, aber die Einwohner zeigten sich den Reisenden gegenüber mißtrauisch und abgeneigt, indem sie die Thore ihrer Dörfer und Wohnungen schlossen, wo immer diese vorüberzogen. Am dritten Marschtage wurde der 60 Schritte breite, über Felsengrund rasch dahinströmende Kalongosi gekreuzt, welcher von Südosten her dem Moerosee zufließt und unter andern Nebenflüssen auch den oben genannten Tschisera aufnimmt; er bildet die Grenze zwischen den Babemba, welche nördlich, und den Balunda, den eigentlichen Unterthanen des Kasembe, welche südlich von ihm wohnen. Im weiteren Vordringen gegen Süden wurden noch mehrere kleine

Flüßchen überschritten, welche von Osten her in den Moero fallen, unter diesen auch der Tschungu, an welchem der portugiesische Reisende Lacerda seinen Tod gefunden hatte. Dort wartete die Reisegesellschaft, bis der Kasembe Botschaft schickte, welche den Einzug in seine Residenz ihr erlaubte; von ihrer allmählichen Annäherung war der Herrscher durch laufende Boten, die afrikanische Art des Telegraphierens, fortwährend in Kenntnis erhalten worden. Erst als der Abgesandte des Kasembe eintraf, bewegte sich die Truppe vorwärts an dem Lundefluß, welcher mit dem Tschungu sich vereinigt, und von welchem ein breiter, fahrbarer Weg nach der Hauptstadt führt; er durchläuft eine ausgedehnte Ebene, in welcher zahlreiche Ameisenhaufen, 5—6 m hoch, sich erheben.

Die Stadt Lunda, wie Livingstone sie sah, lag auf dem östlichen Ufer des kleinen Mofwesees, ungefähr eine englische Meile von seinem Nordende entfernt; sie maß etwa 300 Schritte im Viereck, war von $2^1/_2$ m hohen Schilfwänden umgeben und ihr Thor zierten etwa 60 menschliche Schädel. Jeder Kasembe baut bei seinem Regierungsantritte eine neue Stadt, und so kommt es, daß die geographischen Ortsbestimmungen für die „Stadt des Kasembe“ so weit auseinander gehen. Die große Anzahl von Verstümmelten, namentlich solchen, die ihre Ohren oder ihre Hände eingebüßt hatten, bekam, wie frühere portugiesische Besucher, so auch Livingstone bei der Annäherung an Kasembes Residenz zu sehen, und der damals regierende Kasembe soll gerade ganz besonders eifrig der Ausübung seiner barbarischen Justiz beflissen gewesen sein.

Dieser Kasembe nannte sich Muonga und war der zehnte in der Reihe dieser zentralafrikanischen Herrscher; er hatte, gleich den meisten seiner Vorfahren, durch gewaltsame Usurpation seine Stellung errungen, und sein Vorgänger Lekwisa lebte noch als Verbannter am Hofe Msamas. Auch der von Livingstone besuchte Kasembe stand in dem Abhängigkeitsverhältnisse zum Muata Janvo (Livingstone und Cameron schreiben Matiamvo), wie jene früheren, von welchen die portugiesischen Reisenden berichten, und er hatte seinem Oberherrn Tribut, meistenteils in Sklaven, abzuliefern. Kasembe soll in der dortigen Landessprache etwa so viel bedeuten wie Oberanführer der Truppen, General. Die Macht des Kasembe und der Prunk seines Hofes, wovon frühere portugiesische Reisende zu berichten wissen, war bei Livingstones Ankunft bereits stark im Niedergange. Von Menschenopfern, wie sie ehedem täglich dargebracht worden sein sollen, war nicht mehr die Rede; der letzte Kasembe wäre zufrieden gewesen, hätte er Menschen und Elfenbein den Arabern zu verkaufen gehabt, aber selbst in dieser Hinsicht mußte er mit einer bei afrikanischen Potentaten seltenen Offenherzigkeit den Abgesandten Mohammed Hamis' seine Armut eingestehen. Grausamkeit und Geiz hatten ihn seiner Macht beraubt; die Elefantenjäger hatten die Gegend verlassen oder ihr Gewerbe eingestellt, das Volk war zum großen Teile ausgewandert. Die Ausübung einer Gewalt, welche nicht vom Volksbewußtsein selbst getragen ist, findet in der natürlichen Reaktion dieses Volkswillens ihr Korrektiv im Herzen Afrikas so gut wie in den zivilisierten europäischen Staaten.

Am 24. November fand der feierliche Empfang Livingstones beim Kasembe statt; vor seiner großen Hütte saß der Herrscher, mit einem blau und weiß bedruckten Stücke groben Manchesterzeuges bekleidet und mit Perlenschnüren geschmückt; eine Krone gelber Federn zierte sein Haupt. Sein bejahrter Rat oder Kanzler, dessen abgeschnittene Ohren freilich auch von Zeiten minder gnädiger Gefühle seines Fürsten Zeugnis ablegten, erstattete Bericht über die Persönlichkeit und die Zwecke des Reisenden. Besonderes Interesse in der Versammlung erregten hierbei die Erzählungen von den benachbarten Fürsten und ihren Ländern, die Livingstone besucht hatte, und welche den Balunda völlig fremd und unbekannt waren.



Straße in Lunda.

Der Kasembe, welcher zudem die von Livingstone ihm dargebrachten Geschenke bereits besichtigt und sie zufriedenstellend befunden hatte, hieß den Reisenden in seinem Lande willkommen und gab ihm volle Freiheit, hier zu thun, was ihm beliebe, und zu gehen, wohin er wolle. — Auch die Königin, die Hauptfrau des Kasembe, erschien mit ihrem Hofstaate; Livingstone begrüßte sie und bat sie, als sie 40 Schritte vor ihm stehen blieb, näher zu treten; dies störte jedoch sofort den Ernst der ganzen Zeremonie, und unter schallendem Gelächter ihres Gefolges rannte sie mit ihren Dienerinnen davon.

Schon auf seinen füheren Wanderungen hatte Livingstone viel von einem großen See Bemba gehört, diesen Namen aber auf den Liembasee bezogen; auf der Reise zum Kasembe und während seines Aufenthaltes in dessen Stadt aber traten diese Berichte seitens der Araber wieder mit solcher Bestimmtheit hervor, zugleich mit der Angabe, daß der fragliche See nur etwa 10 Tagereisen südlich von Lunda liege, daß Livingstone nicht ferner daran zweifeln konnte, daß es sich hier um ein völlig neues, noch unbekanntes Wasserbecken

Zentralafrikas handle. Da jedoch die Regenzeit, welche in diesen Gegenden die Monate November bis Mai umfaßt, eben in vollem Gange war und die Umgebungen des neuen Sees als außergewöhnlich sumpfig und ungesund geschildert wurden, so wollte er für dieses Mal von seinem Besuche abstehen, dagegen den Moerosee noch näher besichtigen und von dort in Begleitung der Araber den Tanganjika wieder zu erreichen suchen. Vom Kasembe mit Führern versehen, ging Livingstone seinen Weg nach Norden zurück; am Flüßchen Kabukwa feierte er den Neujahrstag 1868, überschritt hierauf den Kalongosi und besuchte das Ufer des Sees zu wiederholten Malen und an verschiedenen Punkten, so daß er über dessen Ausdehnung ziemlich genau sich unterrichten konnte. Die Nordhälfte des Sees ist gegen 8 Meilen breit und wird im Westen von der gewaltigen Masse der Ruaberge begrenzt; an klaren Tagen kann man eine niedrigere Bergkette noch weit gegen Westsüdwest sich forterstrecken sehen, gegen Südwesten und Süden aber war auch bei dem hellsten Wetter mit bewaffnetem Auge kein Land zu erblicken. Im südlichen Teile des Sees liegt eine große Insel Kirwa und eine kleinere Namens Kisumbo. Mehrere starke Bergströme ergießen sich nördlich vom Kalongosi in den See: so der Vuna und der Kattete, welche beide die Kette der Makungagebirge durchbrechen. Nahe an der Mündung des Vuna befindet sich eine Therme von so hohem Temperaturgrade, daß Kassava und Mais darin gekocht werden können; eine andre, der Erzählung nach noch weit bedeutendere heiße Quelle befindet sich im Gebiete Nsamas. Auch Erdbeben sollen in diesen Gegenden nichts Ungewöhnliches sein und mit einem besonders lebhaften Hervorsprudeln dieser Thermen im Zusammenhange stehen.

Die Bevölkerung am Ostufer des Sees ist sehr zahlreich und liegt eifrig dem Anbaue von Mais, Erdnüssen und Sorghum, Bohnen und Kassava ob. Wie überall in Afrika, so ist auch hier der Glaube an Geister und an Wunderwirkungen aller Art sehr verbreitet und findet seinen Ausdruck in den seltsamsten Vorstellungen. Wenn ein Kind im Schlafe sich viel herumwirft, so wird es getötet, denn es gilt dann für ein Araberkind und würde Unglück über die Familie bringen; das Gleiche ist der Fall mit einem Kinde, dessen obere Schneidezähne vor den unteren zum Durchbruche kommen. Träumt der Kasembe wiederholt von einem Manne, so ist dies ein Beweis, daß jener mit geheimen Künsten seinem Leben nachstellt, und er wird hingerichtet; bei allen Zubereitungen für die Küche des Herrschers muß das unverbrüchlichste Stillschweigen beobachtet werden.

Livingstone befand sich auf seiner zweiten Moeroreise in Begleitung des Arabers Mohammed ben Saleh, welcher, früher ein reicher Kaufmann, bei einem Zuge nach dem Kasembelande all seiner Habe beraubt worden war, und seit dieser Zeit, etwa 10 Jahre, in Lunda gewissermaßen als Gefangener gelebt hatte. Bei Gelegenheit der Anwesenheit Livingstones und, wie dieser glaubte, hauptsächlich durch seinen vom Sultan von Sansibar ihm ausgestellten Geleitsbrief beeinflußt, erteilte der Kasembe dem Suaheli die Erlaubnis zum Abzuge, worauf dieser mit orientalischer Zähigkeit im Handelsgewerbe sofort neue geschäftliche Spekulationen unternahm. In Kabwabwata, nördlich vom

Moerosee, wohin er mit Livingstone am 16. Januar gelangte, wurde ihm von den Suaheli und Wanjamuesi ein enthusiastischer Empfang bereitet; er beabsichtigte, ehestens nach dem Tanganjikasee aufzubrechen, nach welchem die Araber von dort aus 13 Tagemärsche rechnen.

In Kabwabwata hatte Livingstone verschiedener mißlicher Verhältnisse halber wieder längeren unfreiwilligen Aufenthalt; erst am 16. März bewerkstelligte er einen Vorstoß gegen Westen, um Mpwetos Dorf am Ausflusse des Lualaba aus dem Moerosee zu besuchen. Nach Überschreitung des vierzig Schritte breiten, mit einer dürftigen Brücke versehenen Lokindaflusses, welcher noch über 100 Schritte breites Ufergebiet jederseits überschwemmt hatte, und nach Ersteigung der Anhöhen, welche nun bereits dem Gebirgssysteme von Rua angehören, wurde dieser Ort auch erreicht, der Häuptling aber verhielt sich feindselig, und es gelang nicht, den nur ½ Stunde entfernten Lualaba zu besuchen; dem Vernehmen nach soll er seinen Lauf durch ein enges, sehr gewundenes Gebirgsthal nehmen. Livingstone zog sich mit seinen arabischen Begleitern nach Kabwabwata zurück; hier war es, wo er (am 13. April) von fast allen seinen ihm noch übrig gebliebenen Dienern verlassen wurde, welche teils des ewigen Herumziehens und der Reisestrapäzen müde, teils von dem Araber Mohammed ben Saleh angelockt worden waren. Livingstone gibt in seinem Tagebuche die Namen der ihm Treugebliebenen, vier an der Zahl, nicht an, und es muß dahingestellt bleiben, ob es dieses oder ein andres Mal geschah, daß auch Susi und Tschuma ihm untreu wurden; bekanntlich kehrten jedoch diese beiden nachmals wieder zu ihrer Pflicht zurück und hielten dann bei Livingstone aus bis zu seinem Tode.

Da die Araber noch keineswegs Miene machten, schon bald nach dem Tanganjikasee aufzubrechen, mittlerweile auch die trockene Jahreszeit wieder nahte, so beschloß Livingstone, dessen Interesse an dem Wassersysteme des Lualaba und seiner Quellseen immer lebhafter angeregt wurde, nun doch noch den See Bemba oder Bangweolo zu besuchen, von welchem er bereits so viel gehört hatte. Am 28. Mai war er in Lunda zurück, und am 1. Juni brach er von dort zu neuen Entdeckungsfahrten auf. Längs des von Südosten kommenden Mbereseflusses, dessen gewundener Lauf zu wiederholten Kreuzungen nötigte, ging der Marsch nach dem Orte Moenempandas, eines Bruders des regierenden Kasembe. Dieser Ort liegt am Lulaputaflusse, welcher in westlicher Richtung strömt und in den Luapula fällt, wie der den Bangweolo- mit dem Moerosee verbindende Fluß genannt wird; eigentlich ist es aber der Lualaba selbst. Das Land ist hier hügelig und stark bewaldet und nährt große Herden von Büffeln und Elefanten. Das Gestein der Anhöhen ist am Mberese noch Sandstein, weiter südöstlich folgen ruinenartige Dolomitfelsen. Auf der Wasserscheide zwischen den beiden genannten Zuflüssen des Luapula machte auch ein auffälliger Wechsel im Vegetationscharakter der Walddistrikte sich geltend, insofern die Bäume über und über mit Flechten behangen waren, wie es den Gegenden um den Bangweolosee herum in hervorragendem Maße eigentümlich ist.

Die Reiseroute wandte sich nunmehr gerade gegen Süden und traf auf den 50 Schritte breiten und gegen 6 m tiefen Luongo, dessen Lauf sie bis

nahe an das Dorf des Häuplings Tschikumbi verfolgte. Er fließt zwischen hohen, in den thonigen Boden eingerissenen; steilen Uferböschungen und soll an seiner Mündung über 100 Schritte breit sein. Ein unbedeutender Nebenfluß desselben, Namens Tschando, bezeichnet die Grenze zwischen dem Gebiete des Kasembe und dem des Häuptlings Tschikumbi; doch behauptet der erstere auch weiterhin gegen Süden noch eine gewisse Oberherrschaft. An vielen Plätzen dieser Gegenden haben auch von Osten des Tanganjikasees her eingewanderte Wanjamuesi sich angesiedelt, und in ihren befestigten Dörfern, welche sie, mit Feuergewehren bewaffnet, tapfer verteidigen, widerstehen sie dem Angriffe der räuberischen Mazituheere, welche das gesamte Ländergebiet zwischen den Seen Njassa, Tanganjika und Bangweolo zu beherrschen scheinen; die eingeborne Landbevölkerung aber flieht oder wird gefangen fortgeführt. In manchen Gegenden haben die Wanjamuesi sich bereits so festgesetzt, daß die Mazitu sich nicht mehr dorthin wagen; dessenungeachtet sind jene von den Eingebornen nicht gern gesehen, welche mit Mißgunst auf die neue Machtstellung derer blicken, die dereinst als Händler zu ihnen kamen.

Mit einem Führer nach dem Bangweolosee ausgerüstet, verließ Livingstone am 10. Juli Tschikumbis Dorf und zog durch hügeliges Land an Kombokombos Dorf vorbei über den Tschiberásefluß. Jenseit desselben verflachte sich diese Gegend und ging in eine ungeheure Ebene über, welche bis an den See reichte. Hier mehrten sich auch wieder die Schwammböden, deren Wasser eine ziemlich kühle Temperatur (17—19° C.) hatte; auch die Witterung war, namentlich in den Morgenstunden, frisch und zuweilen fast kalt.

Es war am 18. Juli 1868, als Livingstone den See Bangweolo entdeckte, eines der größten und für die Hydrographie bedeutsamsten Wasserbecken Zentralafrikas, und zugleich eines der wenigen, dessen Ufer zur Zeit vollständig umwandert und deren allgemeine Umrisse mit einiger Sicherheit uns bekannt sind. Für den Bangweolosee haben dies die letzte Reise Livingstones im Jahre 1873 und der Rückmarsch seiner Diener vollbracht. Der See bildet ein ostwestlich gestrecktes Oval von ungefähr 38 Meilen Länge und 20 Meilen Breite. Seine mit einem breiten Gürtel hohen Schilfes umkränzten Ufer sind überall ungemein flach und wenig bewaldet. Es wächst dort nur der Motsikiribaum, dessen dichtes, dunkelgrünes Laub einen wohlthätigen Schatten spendet, und aus dessen Samen die Eingebornen ein fettes Öl pressen. Der Seegrund ist mit feinem weißen Sande bedeckt, die Farbe des Wassers eine tiefmeergrüne, sehr verschieden von dem intensiven Blau des Njassasees. Am westlichen Ende des Sees tritt der Luapula aus, der sofort gegen Norden sich wendet, auf eine Länge von etwa 5 Meilen aber noch eine breite Bucht bildet und dann erst zu einem wahren Flusse sich verengt; er mißt dann zuweilen nur 180—200 Schritte von Ufer zu Ufer, in der Regel zeigt er sich aber viel breiter. Im Südwesten des Bangweolo erhebt sich die Kette der Lokingagebirge, welche an die Konagebirge im Westen des kupferreichen Landes Katanga sich anschließt; in ihr soll sowohl der Lusirafluß, welcher, wie erzählt wird, mit dem Lualaba im Lande des Häuptlings Kinkonsa zusammentrifft und an der Vereinigungsstelle wieder einen See bildet,

als auch der Liambai entspringen, welcher bekanntlich in den Sambesi übergeht. Die Höhe des Bangweolospiegels über dem Meere bestimmte Livingstone zu 1124 m; der Name desselben lautet nach den genauesten von ihm eingezogenen Erkundigungen Bangweolo, während der Name Bemba auf die nordöstlich an ihn grenzenden Landstriche sich bezieht.

Der Ort, an welchem Livingstone den Bangweolosee erreichte, war der Sitz des Häuptlings Masantu; er liegt auf der Ostseite der breiten Landspitze, welche zwischen den See und den buchtartigen Ausflußkanal des Luapula sich einschiebt. Von Masantu, einem ältlichen Manne, wurde der Reisende gastfreundlich aufgenommen, und er erhielt von ihm auch einige Auskunft über die Größe des Sees und die Erstreckung seiner Ufer. Die Bevölkerung ist hier stark mit Babisa gemischt, und die Weiber tragen an Schnüren aufgereihte Kaurimuscheln als Schmuck in ihren mit dem Öle des Motsikiribaumes eingefetteten Haaren. Masantus Dorf ist auch ein Hauptlandungsplatz der Fischerkähne, welche jeden Nachmittag in ganzen Flottillen sich am Ufer versammelten. Die Eingebornen betreiben den Fischfang mit Angeln, welche jedoch keine Widerhaken besitzen.

Nicht ohne Mühe gelang es Livingstone, ein Boot und Ruderer zur Seefahrt und zum Besuche der Inseln zu erhalten, welche im nordwestlichen Teile des Sees gelegen sind. Es sind ihrer fünf, drei größere und zwei kleine; ein kleines Inselchen, Kasanga genannt, liegt weit ab, fast in der Mitte der Längenausdehnung des Sees, etwa 5 Meilen von seinem Südufer entfernt. Die Bangweoloinseln sind von einer zahlreichen Fischerbevölkerung bewohnt, welche auf Stirn und Kinn die Stammesmarken der Babisa trägt, aber Mboghwa genannt wird.

Die Fahrt ging zunächst nach der nahe dem Ufer bei Masantus Dorfe gelegenen langgestreckten Insel Lisunge, von wo aus die südlicher gelegenen Eilande Kisi, Tschiribe und Mpabala in Sicht waren, der ganze übrige Teil des Horizontes aber als unabsehbarer Wasserspiegel sich zeigte. Tschiribe ist die größte der Bangweoloinseln, und seine Bewohner sollen einen zahlreichen Viehstand von Schafen und Ziegen besitzen; auch Kisi ist nicht unbedeutend. Livingstone wünschte die Fahrt nach dieser letzteren Insel fortzusetzen, doch mußte dies aus dem triftigen Grunde unterbleiben, daß seine Fährleute ihr Boot vor nicht langer Zeit dort gestohlen hatten. Die Insel Lisunge, welche Livingstone genauer besichtigte, ist mit hohem, starkem Grase und mit einer eigentümlichen, der Familie der Capparideen angehörigen Baumart bewachsen; sie beherbergt Flußpferde, deren Spuren allerwärts sichtbar sind, und auch eine Schakalart. An dem Wuchse der Bäume zeigt sich deutlich die vorherrschend südöstliche Windrichtung, indem die dieser Himmelsgegend zugekehrten Zweige verkrüppelt oder abgestorben sind, während sie auf der Nordwestseite gerade in die Höhe streben. — Eine Fahrt von einigen Stunden brachte Livingstones Fahrzeug bei bereits einbrechender Nacht nach der kleinen, westlich von Tschiribe gelegenen Insel Mpabala, welche etwa eine halbe Stunde im Durchmesser besitzt, und von deren höchsten Punkten man die Bäume des etwa 4 Meilen entfernten, dem Berichte der Mpabalaleute

nach unbewohnten Inselchens Kasango sehen konnte. Dieses sollte die zweite Station auf der Fahrt quer durch den See werden, wie Livingstone sie beabsichtigte; aber seine Fährleute weigerten sich nun entschieden, die Reise fortzusetzen, und so sah er sich zu seinem Leidwesen genötigt, nach dem Nordufer und nach Masantus Dorfe zurückzukehren.

Von dort aus nun begann Livingstone am 30. Juli die Reise nach dem Westufer des Tanganjikasees und nach Udschidschi, wo er die von Tschitapangwas Dorfe aus in Europa bestellten neuen Vorräte an Waren und Lebensmitteln, namentlich an den für ihn so unentbehrlichen Arzneien, zu finden erwartete. Der Weg führte ihn zunächst wieder nach Kombokombos Residenz zurück durch das von zahllosen Wasseradern durchschnittene Quellengebiet des Matoflusses, welcher nach kurzem Laufe in den Bangweolosee fällt. Hier ist so recht die Heimat der Sümpfe und Schwammböden. Die breiten, fast ebenen Scheitel der in allen Richtungen sich kreuzenden Höhenzüge lassen ihrer eine Menge zur Entstehung kommen, und die ihnen entquellenden Bäche sind geradezu unzählbar; Livingstone glaubt, daß die ganze Gegend, aus der Vogelperspektive gesehen, den Eindruck einer Zeichnung wie die der winterlichen Eisblumen an unsern Fenstern hervorbringen müsse. Das durch den sumpfigen Boden einsickernde Wasser läuft in der Mitte des schwach eingesenkten Thales zusammen und bildet dort einen träge sich fortwindenden Bach; weiter abwärts aber, wo es mehr Gefälle erhält, gräbt es sich einen tieferen Kanal durch den Schwammboden selbst, welcher fortwährend neues Wasser ihm zuführt. Seine Kraft, die eingesickerte Flüssigkeit zurück zu halten, ist so groß, daß gemeiniglich erst nach dem Ende der Regenzeit der höchste Wasserstand der dortigen Flüsse und die völlige Überschwemmung ihrer Ufer eintritt. Das Wasser selbst ist stets klar und, obwohl es eine reichliche aquatische Vegetation ernährt, nie morastig. Große Regenmassen lassen den Schwamm sich ansaugen und aufblähen, von seinem sandigen, zusammengebackenen Untergrunde sich emporheben; bei dem Ausbleiben der Zufuhr aus der Atmosphäre sinkt er in sich zusammen, seine Poren schließen sich gleich natürlichen Ventilklappen und verhindern dadurch einen raschen Ablauf der Gewässer. Der „Schwamm" selbst, welcher 10 Minuten bis eine halbe Stunde breit und 2 Meilen und darüber lang sein kann, ist frei von Wald und Busch, dagegen von dichtem Urwalde umrandet; die Bäume sind mit Flechten über und über behangen, welche bald in breiten, blattartigen Decken Stämme und Äste überziehen, bald in langen Bärten von den Zweigen und von der Krone niederhängen. Der Marsch durch die Schwammböden ist ein außerordentlich beschwerlicher, und es ist kaum möglich, ihrer mehr als drei bis vier im Verlaufe eines Tages zu überschreiten. Jeden Augenblick bricht man bis über die Kniee und tiefer in den schwarzen Schlamm ein, und in den Bächen, welche durch ihre Mitte hindurchfließen, gibt es tiefe Tümpel, in welchen man auch wohl völlig versinken kann. Zur trockenen Jahreszeit ist der Schwamm, der auf seinem Grunde noch immer einen beträchtlichen Wasservorrat birgt, auf der Oberfläche nach allen Richtungen von tiefen und breiten Erdspalten durchsetzt; die intermittierenden Gewitter und Regenschauer der Monate Oktober, November

und Dezember lassen diese in ihrem Bestande gänzlich unberührt; erst wenn die Sonne von ihrer südlichsten Abweichung nach dem Zenith zurückzukehren beginnt und die Regen immer schwerer und unablässiger niederstürzen, schließen sie ihre klaffenden Ränder.

Livingstone hatte längeren Aufenthalt im Dorfe Kisingas, in der Landschaft Imboschwa; er wünschte längs des Luapula nach Lunda zurückzukehren, doch ließ der unsichere und kriegerische Zustand der Gegend dies nicht als ratsam erscheinen. Er hatte zu ungünstiger Zeit das Reich des Kasembe betreten; überall herrschte Krieg und Plünderung, und Monate verstrichen unter Kämpfen und nutzlosen Verhandlungen. Den ersten Anstoß zu diesen Wirren hatte ein Einfall der Mazitu gegeben, welcher von den Suaheli und Wanjamuesi erfolgreich zurückgeschlagen worden war. Das erregte in dem Kasembe die Furcht, diese neu Eingewanderten möchten nun, nachdem sie ihrer Macht sich bewußt geworden, bald auch gegen ihn selbst die siegreichen Waffen kehren; er verbündete sich mit dem Häuptlinge Tschikumbi und griff Kombokombo, einen der Hauptführer der Araber, in seinem befestigten Dorfe an, doch vergebens. Die Wanjamuesi ihrerseits kehrten nun die Feindseligkeiten gegen die Leute von Imboschwa und ihre stammesverwandten südlichen Nachbarn, die Ba-usi, und gingen dort auf Sklavenraub aus. In diesem Zustande fand Livingstone die Gegend am oberen Luongo, und er war mehr als einmal in Gefahr, von der aufgebrachten Bevölkerung, welche zwischen ihm und den Arabern keinen Unterschied machen wollte, samt seiner Begleitung überfallen und niedergemacht zu werden.

Bei Kisingas Dorfe sammelten die Araber ihre Streitkräfte, und Livingstone, der um jeden Preis nordwärts und nach dem Tanganjikasee vordringen wollte, schloß sich ihnen an. Ende September erst kam die Karawane zum Aufbruch. Sie überschritt den Luongo nahe an seiner Quelle in den von Urungu sich herüberziehenden Gebirgen und gelangte zwei Wochen nach dem Aufbruche von ihrem Standquartier bei Kisinga an den Kalongosi und damit an die Nordgrenze von Kasembes Gebiet. Südlich vom Kalongosi ist alles Volk dem Kasembe unterthan; wie bereits früher erwähnt, ist ihre gemeinsame Benennung Balunda, und zu diesen zählen auch die Leute von Imboschwa. Die Gegend am obern Luongo und gegen den Kalongosi hin ist durchweg bewaldet und außerordentlich wasserreich. Büffel und Elefanten schwärmen überall umher, sind aber sehr scheu.

Die Karawane traf am 7. Oktober auf den Kalongosi an einer Stelle, Kabwerume genannt, wo derselbe, durch eine Reihe von fünf Inseln eingeengt, fünf aufeinander folgende Stromschnellen bildet. Sie zog dann in seinem Thale abwärts bis zu dem Punkte, wo Livingstone bei seinem ersten Besuche des Kasembe ihn überschritten hatte, und kam 5 Tage später an die Furt, Mosolo genannt. Livingstone fand den Fluß hier 240 Schritte breit; das Wasser reichte jetzt, am Ende der trockenen Jahreszeit, den Leuten noch bis zu den Schenkeln, und da die Strömung eine ziemlich reißende war, so hatten dieselben einige Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Am gegenüberliegenden Ufer standen 500 von den Leuten Nsamas von Itawa, welche eine

ziemlich drohende Stellung annahmen und den Übergang wehren zu wollen schienen. Livingstone schickte ihnen einige Meter Kaliko hinüber, folgte dann mit dreißig Bewaffneten nach, wurde auch von einigen der Leute als der frühere Besucher und Gastfreund ihres Häuptlings erkannt, und die Angelegenheit verlief in bestem Einvernehmen. Längst der Höhenzüge am Ostufer des Moerosees ging es dann auf dem alten Wege zurück nach Kabwabwata, von wo aus Livingstone seinen ersten Versuch, den Lualaba zu erreichen, gemacht hatte. Hier kehrten auch die abtrünnigen Diener, welche nicht nach dem Bangweolosee mit ihm hatten ziehen wollen, reumütig zu ihm zurück; sie hatten mittlerweile das freie Leben unter den Arabern und Babemba wohl auch von seinen Schattenseiten kennen gelernt, und es mochte ihnen die, wenn auch mit vielen Mühen verbundene Begleitung Livingstones, der für sie zu sorgen vermochte wie kaum irgend jemand sonst in Afrika, im Vergleiche damit doch noch als die bessere Wahl erscheinen.

Bei dem Häuptlinge Muabo suchte der Reisende um die Erlaubnis nach, die unterirdischen Wohnungen in Rua zu besuchen, konnte jedoch dieselbe nicht erhalten; er hatte indessen so zahlreiche und übereinstimmende Berichte über dieselben erhalten, daß an ihrem thatsächlichen Vorhandensein nicht wohl gezweifelt werden kann. Sie sollen der Flanke eines Gebirges entlang sich hinziehen und 4—5 Meilen Länge besitzen; 10,000 Menschen sollen in ihnen Platz finden, große Kornvorräte in ihrem Innern aufgehäuft sein und ein Bach von einem Ende zum andern sie durchfließen.

Livingstone befand sich hier wieder bei seinem im Lande des Kasembe gewonnenen arabischen Freunde Mohammed Bogharib, mit welchem ein andrer arabischer Handelsmann, Said ben Habib, sich vereinigt hatte; der letztere hatte auf seinen Zügen durch Rua und nach dem Kupferlande Katanga 300 Frasilah (= 10,500 englische Pfund) Kupfer und 150 Frasilah Elfenbein nebst einer großen Anzahl Sklaven angesammelt und beabsichtigte nun, diese Vorräte nach dem Tanganjikasee zu schaffen. Bald brachen auch hier die kriegerischen Wirren aus; sie wurden zunächst veranlaßt durch die Gewohnheit der Araber und Wanjamuesi, für das Entlaufen ihrer Sklaven die benachbarten Dorfhäuptlinge verantwortlich zu machen, und wenn die Flüchtigen nicht alsbald wieder eingeliefert wurden, durch das Wegfangen neuer Leute Repressalien zu üben. So hatten die Araber mit dem Häuptling Tschapi sich verfeindet, der ihnen nun den Weg nach Norden verlegte, während die Imboschwa und Babemba von Süden nachgezogen kamen und die am Luongo eröffneten Feindseligkeiten wieder erneuerten. Sie griffen die Verschanzungen der Araber zu wiederholten Malen mit großer Tapferkeit an, wurden aber trotz ihrer großen Zahl durch deren Feuerwaffen zurückgeschlagen. Was sie an Toten und Verwundeten nicht alsbald fortzuschaffen vermochten, fiel in die Hände der Araber, welche die letzteren alsbald töteten und sämtliche Köpfe auf dem Verhau triumphierend aufpflanzten.

Fast zwei Monate verstrichen unter diesen zeitweilig wieder durch zwecklose Verhandlungen unterbrochenen Kämpfen. Endlich gelang es doch, mit Tschapi einen Ausgleich zustande zu bringen und auch die Babemba durch die

Rückgabe einiger ihnen weggefangenen Weiber zu besänftigen. Am 11. Dezember brachen die Araber und mit ihnen Livingstone in nordöstlicher Richtung nach dem Tanganjikasee auf. Livingstone wurde auf diesem Marsche von schwerer Krankheit befallen, so daß er zuletzt getragen werden mußte und sogar die Zeitrechnung verlor; seine Aufzeichnungen auf diesem Wege sind daher auch sehr dürftig und lückenhaft. Am Lokindaflusse aufwärts kam die Karawane nach Tschisabis Dorfe, dann führte ihr Weg über die Tambakette ins Quellgebiet des Lofunsoflusses hinüber, welcher in den Lualaba fallen soll. Das Land ist durchweg bergig und bewaldet, wie am Moerosee selbst, die Richtung der Höhenzüge vorwiegend eine südnördliche. Aus der lebendig grünen, landschaftlich schönen, doch schwach bevölkerten Gegend erhebt sich der Gipfel des Katangaberges zwischen zwei Quelladern des Lofunso. Höhere Berge noch bezeichnen die Wasserscheide zwischen dem letzteren und dem Lofuku, welcher in den Tanganjikasee fällt. Ein hoher Paß dieses Kammes wurde überschritten, und mit dem Schlusse des Jahres 1868 befand sich Livingstone im Bezirke Itande, am obern Laufe des Lofuku und seiner Zuflüsse, deren Ufer ziemlich dicht bewohnt sind. Die unaufhörliche Nässe und die Anstrengungen des Marsches in diesen sumpfigen Ländern hatten endlich auch die eiserne Konstitution Livingstones gebrochen. Eine heftige Lungenentzündung, verbunden mit Husten und Blutspucken, stellte sich ein, und bald war er zu schwach, um auf eignen Füßen sich fortbewegen zu können. Dabei litt er an den seltsamsten Halluzinationen: jeder Baumstamm, den er anblickte, bedeckte sich mit Figuren und menschlichen Gesichtern, welche unverrückt an ihrer Stelle verblieben, auch wenn er die Augen wegwandte und nach einiger Zeit den gleichen Gegenstand wieder betrachtete; ein andres Mal sah er sich selbst tot am Wege nach Udschidschi liegen. Zu allem Glücke sorgte Mohammed Bogharib für ihn in freundschaftlichster Weise so gut er konnte und ließ ihn auch von seinen Leuten in einer Kitanda tragen, was bei dem felsigen und unebenen Boden allerdings eine wenig angenehme Art des Transportes war. Man befand sich jetzt in Marungu, welches östlich an Itande stößt und bis an den Tanganjikasee sich erstreckt. Das Land ist ungemein uneben, beständig wechseln Hügel und Thal, kuppenförmige Höhen in allerlei Formen erheben sich überall über den roten, lehmigen Boden. Eine massige Bergkette zieht sich gegen das Becken des Tanganjikasees hinaus. Bäume sind hier verhältnismäßig selten, dagegen wachsen Massen von Erythrinen und von dornigem Gebüsche; Elefanten gibt es im Überflusse.

Krank, zu einem Gerippe abgemagert und auf das äußerste erschöpft erreichte Livingstone am 14. Februar 1869 das Westufer des Tanganjikasees im Distrikte Mparra an der Mündung des Lofuku. Durch Vermittelung der Araber gelang es ihm, ein Kanoe zur Fahrt nach Udschidschi zu erhalten, und am 26. Februar schiffte er sich ein, um zunächst längs des westlichen Ufers gegen Norden zu steuern und dann, an der bekannten Überfahrtsstelle zwischen den Kasangainseln und dem Vorgebirge Kabogo, den See zu kreuzen.

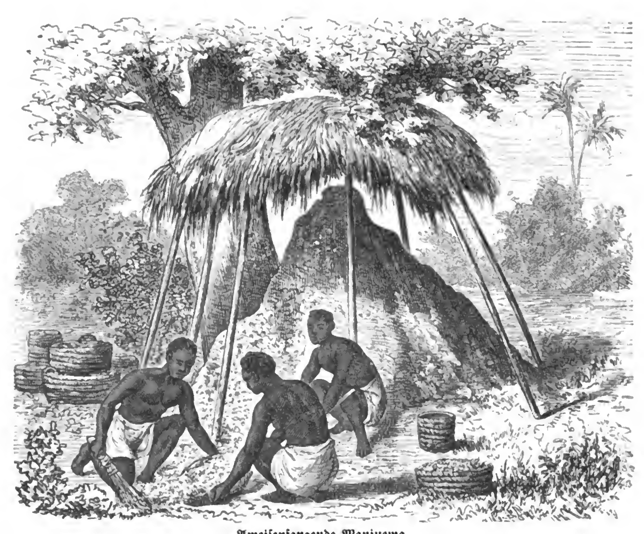
Die Seeküste bildet viele tiefe Buchten, welche bis zu einer Meile und darüber in das Land hinein sich erstrecken und mit Wasserpflanzen so dicht

verwachsen zu sein pflegen, daß die Fahrzeuge kaum hindurchzubringen sind. In der Mitte des Sees wird oft eine entschiedene, von Süd nach Nord gehende Strömung beobachtet. Die Küsten selbst sind rauh und steil, doch durchweg bewachsen; Livingstone vergleicht sie mit dem Felsenufer von Caprera.

Am 7. März wurde die Gruppe der Kasangainseln erreicht, 17 Eilande zählend und von einer Bevölkerung bewohnt, welche ungeheuer große, den Cochinchina ähnliche Hühner, Enten und eine kleine Ziegenrasse züchtet. Auch Araber haben sich dort angesiedelt; von einem derselben wurde Livingstone gastfrei aufgenommen und auf das reichlichste bewirtet. Nahe an den Kasangainseln liegt die Gruppe der Kibiseinseln, deren Bewohner im Haarputze den Leuten in Rua gleichen. In 10stündiger Fahrt wurde von dort aus der Tanganjikasee nach der gewaltigen Bergmasse von Kabogo hinüber gekreuzt, dann segelte man am östlichen Ufer entlang, passierte die Mündung des Malagarasi, und am 14. März erreichte Livingstone das lang ersehnte Udschidschi.

Hier hoffte er nun die Waren und Vorräte aufzufinden, welche er von Tschitapangwas Dorfe in Bemba aus bestellt hatte, und welche ihm zur Wiederherstellung seiner Gesundheit verhelfen und ihn aus der bedrängten Lage reißen sollten, in welche ihn das Schwinden seiner Mittel allmählich versetzt hatte. Die Verhältnisse aber, wie er sie in Udschidschi vorfand, entsprachen diesen Erwartungen keineswegs. Allerdings war von Europa aus alles, dessen Livingstone bedürftig sein konnte, in reichstem Maße nach Sansibar gesendet und von dort nach dem Innern expediert worden. Man hatte nur vergessen, für einen zuverlässigen Überbringer zu sorgen, der freilich nicht wohl ein andrer sein konnte, als ein Europäer. Hätte man sich jetzt bereits entschlossen, zur Übermittelung neuer Vorräte eine wohlorganisierte Unterstützungsexpedition für Livingstone auszurüsten, so würde dem raschen Sinken seiner Kräfte vielleicht noch rechtzeitig Einhalt gethan worden sein; — jedenfalls hätte er seine nachfolgenden Reisen in das Manjuemaland unter weit günstigeren Bedingungen antreten und vielleicht dann auch zu einem ersprießlicheren Erfolge führen können, als bei dem fortdauernden Mangel am Nötigsten. Der Suaheli Musa, welcher mit der Beförderung der Sachen an Livingstone beauftragt gewesen war, hatte zwar Udschidschi erreicht, von den Büffeln aber, die er als Lasttiere dem Reisenden übermitteln sollte, nicht einen einzigen dorthin gebracht. Ein großer Teil der Vorräte, der Wein und namentlich die so notwendigen Arzneien lagen in Unjanjembe, welches zu jener Zeit durch kriegerische Unruhen vom Tanganjikasee abgesperrt war, und was an Waren Udschidschi erreicht hatte, war größtenteils von den Arabern veruntreut worden. Von 80 Ballen Tuch waren nur 18 übrig geblieben, ebenso waren die meisten und wertvollsten Perlen verschwunden. Nur ein kleiner Vorrat Thee, Kaffee und Zucker fand sich vor, welcher, nebst etwas Flanell zu neuer Bekleidung, sehr wohlthätig sich erwies und Livingstone in kurzer Zeit wieder zu besserer Gesundheit und zu Kräften brachte. —

Mit der Ankunft in Udschidschi, ziemlich genau 3 Jahre nach Beginn des Marsches am Rufuma, schließt der erste große Abschnitt von Livingstones Entdeckungsreisen auf der Wasserscheide Zentralafrikas.



Ameisenfangende Manjuema.

XIII.

Livingstones Tod.

Neue Reisepläne. — Im Quellengebiet des Logumba. Ausfluß des Tanganjikasees. — Die Moloniaberge und der Mambafluß. Gebirgszüge im Manjuemalande. Bambarre. — Vorstoß nach dem Luamo und Umkehr. — Neuer Vorstoß nach Nordwesten. — Krankheit Livingstones. — Zustände unter den Manjuema. — Reise nach Njangwe. — Blutbad von Njangwe. — Rückmarsch nach Udschidschi. — Ankunft Stanleys. Gemeinschaftliche Reise. Trennung in Unjanjembe. — Neue Reise nach Westen. — Ostküste des Tanganjikasees. — Wieder im Reiche von Lunda. — In den Sümpfen des Bangweolosees. — Umgebung des Sees. — Livingstone in Itala. Krankheit und Tod. — Rückmarsch der Diener mit der Leiche. — Austritt der Luapula aus dem See. — Vom Tanganjikasee durch Fipa nach Unjanjembe. — Zusammentreffen mit Camerons Expedition. — Der Leiche Rücktransport nach Sansibar und England. — Schluß.

In Udschidschi versammelten sich nach und nach alle die verschiedenen Elfenbein- und Sklavenhändler, mit welchen Livingstone während seiner Reisen im Lande des Kasembe Bekanntschaft gemacht hatte; er bewegte sich fortwährend in ihrer Mitte und mußte auch auf ihre künftigen Unternehmungen seine weiteren Reisepläne bauen. Mit ihrem Verhalten aber hatte er wenig

Ursache zufrieden zu sein, und insbesondere bereitete der Suaheli Musa, welcher seinem Auftrage, die aus Europa nachgesandten Waren ihm zu überbringen, so schlecht nachgekommen war, dem Reisenden nachträglich noch viele Verdrießlichkeiten. Er drängte sich fortwährend in seine Behausung ein, und wie er dort über die Händler von Udschidschi, mit denen Livingstone im Verkehr stand, alles mögliche Schlimme zu erzählen wußte, so that er es umgekehrt über diesen seinen Landsleuten gegenüber. Auch die übrigen Araber waren nicht viel besser und am eifrigsten darauf bedacht, sich von den geringen Vorräten, über welche Livingstone noch verfügte, einen möglichst großen Teil anzueignen. Livingstones Briefe nach Unjanjembe und Sansibar wollte niemand befördern, ohne Zweifel aus Besorgnis, daß der Inhalt dem Überbringer selbst nachteilig werden könnte. — Bei allen diesen Widerwärtigkeiten und bei den dürftigen Mitteln zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, wie Livingstone sie in Udschidschi vorgefunden hatte, erholte er sich gleichwohl ziemlich rasch und war nach wenigen Monaten bereits wieder marschfähig. Wohin er sich wenden sollte, das hing zunächst von der Gelegenheit ab, welche die Unternehmungen der Araber ihm boten; aus den Einträgen in seinem Tagebuche geht hervor, daß er einmal die Absicht hatte, nordwärts über Karagwe nach dem Ukerewesee zu gehen und entweder den Nil abwärts nach Ägypten oder durch das Masailand nach der Ostküste vorzudringen. Schließlich entschied er sich aber doch für einen neuen Entdeckungszug nach dem Westen, in das vor ihm noch von keinem Europäer besuchte Manjuemaland.

Nach vielen Schwierigkeiten gelang es ihm, von den unerschwingliche Preise fordernden Arabern ein Kanoe zur Überfahrt zu erhalten, auf welchem er nach dreitägigem Rudern die Kabogoberge am östlichen Ufer und hierauf in einer angestrengten Nachtfahrt die der jenseitigen Küste nahe gelegenen Kasengeinseln erreichte. In einiger Entfernung vom Vorgebirge Kabogo nahm er eine Lotung vor, bei welcher jedoch die Senkleine leider verloren ging und nur festgestellt werden konnte, daß die Tiefe des Sees an jener Stelle mindestens 326 Faden (600 m) betrage. Auf Kasenge traf er mit seinem alten Bekannten Mohammed Bogharib zusammen, welcher im Begriff stand, nach dem Manjuemalande aufzubrechen, und an welchen er sich bei seinen ferneren Wanderungen anschloß. Der Marsch, welchen er am 8. August antrat, führte ihn erst südwärts am bergigen Ufer des Tanganjikasees hin, dann westnordwestlich durch das Quellengebiet des Lobumba, eines bedeutenden Zuflusses des Lualaba, welcher nahe der Westküste des Tanganjikasees entspringt, einen weiten, nordwärts ausgekrümmten Bogen beschreibt und in seinem Unterlaufe die Namen Luasse und Luamo annimmt. Kurz bevor Livingstone die Quellen des Lobumba erreichte, kreuzte er den Logumbafluß, welcher, wie ihm gesagt wurde, in südöstlicher Richtung dem Tanganjikasee zufließt. Leider hatte er keine Gelegenheit, diesem Gewässer weiter nachzugehen; er würde dadurch an den von ihm später so oft gesuchten Ausfluß des Tanganjikasees selbst geleitet worden sein. Nahe südwestlich der Kasengeinseln tritt nämlich, wie Camerons denkwürdige Entdeckung des Jahres 1874 es darlegte, aus dem Tanganjikasee der Lukugafluß aus, in welchen nahebei

der kleine Logumba fällt; sein westlicher Lauf endet, wie kaum zu bezweifeln ist, im langgestreckten Kamolondosee, dessen Lage und Ausdehnung Livingstone an den Grenzen von Rua und auch im Manjuemalande ungefähr erkundete; seine ostwestliche Länge mag etwa 40—45 Meilen, seine südnördliche Breite gegen 15 Meilen betragen. Er ist eigentlich nur eine ungeheure Erweiterung des Lualaba, welcher vom Moerosee bis nach Njangwe im Manjuemalande einen ungefähr 200 Meilen in der Länge messenden Doppelbogen beschreibt. Auch soll der Kamolondosee zahlreiche Inseln besitzen, welche von einem räuberischen, den Händlern gefährlichen Volke bewohnt werden. Ein derartiger Ausfluß des Tanganjikasees war allerdings schwer zu erraten; obwohl ein echter Spaltensee, von hohen und steilen Gebirgshöhen allseits umschlossen, hat er seinen Ausfluß doch nicht an einem der schmalen Enden, sondern in Mitte seiner Längsseite, zwischen Bergkämmen, welche selbst wieder beträchtliche Wasserläufe in die gleiche Richtung hinaussenden. Fürwahr, eine seltsame Komplikation der hydrographischen Verhältnisse, so seltsam wie das ganze See- und Flußsystem Zentralafrikas überhaupt nach den Entdeckungen der letzten Jahrzehnte sich uns enthüllt hat.

Das Ufer des Tanganjikasees bei den Kasengeinseln wird von den Ba-Githa bewohnt, welche durch einen seltsamen Haarputz, außerdem aber durch eine den Afrikanern seltene Eigenschaft, die der Ehrlichkeit, sich auszeichnen. Ihr Land erstreckt sich nicht sehr weit gegen Westen, und es finden sich zwischen die Dörfer der Bah-Guha auch solche der Ba-Rua eingestreut. An den Quellen des Lobumba beginnt die Landschaft Lobanda, welche durch den Oberlauf dieses Flusses von Kitwa geschieden wird. Die Gegend am oberen Lobumba unterscheidet sich in ihrem Charakter wenig von andern zentralafrikanischen Landschaften; Wald bedeckt sie bald mehr bald minder dicht, Höhenkämme, aus welchen manch hoher Gipfel sich erhebt, durchziehen sie nach allen Richtungen. Palmyra- und Hyphenepalmen werden in großer Anzahl angetroffen; eine Eigentümlichkeit dieser Landschaft sind die ausgedehnten Grasbrände, deren Rauchsäulen hoch in die Luft sich erheben und durch ihren Dunstschleier die Sonnenglut der heißesten Tage mäßigen.

Weiterhin gegen Westen, im Innern des großen von dem Lobumbaflusse beschriebenen Bogens, welchen die Molonia- und Kasongoberge mitten durchschneiden, begegnet man ungemein volkreichen Distrikten. Auf meilenweiten Feldern wird das Hauptnahrungsmittel, die Kassava, gebaut, deren Wurzeln hier die Dicke eines Mannesschenkels erreichen. Von Westen und Südosten her fließen Bäche in großer Zahl dem Lobumba zu; wo das Land nicht angebaut ist, da überdeckt es sich mit einem üppigen Wuchse von Farnkräutern und Ingwer. In den Bergen herrscht dichter Urwald vor, namentlich in den tiefen, von ihnen umschlossenen Kesselthälern, wo Livingstone manche Stämme von 6 m im Umfange traf, welche erst in einer Höhe von 18—20 m in Zweige sich zu teilen begannen.

Die Hauptmasse des Gebirges besteht aus einem hellgrauen Granit. An den Abhängen der Berge liegen viele kleine Dörfer zerstreut, der Hauptweg aber führt regelmäßig über den Scheitel des Gebirges selbst, um die

zahllosen, des dichten Urwaldes wegen fast unpassierbaren Thäler und Schluchten zu vermeiden. Die Ufergegenden des Tanganjikasees boten auch sehr interessante geologische Aufschlüsse; über dem feinen gelben Thonboden, wie er das ganze Manjuemaland bedeckt, lagern in den Umgrenzungsgebirgen des Tanganjikasees etwa 15 m Gerölle, mit roter Ockererde vermischt, auf welcher Schicht dann vereinzelt große Rollblöcke umherliegen. Unterteuft wird der Thonboden von einer etwa 18 m mächtigen Thonschieferschicht, an deren Fuße wieder Gerölle in mehrfachen Stufen lagern, aus welchen nochmals eine Thonschieferschicht hervorbricht.

Nach Ersteigung der ersten bedeutenden Gebirgsmasse, der Moloniaberge, sah Livingstone das breite Thal des Mambaflusses sich eröffnen, großenteils gelichtet, bewohnt und angebaut. Hier begegnete er auch wieder Ölpalmen (Elais Guinensis), welche gegen Westen rasch an Verbreitung gewinnen und in der Nähe der Dörfer besonders angebaut werden. In ihren Zweigen schaukeln sich graue und rotgeschwänzte Papageien, welche von den Eingebornen hochgeschätzt werden und ihrem mächtigsten Häuptling, dem von Bambarre, den Namen gaben; denn „Moenekuß“ bedeutet in der Landessprache „Herr des Papageien“. Westwärts führt der Weg abermals über einen hohen Bergrücken hin, der, einem Gletscherstrome vergleichbar, sich hin und her wand und beiderseits die Aussicht in 600 m tiefe Thäler eröffnete; ihren jenseitigen Rand begrenzten wieder Gebirgshöhen, teils bewaldet, teils mit Ansiedelungen und gelichteten Ackerfeldern gesäumt, und dieser Wechsel von Berg und Thal wiederholte sich, soweit nur das Auge in die Ferne reichen konnte. Von Monandendas Dorfe, am äußersten Endpunkte dieses Höhenzuges gelegen, stieg Livingstone hinab in das Thal von Bambarre. Dieser, an einem Zuflusse des Mamba gelegene Ort ist einer der bedeutendsten im Manjueamalande. Er besitzt gerade, an beiden Enden durch öffentliche Versammlungshäuser abgeschlossene Straßen, und die Privatwohnungen in ihm bestehen aus niedrigen, doch wohlgebauten, mit breiten Blättern einer Euphorbienart gut eingedeckten Hütten von viereckiger Form, wie allerwärts in dieser Gegend. In ihrem Innern herrscht große Reinlichkeit, und das häusliche Ungeziefer, der stete Begleiter der Araberhorden, war vor deren Invasion dort gänzlich unbekannt.

Die Manjuema zeichnen sich überhaupt in mancher Beziehung vor den übrigen Afrikanern aus; so namentlich sind Diebstähle bei ihnen fast unbekannt, und auch ihr Verhalten gegen Fremde war freundlich und zuvorkommend, bis das brutale Auftreten der Araber eine mehr feindliche Stimmung gewaltsam hervorrief. Unter sich leben sie aber großenteils in altererbten Familien- und Dorffeindschaften, und Livingstones eingeborne Begleiter durften es nie wagen, weiter mit ihm zu gehen, als bis dorthin, wo der Urwald sich zu lichten und die nächste Ansiedelung in Sicht zu kommen begann; dort kehrten sie um, um nicht von ihren Feinden getötet zu werden. Das Gerücht von dem Kannibalismus, welchen die Araber und ihre Sklaven hauptsächlich fürchteten, konnte Livingstone bis Bambarre und auch in dieser Stadt selbst durch keinerlei sichere Beweise bestätigt finden. In den Moloniabergen sah er ganz besonders

eigentümliche Tättowierungen von Halbmonden und Vollmonden, Sternen, Krokodilen u. dgl. Merkwürdig ist auch die bei den Manjuema allgemein verbreitete Sitte der Beschneidung, obwohl sie erst in allerjüngster Zeit mit dem arabischen Elemente in Berührung kamen.

Eine Lieblingsspeise der Bevölkerung besteht in gerösteten weißen Ameisen, welche zur Zeit, wenn sie Flügel erhalten und in großen Schwärmen ihre Behausung verlassen, auf eine eigentümliche Art gefangen werden: man errichtet ein sonnenschirmähnliches Dach über dem Ameisenhügel, an welches die Auswanderer beim raschen Emporschwirren anprallen; die Flügel lösen sich hierdurch alsbald vom Körper ab, und die Ameisen fallen hilflos zu Boden, wo sie zusammengekehrt und in Körbe gesammelt werden. (S. Abbildung S. 275.)

Vom Tanganjikasee bis Bambarre, welches der Beobachtung Livingstones zufolge nicht viel unter dem Niveau des ersteren gelegen ist, betrug der geradlinige Weg etwa 35 Meilen, die darauf verwendete Reisezeit 6 Wochen. In Bambarre selbst verweilte Livingstone noch bis Anfang November und besuchte inzwischen auch eine in der Nähe des Ortes aus 5 Mundlöchern unter Dampfentwickelung hervorsprudelnde heiße Quelle. Ein andres gleichartiges Phänomen hatte er bereits im Quellengebiete des Lobumba beobachtet, und es wurde ihm auch berichtet, daß Erdstöße in diesen Gegenden häufig gefühlt würden. Livingstones nächster und hauptsächlichster Zweck war nunmehr, wieder an den großen Fluß, den Lualaba, zu gelangen, welchen er aus dem Moerosee hatte austreten sehen; aber er sollte manch vergeblichen Weg wandern und Ungemach aller Art noch zu ertragen haben, bevor er diese breite Wasserstraße wieder zu Gesichte bekam. Seine Wanderung dahin, die erste, die er in Begleitung Mohammed Bogharibs am 1. November 1869 antrat, führte ihn von Bambarre geradlinig gegen Westen, am Luelo, einem Nebenflusse des Luamo, aufwärts. Das ganze Land ist gebirgig, die Gipfel der Berge krönen schlanke Palmen. Zwischen den zahllosen Dorfschaften, deren jede ihr eignes Stück Feld gelichtet und den Zwecken des Ackerbaues dienlich gemacht hat, zieht in 1—1½ Meilen breiten Streifen der jungfräuliche Urwald sich hin, in dessen Dunkel kaum ein Strahl der senkrecht über den Baumwipfeln stehenden Sonne einzudringen vermag; Schlingpflanzen von der Dicke eines Schiffstaues ranken von Stamm zu Stamm, manche von ihnen tragen Früchte von der Größe eines Kinderkopfes, und seltsame Vögel und Affen hüpfen in den Zweigen und im Netzwerk der Lianen umher. Wo ein Plätzchen im Urwalde frei von Bäumen ist, da wächst ein Riesengras mit mehr als zollstarken Halmen. Um solche Lichtungen kulturfähig zu machen, muß dieses erst niedergebrannt werden, und von all den Riesen des Waldes vermag nur die Bauhinia und noch ein andrer Baum von unbekannter Art, welcher seinen verkohlten Strunk von oben herab mit neuer Rinde und Holzfaser überzieht, diesen gewaltigen Bränden zu widerstehen. — Die Manjuemabevölkerung bebaut das Land, dessen lehmiger Boden reiche Ernten abwirft, mit ungemeinem Fleiße; eines der Hauptprodukte des Ackerbaues ist Mais, dessen Kolben an langen, aus den Stielen von Schlingpflanzen angefertigten Schnüren zum Trocknen aufgehängt werden.

Kurz vor Mohammed Bogharibs und Livingstones Ankunft am untern Luamo hatte ein andrer sklavenraubender Suaheli, Namens Dugumbe, diese Gegenden heimgesucht und die ganze Bevölkerung auf das äußerste gegen die Fremdlinge aufgebracht. Keiner der Häuptlinge wollte daher den Durchzug durch sein Gebiet gestatten, und insbesondere waren es viele Weiber, welche die Reisenden mit den bittersten Schmähungen begrüßten und sie zurückzutreiben suchten. Livingstone forderte eine besonders heftig eifernde Frau ruhig auf, ihn doch genauer anzusehen, ob er von gleicher Farbe sei wie der verhaßte Dugumbe, erhielt aber nur die spöttische Antwort: „Nun, so mußt du eben sein Vater sein.“ Er gelangte bei diesem Versuche, den Lualaba zu erreichen, bis an den Luamo, welcher hier 200 Schritte breit und ansehnlich tief war; eingezogenen Erkundigungen zufolge befand er sich nur etwa 2½ Meilen noch von dessen Einmündung in den Lualaba entfernt, mußte aber, als schließlich die ganze Einwohnerschaft in Kriegsbereitschaft gegen Mohammeds Truppe anrückte, umkehren und erreichte auf einem nördlicher führenden Wege am 19. Dezember wieder Bambarre.

Bereits zu Ende desselben Monats finden wir Livingstone wieder auf dem Marsche; diesmal sollte ein Vorstoß nach Norden versucht werden, um den gesuchten großen Strom zu erreichen. Ein Paß der Kinitymaberge, nördlich von Bambarre, wurde überschritten; bei Beginn des neuen Jahres (1870) kam der Reisende wieder an den Luamo, welcher etwas weiter oberhalb Luasse genannt wird; er fließt in vielen Windungen durch eine hügelige, üppig grünende Gegend und verliert sich alsdann gegen Westen in die rundkuppigen Gebirge des Mbongodistriktes. Auch im Norden des Luamo bildet die Gegend einen steten Wechsel von dichtem, fast pfadlosem Urwald und von Lichtungen und Dorfschaften, welch letztere mit lebendigen Hecken umgeben sind, die wirksamste Verschanzung in diesem Lande. In 12 Tagemärschen, stets gegen Norden gerichtet, wurde der Lolindefluß erreicht, dessen dunkles Wasser dem Luamo entgegenzieht. Jenseit desselben wandte Livingstone sich westwärts, überstieg die Tschimuneberge und gelangte in das Quellengebiet des Lira oder Lvira, welcher in den Lualaba fallen soll. Ein breites Thal war von Muabepalmbäumen so vollständig erfüllt, daß die abgefallenen armsdicken und über 6 m langen Blattstiele den Weg förmlich verrammelten und nur ein schmaler, von Elefanten und Büffeln ausgetretener Pfad übrig blieb. Diese von Schlingpflanzen aller Art verstrickten, mit Riesengras, dessen Halme 2—3 cm Stärke besitzen, durchwucherten Urwaldsdickichte scheinen so recht eigentlich nur für die Riesen unter den Tieren geschaffen und ihnen allein zugänglich zu sein.

Nachdem Livingstone noch die hohe, in kühnen Gipfeln erhobene Bininangokette überstiegen hatte, erreichte er bei dem Dorfe Muangas den fernsten Punkt seiner Wanderung in nordwestlicher Richtung von Bambarre. Krankheit und vollständige Erschöpfung nötigten ihn zur Rückkehr nach dem südlicheren Mahomela, im Gebiete des Häuptlings Kasessa. Mahomela liegt am Yoba, dem Oberlaufe des Kunda, welcher bei dem von Livingstone später besuchten Orte Njangwe in den Lualaba sich ergießt; zwei bedeutende Berge,

Bombola und Bolunkela genannt, beherrschen die ganze Gegend. Livingstone erreichte Mahomela am 7. Februar 1870 und verweilte dort bis Ende Juni, teils krankheithalber, teils aus Mangel an einer Gelegenheit zu weiterem Vordringen; der Suaheli Katomba, an welchen er sich hier anschloß, that sein Bestes ihn zu verpflegen. Während seines Aufenthaltes kamen wiederholt Streifpartien der Araber aus dem Westen und Norden mit reicher Beute an Elefantenzähnen und Sklaven an; sie hatten das ganze Land überschwemmt und betrachteten sich als die alleinigen Herren in demselben.

Ein dritter Vorstoß Livingstones in nordwestlicher Richtung von Mahomela ergab für das Ziel seiner Wünsche, den Lualaba wieder zu erreichen, ebensowenig ein positives Resultat als die beiden vorhergehenden; er kam bis nach dem Orte Malala, wo er wiederum mit Mohammed Bogharib zusammentraf und von ihm erfuhr, daß er in der eingeschlagenen Richtung auf den gesuchten Strom nicht treffen könne. Hierauf kehrte er nach Mahomela und von dort nach Bambarre zurück. Er war auf diesem Zuge nur noch von dreien seiner früheren Diener begleitet, Susi, Tschuma und Gardner, alle übrigen hatten ihn verlassen und Dienste bei den umherziehenden Arabern gesucht. Ein schweres Leiden, welches für lange Zeit Livingstones Thätigkeit lähmte, brachten diese Kreuz- und Querzüge durch das sumpfige Manjuemaland in ihrem Gefolge. Bösartige Eiterbeulen bildeten sich an seinen Füßen, ein Übel, welchem auch die Araber und die von ihnen fortgeführten Sklaven unterworfen sind. Diese Eitergeschwüre sind von äußerst gefährlicher Natur: sie fressen sich allmählich durch Muskelfleisch und Sehnen bis auf die Knochen und sind sogar in manchen Fällen imstande, vollständige Lähmung und selbst den Tod herbeizuführen. Die regelmäßigen Wiederholungen dieses Zustandes scheinen dafür zu sprechen, daß sie mit den Fiebern dieser Gegenden in einem gewissen Zusammenhang stehen. Oft verbindet sich damit heftiges Purgieren und Erbrechen; das Übel geht dann in ein förmlich choleraähnliches über, und in dieser Gestalt sucht es epidemisch ganze Gegenden heim und richtet unter der Bevölkerung große Verheerungen an. Livingstone hörte während seines Aufenthaltes in Bambarre von einer ungemein heftigen Choleraepidemie, welche in den am Wege der Seeküste gelegenen Gegenden wütete.

Über den nächstfolgenden Zeitraum, in welchen Livingstones schmerzhafte Krankheit fällt, die erst im September sich zu bessern begann und im Oktober ihm zum erstenmale wieder gestattete, seine Hütte zu verlassen, gehen wir hier kurz hinweg. Auch nach seiner Genesung hatte er noch lange Zeit auszuharren, bevor sich ihm eine günstige Gelegenheit zu weiteren Entdeckungen zeigte. Am 4. Februar kamen die lange erwarteten, von Sansibar abgesendeten Leute in Bambarre an; es waren ihrer zehn, alle Sklaven von Banianen und ein nichtsnutziges Gesindel, von welchem Livingstone von Anfang bis zu Ende nur Schwierigkeiten und Verdruß hatte. Sie beteuerten, der Konsul Kirk in Sansibar habe sie mit dem bestimmten Auftrage abgesendet, Livingstone nach der Küste zurückzubringen und ihn zur sofortigen Umkehr zu nötigen. Als dieser jedoch nicht darauf einging, versagten sie trotzig den Dienst, wenn ihnen nicht ein höherer Lohn ausbezahlt würde. Nachdem das in dieser Beziehung

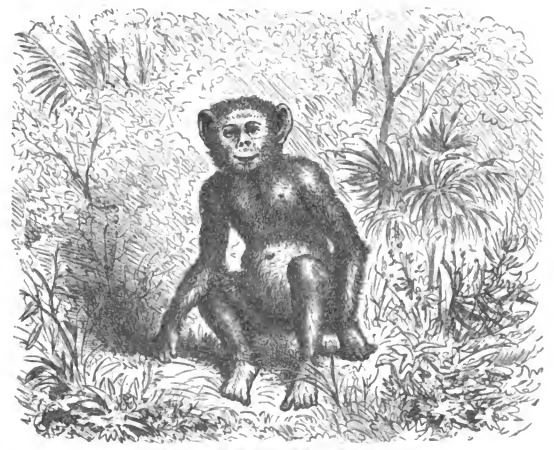
Erforderliche vereinigt war, erfolgte am 16. Februar der Aufbruch nach dem Lualaba, der vierte Versuch Livingstones, diesen zentralafrikanischen Riesenstrom zu erreichen. Der Marsch ging zunächst nordwärts nach dem Luamo, dann quer durch die hügelige, volkreiche Gegend zu beiden Seiten des Lolinde nach Mahomela, wo er nach acht Tagen anlangte.

Im Anfange des Monats März begann er die Reise nach dem Westen, von seinen neuen Dienern und Arabern begleitet. Die Route ging dieses Mal im flachen Bogen nach Südwesten, dann nach Nordwesten, stets in geringer Entfernung vom Luha, weiterhin vom Lualaba selbst. Nach Überschreitung des in ihn einmündenden Kunda- oder Yobaflusses wurde diesmal denn auch sein Ufer glücklich erreicht, und zwar bei dem berühmten Marktorte Njangwe. Der Weg führte in einem anmutigen Wechsel durch grasreiche Ebenen und Urwalddistrikte in Thälern hin und über bewaldete, in langen Kämmen sich hin streckende Berghöhen; zahlreiche Flüßchen wurden dabei gekreuzt, von denen manche mit Brücken versehen waren; überall zeigte sich die Gegend reich bevölkert, an den Flußufern wie auf den Abhängen der Berge wimmelte es von Dörfern und Ansiedelungen.

Die Dörfer sind meistens so gebaut, daß ihre Hauptstraße geradlinig von Ost nach West verläuft, so daß die Sonne dieselbe den ganzen Tag bescheint und alle Feuchtigkeit schnell auftrocknet. Vor den Thüren der Hütten ist oft eine kleine Veranda angebracht, wo man in der Morgenfrische die ganze Familie um ein Feuer herum versammelt sieht; ihre Angehörigen genießen dort der köstlichen Frühluft und plaudern harmlos über ihre häuslichen Angelegenheiten. Sorgsame Hausmütter brennen ihre aus Lehm verfertigten Geschirre in einem Grasfeuer hart, die Asche wird dann gesammelt und ergibt, ausgelaugt, einen ziemlich reichen Gehalt an Salz. Überall ertönt das laute Krähen der Hähne, muntere Ziegen springen zwischen den Hütten umher oder ruhen an sonnigen Plätzen. Von den blattgedeckten Hausdächern, von allen Büschen und Hecken erglänzt der reichliche Nachttau in Millionen funkelnder Tropfen; alles atmet Ruhe, Frieden und häusliches Glück.

Diesem idyllischen Landleben steht nicht allein der plündernde und sklavenraubende Suaheli als Friedensstörer gegenüber; es bedurfte seiner Ankunft nicht erst, um die entsetzlichen Leidenschaften der Leute im Manjuemalande zum Vorschein zu bringen. Obgleich Livingstone an verschiedenen Stellen die Gutartigkeit der Manjuema, ihr freundliches Verhalten gegen Fremde, solange sie von letzteren nicht in ihren heiligsten Interessen verletzt werden, rühmend hervorhebt, kann er doch nicht umhin, schließlich anzuerkennen, daß diese gleichen Manjuema die blutdürstigsten Wilden seien, die ihm je vorgekommen. Eine sehr gebräuchliche Sitte bei ihnen ist, daß irgend jemand eine rote Papageienfeder auf den Boden legt und alle Anwesenden auffordert, sie aufzuheben; wer es thut, ist gehalten, jemand zu töten, sei es Mann oder Weib. Die Auszeichnung, das Fell der Moschuskatze tragen zu dürfen, kommt nur jenem zu, der bereits einen Mord begangen hat, gleichviel an wem und unter welchen Umständen. Im allgemeinen werden Mordthaten ohne viel Weitläufigkeiten durch Entschädigung in Ziegen gesühnt; doch nicht immer läßt der

Thäter sich geneigt finden, auch nur eine so geringe Sühne zu bieten; dann gibt es kein andres Mittel der Vergeltung, als den Krieg, und unauslöschliche Fehde entsteht zwischen beiden Ortschaften, vererbt sich auf Kinder und Enkel, häuft unausgesetzt neue Blutschuld auf jene erste und schürt stets neuen Rachedurst. Was den Manjuema am meisten abgeht, das sind die einfachsten Anfänge eines nationalen Zusammenlebens; jeder Dorfhäuptling besteht und handelt in vollster Unabhängigkeit von allen andern. Das Verhalten der Bewohner eines und desselben Dorfes untereinander ist meist ein durchaus ordnungs- und gesetzmäßiges; ein Angehöriger eines andern Dorfes aber, der in ihre Mitte gerät, ist des Todes beinahe gewiß. Ähnliche Verhältnisse scheinen, soweit Livingstones von den Arabern eingezogene Erkundigungen reichen, auch bei den nördlich von den Manjuema wohnenden Balegga zu herrschen.



Der Soko. (Nach einer Skizze Livingstones.)

In den Urwäldern dieser Gegend trifft man häufig den Soko, welchen Livingstone mit dem Namen Gorilla bezeichnet, welcher aber wahrscheinlich eine große, gänzlich neue Schimpansenart vorstellt. Er lebt in Trupps von ungefähr 10 Stück in den Wäldern und zwar in Monogamie; unberechtigtes Eindringen eines Fremdlings in die Truppe oder das Vergreifen an dem Weibchen eines ihrer Genossen wird von allen übrigen Angehörigen derselben energisch abgewehrt. Die Soko halten Versammlungen ab, wobei sie auf hohlen Baumstämmen trommeln, und ihr lautes Geschrei, womit sie diese Musik begleiten, ähnelt sehr den Kunstproduktionen der Manjuema. Diese letzteren betrachten auch die Soko ohne weiteres als Menschen. Einen unbewaffneten Menschen oder ein Weib greift der Soko nicht leicht an; wird er

aber von einem Jäger verwundet und bekommt er ihn zu fassen, so beißt er ihm meist Finger und Zehen ab und läßt ihn dann los. Er zieht sorgfältig den Speer aus der Wunde und stopft Blätter und Kräuter in dieselbe, um die Blutung zu stillen. Sogar mit dem Leoparden kämpft der Soko, und beide tragen dann schwere Wunden davon, welchen nicht selten der Leopard erliegt, während sein Gegner wieder zur Genesung kommt.

Gegen Ende des Monats März erreichte Livingstone den Kundafluß und tags darauf den so lange gesuchten Lualaba, welchen er hier schmäler fand, als er weiter aufwärts sein soll; gleichwohl beträgt seine Breite noch hier gegen 3000 Schritte, und sein braunes, viele vegetabilische Gegenstände mit sich führendes Wasser ist überall tief; viele große Inseln liegen in seiner Mitte, und seine aus Thonboden bestehenden Ufer sind ziemlich hoch und steil. An den Ufern des Stromes entlang erstreckt sich ein breiter Gürtel offenen Wiesenlandes, mit einzelnen Gruppen von Palmenbäumen besetzt und ungemein dicht bevölkert. Am jenseitigen Ufer wohnt der Stamm der Bagenja, gleichfalls dem Manjuemavolke angehörig, und noch weiter gegen Westen sitzen die Bakusi, welche bereits von einigen Streifpartien der Araber besucht worden waren. Ihre Wohnsitze liegen nahe am Flusse Lomame, welcher den Angaben der Eingebornen zufolge sogar noch größer sein soll als der Lualaba und im Westen des letzteren den See Tschibungo bildet. Dort, wo Livingstone den Lualaba erreichte, fließt dieser, nachdem er einen zweiten großen Bogen gegen Westen beschrieben, gerade gegen Norden; viele große Nebenflüsse wurden Livingstone genannt, welche aus den Ländern der Balegga, Basiri, Banajuba, Babire und Benja in ihn münden; in einer Entfernung von etwa 15 Meilen nördlich von Njangwe zwängt der Lualaba sich durch einen gewaltigen Felsenpaß, um dessen vorspringende Riffe die Fluten in mächtigen Wirbeln sich herumschlingen und jedem hindurchsteuernden Kanoe verderblich werden. Diese Katarakte, welche von einer von Njangwe ausgehenden Streifpartie der Araber thatsächlich gesehen wurden, scheinen ähnlich wie die Nilkatarakte bei Assuan durch eine quer das Land durchsetzende Gebirgskette harten Gesteines gebildet zu werden; möglicherweise würden solche daher auch auf dem Lomame die Schiffahrt sperren. Ein ähnlicher Katarakt des Lualaba soll sich auch oberhalb des Njangwe an der Einmündung des Luamo befinden.

Njangwe ist ein außerordentlich wichtiger und besuchter einheimischer Handelsplatz; die Eingebornen haben die Gewohnheit, alle ihre Geschäfte dort abzumachen, und jede private Kaufs- oder sonstige Verkehrsangelegenheit wird auf den nächsten Tschitoka, d. i. Markttag, verwiesen. Der Zufluß an Menschen zu einem solchen in der Regel wöchentlich abgehaltenen Tage ist denn auch ein außerordentlicher, und nicht selten finden ihrer 3000 von diesseits wie von jenseits des Lualaba sich ein.

Sie handeln hauptsächlich mit Lebensmitteln, namentlich mit Fischen; ferner wird eine Art großer Landschnecken feilgeboten, geröstete Ameisen, auch Vieh und Geflügel, Kassava, Palmöl, Salz und Pfeffer. Auch Kleidungsstücke, aus den Fasern der Muabepalme gefertigt, werden dort verkauft und in der Regel mit eisernen Klümpchen bezahlt, welche an jedem Ende fein

ausgezogen sind, um die Güte des Metalles zu beweisen. Das Leben und Treiben auf dem Markte ist ein ungemein lebhaftes, alles ist im eifrigsten Handeln begriffen, mit Prüfen und mit Anpreisen der Waren beschäftigt; kaum nehmen alte Bekannte sich Zeit, einander flüchtig zu grüßen.

Zwistigkeiten werden durch Schiedsrichter rasch geschlichtet, und die Leute zeigen überhaupt viel Sinn für Billigkeit und natürliches Recht, soweit es unter so unkultivierten Völkern möglich ist.

Der Aufenthalt Livingstones in Njangwe dauerte mehrere Monate, während deren er unablässig bestrebt war, ein Kanoe zur Fahrt auf dem Lualaba selbst oder sonst eine günstige Gelegenheit zu weiterem Vordringen zu erhalten, aber vergebens. Die Schiffe wurden alle von den Arabern in Beschlag genommen, und Livingstones neue, von Sansibar angekommene Begleiter erklärten, auf keinen Fall weiter mit ihm gehen zu wollen als bis an den Lomame. Aber auch diesen sollte er nicht mehr erreichen; am 15. Juli trat ein Ereignis ein, welches allen seinen ferneren Plänen in dieser Gegend ein trauriges Ende machte.

Der gewöhnliche Markt war an diesem Tage von etwa 1500 Menschen, meist Weibern mit ihren Kindern, besucht, als plötzlich die Leute der beiden Suahelihändler Dugumbe und Tagamojo ein Feuer auf die dichtgedrängten Scharen zu eröffnen begannen und sie in wilder Flucht ins freie Feld und nach dem Lualaba hinunter trieben; viele stürzten von ihren Kugeln getroffen zu Boden, mehr noch ertranken im Strome, da die in einer Bucht zusammengedrängten Kanoes nicht schnell genug frei gemacht werden konnten, größtenteils umschlugen und ihre Insassen den Fluten überlieferten; andre Scharen suchten durch Schwimmen sich zu retten, konnten aber die weit entfernten Inseln nicht erreichen und wurden von der starken Strömung fortgetrieben, während die Araber unausgesetzt aus ihren Büchsen ihnen nachknallten. Gegen 400 Menschen sollen an diesem Tage das Leben verloren haben, und überdies wurden noch 27 Dörfer der Umgegend niedergebrannt. Welches die Ursache solcher Greuelthat war, konnte mit Sicherheit nicht ermittelt werden; die Araber behaupteten, es hätten die Manjuema sich gegen sie vergangen, indem deren Häuptlinge mit einem ihrer Sklaven Freundschaftsbündnisse abgeschlossen, was sich nur mit ihnen, den Freien und Herren, gebühre; wahrscheinlicher aber ist, daß es sich lediglich um Verbreitung eines panischen Schreckens durch die ganze Gegend handelte. Es war einer der Gewaltakte dieser gewinnsüchtigen Einwanderer, durch welche sie sich in neu erschlossenen Handelsgebieten verhaßt und gefürchtet zugleich machen. Livingstone hat, indem er seinen gerechten Abscheu vor solcher Handlungsweise ausdrückt, gleichwohl beizufügen vergessen, wie dieselbe leider durch die Zustände des Manjuemalandes selbst bedingt wurde, Zustände, welche durch seine gelegentlichen Äußerungen an andern Stellen deutlich genug bezeichnet werden.

Von den uralten, unauslöschlichen Dorffeindschaften, welche unter ihnen herrschen, war bereits die Rede; jeder Fremde nun, welcher in ein Dorf kommt, wird alsbald aufgefordert, als Verbündeter gegen dessen Feinde zu kämpfen; man spiegelt ihm vor, ihn in eine elfenbeinreiche Gegend zu führen,

sendet indes nach dem Nachbardorfe eine Kriegserklärung voraus, und wenn der fremde Händler ankommt, wird er von Bewaffneten empfangen und angegriffen. Jeder Vorsteher eines Ortes von 4 oder 5 Hütten, der sich stolz einen Häuptling nennt, macht es so und kennt keinen andern Wunsch, als alle seine Nachbarhäuptlinge erschlagen zu wissen.

Livingstone war durch das Blutbad von Njangwe so erschüttert und empört, daß er unter keiner Bedingung mehr Gemeinschaft mit den Arabern haben wollte; überdies war dadurch das Volk, namentlich jenseit des Lualaba, in die erbittertste Stimmung versetzt, besonders wegen der schmachvollen Ermordung von Weibern, welche nach der Landessitte der Manjuema auf allen Märkten frei und ungehindert verkehren, wenn auch unter den Männern der benachbarten Dörfer die unversöhnlichste Feindschaft herrscht. Mit gerechtem Zorn gegen die Mörder wandte Livingstone, an der Schwelle der großartigsten Entdeckungen stehend, dem Lualaba den Rücken und begann am 20. Juli den Marsch nach Udschidschi. Derselbe führte ihn wieder über Mahomela und Bambarre nach dem Westufer des Tanganjikasees, den Kasengeinseln gegenüber, und wir können daher ohne weiteres über denselben hinweggehen. Erwähnt sei nur, daß in der Nähe Mahomelas Livingstone und seine Begleiter wiederholt feindliche Angriffe von der Bevölkerung zu erfahren hatten, und mancher Speer, von unsichtbarer Hand geschleudert, schoß aus dem Dickicht hervor, welches die Manjuema besetzt hielten; Livingstone selbst entging ein paarmal nur wie durch ein Wunder dem drohenden Verderben.

In äußerst geschwächtem und herabgekommenem Zustande erreichte Livingstone am 23. Oktober Udschidschi wieder. Neue Unglücksbotschaft erwartete ihn dort; der Araberscherif, welchem die mittlerweile von Unjanjembe nachgeschafften Güter des Reisenden zur Aufbewahrung anvertraut worden waren, hatte dieselben sämtlich unterschlagen, beziehungsweise zu Spottpreisen an seine Freunde verkauft; von 3000 m Kaliko war nicht ein Stück, von 700 Pfund Perlen nicht ein einziger Strang mehr übrig. Livingstone hatte daher die trostlose Aussicht, nach Aufzehrung der wenigen Mittel, die er aus dem Manjuemalande zurückgebracht hatte, bei den Arabern selbst, die ihn bestohlen, betteln gehen zu müssen.

In diese Tage der höchsten Not fiel die ebenso unerwartete als rechtzeitige Ankunft Stanleys, des kühnen amerikanischen Reporters, welcher mit Geschick und Ausdauer die Reise von Sansibar nach Unjanjembe und in weitem Umwege um das durch den Krieg Mirambos unpassierbar gewordene Gebiet von Msene nach dem Tanganjikasee vollführt hatte, einzig zu dem Zwecke, um Livingstone zu finden.

Die denkwürdige Szene des Zusammentreffens der beiden Reisenden, ihre hierauf folgende gemeinsame Erforschung des Nordendes des Tanganjikasees im November und Dezember 1871, sowie die Reise vom Tanganjikasee nach Unjanjembe, welches am 18. Februar 1872 von ihnen erreicht wurde, übergehen wir hier. Wer sich dafür interessiert, dem empfehlen wir das bei uns erschienene Werk von Oberländer: „Afrika von Ost nach West durchwandert von Stanley und Cameron“ (Leipzig 1879).

Livingstone selbst scheint für die gemeinsam zurückgelegten Routen die Rolle des Berichterstatters seinem Gefährten abtreten zu wollen, denn die Einträge seines Tagebuches sind auf denselben äußerst kurz und knapp gehalten.

Am 14. März trennten sich die beiden Reisenden; Stanley ging nach der Küste zurück, Livingstone blieb in Unjanjembe, um nach dem Eintreffen neuer Diener und Vorräte, die jener von Sansibar an ihn schicken sollte, aufs neue nach dem Innern Afrikas sich zu wenden und seine Entdeckungen dort zu einem Abschlusse zu bringen. Die langen Monate des Wartens in Unjanjembe wurden in ziemlich unerquicklicher Weise ausgefüllt durch die Ereignisse des Krieges der Araber gegen den Sultan Mirambo, welcher zu öfteren Malen als völlig geschlagen, vertrieben oder tot ausgegeben wurde, immer aber von neuem wieder als ein gefährlicher Nachbar der arabischen Niederlassung sich bewährte. Die Straße über Msene nach dem Tanganjikasee blieb nach wie vor gesperrt, und auch der bereits eröffnete Handelsweg von Unjanjembe nach Mtesas Lande Uganda im Norden des Ukerewesees war vielfach behindert und unsicher gemacht.

Am 10. August endlich kam die von Stanley gesandte neue Truppe, 75 Mann stark, in Unjanjembe an; sie war begleitet von einigen jungen Leuten aus der Missionsanstalt Nassick in Indien, welche ursprünglich an Leutnant Dawsons mißglückter Expedition teil zu nehmen bestimmt waren, und unter diesen befanden sich John und Jakob Wainwright, welch letzterem nachmals bei dem Rücktransporte von Livingstones Leiche die Rolle des Berichterstatters zufiel, da er, als der einzige des Schreibens Kundige, das Reisetagebuch zu führen hatte. Von Livingstones früheren Begleitern befanden sich zu jener Zeit nur noch fünf bei ihm: Susi, Tschuma und Amoda, welche bereits im Jahre 1864 am Sambesi in seine Dienste getreten waren, und Mabruki und Gardner, junge Leute aus Nassick, welche seit 1866 zu seinem Gefolge zählten.

Am 25. August wurde nach Südwesten abmarschiert; bis in die Nähe des Tanganjikasees war der Weg der gleiche, welchen Livingstone und Stanley auf der Rückkehr von Udschidschi verfolgt hatten; bei Mpokwas Dorfe wurde von dieser Straße abgelenkt, zunächst in westlicher Richtung auf Tumbulu marschiert, und von dort ein längs des Tanganjika-Ufers gegen Südsüdost zielender Weg eingeschlagen. Schon von Unjanjembe her war die anfangs völlig flache bewaldete Gegend in dem Maße unebener und gebirgiger geworden, als man in das Wassergebiet des Tanganjikasees übertrat und dem Strande des letzteren sich näherte.

Am 8. Oktober erblickte Livingstone zum erstenmal wieder den Spiegel des mächtigen Binnengewässers. Er befand sich hier in der Landschaft Kilema, welche außerordentlich gebirgig ist und zahlreiche tiefe, mit Bambus bewachsene und von großem Wilde aller Art, Elefanten, Giraffen, Nashornen, Büffeln, Zebras u. s. w., wimmelnde Thäler birgt. Der Boden ist durchweg rauh, mit scharfeckigen Quarzgeröllen bedeckt und der Marsch daher sehr beschwerlich. An den Felswänden von Gneis und Glimmerschiefer waren wieder die starken, der Längenachse des Sees ungefähr parallel laufenden Schichtenfaltungen bemerkbar, wie Livingstone sie bereits früher am Südende des Sees beobachtet hatte.

Leitete der Weg der Expedition in Kilema noch in einiger Entfernung vom See hin, welcher, von einer ihm parallel laufenden Bergkette begleitet, nur ab und zu sichtbar wurde, so begann von Mokaia ab der eigentliche Ufermarsch, nur zuweilen unterbrochen durch das Kreuzen der Landspitzen, welche zwischen die großen Buchten in der Küstenlinie sich einschieben. Dieser Weg war um nichts weniger beschwerlich als jener durch Kilema. Bald galt es, die Ausläufer der felsigen Gebirgskämme zu übersteigen, welche die Ufer säumen, bis zu 300 m über den Seespiegel sich erheben und mit dichtem Buschwalde bedeckt sind; bald waren tiefe, von ihnen eingeschlossene Kesselthäler oder die Schluchten zu durchkreuzen, welche ihre Gewässer nach dem See hinausleiten. Überall herrschte der gleiche Reichtum an Hochwild, unter welches auch große Raubtiere, wie Leoparden und Löwen, sich mischten. Auch die Bevölkerung erwies sich als ziemlich zahlreich; sie wohnte durchweg in gut verschanzten Dörfern, und gegen Angriffe, welchen sie innerhalb ihrer Befestigungen nicht Widerstand zu leisten vermocht hätte, boten ihr die benachbarten Gebirge einen um so sicherern Schutz des Lebens und des Eigentums. Das Land befand sich eben zur Zeit von Livingstones Durchmarsch wieder in ziemlich unruhigem Zustande, und die Expedition hatte aus diesem Anlasse nicht selten von Nahrungsmangel, hier und da auch von dem feindseligen Verhalten der Eingebornen zu leiden. Die ganze Ostküste des Tanganjika entlang wird Baumwolle von der in Pernambuco gewöhnlichen Art gebaut; der Feldbau an den Ufergehängen muß in früheren Zeiten noch weit bedeutender gewesen sein, wie die allerwärts sichtbaren, künstlich zusammengetragenen Haufen von Steinen beweisen. Früher soll in dieser Gegend ein Volk gelebt haben, welches sich Megunda nannte, durch die einbrechenden Matuta (Watuta) aber vollständig ausgerottet worden sein.

Einen großen Teil der Ostküste des Tanganjikasees nimmt die gebirgige Landschaft Fipa, südlich von Kilema gelegen, ein; das Seeufer bildet in ihrem Bereiche eine ununterbrochene Reihenfolge gerundeter, bergumschlossener Buchten, in welchen nicht selten größere oder kleinere Inseln über den Wasserspiegel sich erheben. Hier und da streckt auch ein Arm des Sees fjordartig in das Innere der Gebirge sich hinein. Am 30. Oktober überschritt Livingstone die Südgrenze von Fipa und betrat die Landschaft Burungu (Urungu). Die Gebirge gewinnen hier noch an Höhe, ihre Gipfel erheben sich 400—450 m hoch über den Spiegel des Tanganjika, während die langen, zwischen ihnen hindurchführenden Engpässe stets eine relative Höhe von circa 300 m besitzen. Längs des sogenannten Liembasees verfolgte Livingstone noch den Uferpfad, welcher von den Höhen vorspringender Felsenkaps nicht selten überraschende Aussichten auf die 150—200 m tiefer gelegene buchtenreiche Wasserfläche von tiefgrüner Farbe eröffnete. Nahe dem südöstlichen Ende des Sees aber wandte er sich aus dem schwer gangbaren Küstengebirge hinaus in das bewaldete Hochland, welches eben jetzt, bei beginnender Regenzeit, mit dem purpurnen Schimmer des neukeimenden Blätterschmuckes sich zu färben begann. Längs hoher Bergzüge von Dolomit und Sandstein, stellenweise mit Roteisensteinlagern untermischt, umging er die vorspringende Ecke des Liembasees; er kreuzte

die bedeutenden Flüsse Kalambo und Halotschetsche und gelangte nach dem befestigten Orte Sombe, wo erst wenige Monate vorher wieder einer der blutigen afrikanischen Lokalkriege sich abgespielt hatte. Am 17. November erreichte Livingstone den Aizyfluß, längs dessen er vor mehr als 5 Jahren nach dem Dorfe Pambetes hinabgestiegen war und dort zum erstenmal den Spiegel des Tanganjikasees erblickt hatte. Ein gewaltiger Kreislauf durch Itawa und das Land des Kasembe, vom Moero- zum Bangweolosee, von Udschidschi nach Njangwe am Lualaba, vom Nordende des Tanganjikasees über Unjanjembe und durch Fipa und Urungu hatte an diesen Ausgangspunkt seiner Entdeckungen im zentralafrikanischen Seengebiete ihn zurückgeführt.

Bis in das Quellgebiet des Lofu oder Lampussi hinauf war Livingstones Weg nun wieder der gleiche, wie jener im Frühjahre 1867. Bei Tschibwes Dorfe lenkte er gegen Westen ab und durchschnitt die Landstriche zwischen Urungu und Lunda in einer Linie, welche um einige 10—15 Meilen südlicher zog, als seine Reiseroute vom Jahre 1867. Der Charakter dieser Gegend war wenig verschieden von jenem, welchen Livingstone in Itawa gefunden hatte. Höhenzüge, durch lange Thäler voneinander getrennt, wechselten mit ebenen Strichen; Dörfer zeigten sich überall in großer Zahl, bald bewohnt, bald verlassen und zerstört. Bei einem Sintila genannten Dorfe wurde die Wasserscheide zwischen dem Tanganjika- und dem Moerosee überschritten, und er bewegte sich fortan gegen Westen längs des Kisiflusses, welcher in den Kalongosi fällt. Diese von vielen Zuflüssen des Kisi durchschnittenen Distrikte gehören wieder zu Lobemba, dem Lande nördlich des Tschambesi. Auch hier ist dasselbe durchweg hügelig, und sanfte Abhänge erheben sich zu 80—100 m Höhe, häufig von rauhen Sandsteinfelsen gekrönt. Da die Regenzeit bereits eingetreten war, hatte sich überall die üppigste Vegetation gebildet und die ganze Gegend war in ein grünes Gewand von den verschiedensten Schattierungen gekleidet, unter welchen jedoch die dunklen Töne bei weitem vorherrschten; namentlich waren hier die Linien der Wasserläufe durch solche gekennzeichnet, während über die entfernten Höhenzüge ein tiefblauer Duft sich lagerte.

Am 18. Dezember wurde vermittels kleiner Kanoes der 60—80 Schritt breite Kalongosi (auch Kalongwese genannt) überschritten; einige Tage später erreichte Livingstone den Sitz des in jener Gegend herrschenden Häuptlings Tschama, wo er 17 menschliche Schädel auf dem Walle aufgepflanzt sah. Vom Kalongosi wandte er sich gerade gegen Süden, dem Bangweolosee zu; nochmals das Land des Kasembe und die Stadt Lunda zu besuchen, hielt er für nicht ratsam, da die dortige Gegend wieder vollständig durch Kriege zerrüttet war. Schon auf dem Marsche nach dem Kalongosi hatte er von begegnenden Arabern in Erfahrung gebracht, daß der ihm bekannte und befreundete Kasembe von einer ihrer Horden angegriffen und getötet worden war; sein Haupt und sein Königsschmuck wurden auf Pfählen ausgestellt, während die Königin über den Mofwesee entfloh und die Suaheli nun als Herren im Lande schalteten. Das einst so gewaltige Kasembereich ist damit als aus der Reihe der afrikanischen Staaten gestrichen anzusehen — eine verschwundene Größe mehr in dieser unablässig sich zerstörenden und aus Ruinen wieder neu aufbauenden Welt.

Einige Meilen südlich von Tschamas Dorfe traf Livingstone auf den Lofubu, welcher Fluß zwischen 100—120 m hohen Bergen einen ziemlich bedeutenden Wasserfall bildet, und überschritt dann die Wasserscheide gegen den Luongo, welcher in den Luapula fällt. Bald wurde auch dieser Fluß verlassen, und die Karawane trat in das vielfach verästelte Wassernetz des Liposchosi ein, welcher Fluß direkt dem Bangweolosee entgegenzieht. In den ersten Tagen des neuen Jahres (1873) war Livingstone diesem großen zentralafrikanischen Wasserbecken bereits sehr nahe; aber von dieser Zeit ab begannen auch wieder die in dessen Umgebung so außerordentlich großen Schwierigkeiten des Reisens, sowohl die hinsichtlich der klimatischen und der Bodenverhältnisse als auch die des mehr oder weniger passiven Widerstandes der Bevölkerung, welche gegen jeden mit einem Feuergewehr versehenen Fremdling eine unüberwindliche Furcht und Abneigung hegte. —

Die Bewohner dieser Sumpfdistrikte sind durchweg Babisa, welche von Westen her in diese Landschaften sich zurückgezogen haben sollen; sie bauen Kassava, Mais, Hirse, Durrha, Erdnüsse und Voandzeia auf gelichteten, mit Holzasche gedüngten und mit hohen Hecken sorgfältig eingefriedeten Plätzen im Walde und liegen eifrig dem Fischfange ob, welcher besonders zu Beginn der trockenen Jahreszeit, wenn die Fische aus den überschwemmten Landstrecken nach dem See sich zurückzuziehen beginnen, sehr ergiebig ausfällt.

Livingstones Marsch durch die Schwammböden und Sumpflandschaften am Bangweolosee, welcher die letzten vier Monate seines Lebens ausfüllte, begann am Lofu, einem dem Liposchosi benachbarten Zuflusse des Sees, welchem zahllose, den Schlammböden entquellende Zweigadern zuströmen. Der Marsch ging gegen Westen durch eine großenteils entvölkerte Gegend, in welcher die ehemaligen Ansiedelungen in Ruinen lagen und die über die Flüsse führenden Brücken zertrümmert waren. Nahrung konnte hier nur selten gekauft werden, Wild wurde zwar gesehen, zeigte sich aber sehr scheu und kam selten zum Schusse. Über die Flüsse und Schwammböden wurde Livingstone hier bereits auf den Schultern seiner Begleiter getragen, da er der Anstrengung des Durchwatens sich nicht mehr gewachsen fühlte. Die Zahl der Wasserläufe in dieser Gegend ist so groß, daß es unmöglich ist, ihre Namen aufzuführen, welche auch thatsächlich sehr oft sich wiederholen; insbesondere kommen die Namen Loou und Luena hier fast ebenso häufig vor, wie etwa die Bezeichnung „Ache" in unsern Gebirgen.

Einen ersten größeren Aufenthalt hatte Livingstone im Anfange des Monats Februar bei dem Häuptlinge Tschitunkubwe am nordöstlichen Ende des Sees; es gelang ihm schließlich, von ihm Führer zu dem Häuptlinge Matipa zu erhalten, durch welchen er Gelegenheit erhalten sollte, den Tschambesi zu kreuzen und nach den Gegenden im Süden des Sees zu gelangen. Durch endlosen Sumpf ging der Marsch nach Südosten und Süden; nur einzelne Inseln, mit Palmen und andern Bäumen bedeckt, ragten aus der allgemeinen Überschwemmung hervor. Auf einer dieser Inseln, nahe der Mündung eines wieder Luena genannten Flusses in den Bangweolosee und so nahe an dem letzteren, daß das Brausen seiner Wogen deutlich gehört

werden konnte, lagerte Livingstone am 19. Februar. Die zu Matipa vorausgesandten Leute konnten von ihm keine bestimmte Zusage erhalten, die Bevölkerung war fast überall, wo Livingstone mit ihr zusammentraf, mißtrauisch und hielt ihn mit falschen Versprechungen hin; ja, er sah sich bereits der Notwendigkeit gegenüber, von Gewaltmitteln Gebrauch machen zu müssen, um die ihm unentbehrlichen Fahrzeuge zu erhalten.

Endlich ließ der Häuptling sich doch bereit finden, seine Hilfe unseren Reisenden auf friedlichem Wege zu gewähren, und Livingstone wurde auf eine kleine, von Fischern bewohnte Insel Namens Motovinsa gebracht, nahe an der Insel Masumbo, welche Matipa persönlich bewohnte. Dieser Häuptling, ein alter zurückhaltender Mann mit eigentümlichem, großen Ohren ziemlich ähnlichem Haarputze, riet Livingstone, den See nach den südlichen Ufern zu kreuzen, wo er seinen Bruder treffen werde; da jedoch die von ihm gestellten Fahrzeuge nicht zahlreich und stark genug zu einer solchen Fahrt erschienen, so wandte sich Livingstone zunächst gegen Süden, nach dem Sitze des Häuptlings Kabinga am Tschambesi.

Am 26. März kreuzte er den 300 Schritte breiten, träge fließenden Lubanseusi nahe an seiner Mündung in den Tschambesi und einige Stunden später diesen letzteren selbst, welcher bei einer Breite von 400 Schritten ein ziemlich starkes Gefälle zeigte; beide Ströme führen große Massen von Wasserpflanzen mit sich, welche zu gewaltigen Klumpen sich zusammenballen. Auch im Süden des Tschambesi ist das ganze Land mit großen unabsehbaren Wasserflächen bedeckt, über welche nur die mit Bäumen bewachsenen großen Ameisenhügel ihre Scheitel erheben; ungeheure Wälder von Schilf und Lotuspflanzen wuchern in diesen Sümpfen und rauschen im Winde gleich einer fernen Meeresbrandung. Sie erstrecken sich 5—8 Meilen weit in den See selbst hinaus, sein Ufer, dessen Grenze nirgends genau bestimmt werden kann, in einzelne Arme teilend, welche oft zu breit sind, als daß die Augen den jenseitigen Rand erreichen könnten; zu ihnen gesellen sich auch noch die großen Ästuarien an den Flußmündungen.

Dieser ganze Sumpfdistrikt im Osten und Süden des Bangweolosees erreicht eine Breite bis zu 10 Meilen und geht einerseits in die grasreichen, längs der Flußläufe mit langen Reihen von Bäumen und Gebüschen durchzogenen Bugas oder Prärien, anderseits in den See selbst über, in welchen er Halbinseln von Schilf und Lotusdickicht weit hinaussendet. —

Durch diese Moräste, Lagunen, durch die unablässig sich wiederholenden Schwammböden führte Livingstones Weg von Osten nach Süden um den Bangweolosee herum; auch hier traf er wieder auf zahlreiche, zuweilen durch Zweigadern unter sich zusammenhängende Zuflüsse desselben, von denen jedoch keiner eine hervorragende Bedeutung beanspruchen konnte, wie denn auch Livingstone bereits früher von den Eingebornen dahin berichtet worden war, daß von Süden her nur ein einziger bedeutender Fluß, der Luomba, in den Bangweolosee falle. An einer einzigen Stelle, im Südosten des Sees, wurde die endlose Eintönigkeit seiner Uferebene durch Höhenzüge unterbrochen: die Lavusiberge, von welchen der Kasyafluß herabkommt.

Folgende am See Bangweolo geschriebene Zeilen an Stanley, welche Webb, der amerikanische Konsul in Sansibar, überbrachte, sind aus dem letzten Briefe, welchen Livingstone schrieb, und überhaupt eine seiner letzten Lebensäußernngen. Man sieht daraus, daß Livingstone in dem vollen Glauben gestorben ist, die Nilquellen entdeckt zu haben.

„Der Tschambesi wurde bereits vor langer Zeit von den Portugiesen überschritten, welchen also die Ehre seiner Entdeckung zukommt. Die Ähnlichkeit des Namens veranlaßte, daß er in den Karten als der Sambesi, östlicher Arm, angegeben wurde, und ich nahm thörichterweise an, daß sich der Irrtum auf irgend eine Autorität stütze. Deshalb war mein erster Übergang über denselben so resultatlos wie derjenige der Portugiesen. Es kostete mich volle zweiundzwanzig Monate, den Irrtum zu beseitigen. Der verstorbene Kasembe war der erste, der mir einen Wink davon gab, daß der Tschambesi ein Glied einer Kette von Flüssen und Seen sei, welche wahrscheinlich den Nil bildet; er that es aber auf eine so scherzhafte Weise, daß ich mich veranlaßt fand zu den Quellwassern zurückzugehen, um mich zu überzeugen, daß es nicht bloß ein Scherz des mächtigen Potentaten sei. Auf einer Insel in der Mitte des Bangweolo mit einem Seehorizont rings umher sagten die Eingebornen, indem sie die Hand langsam ringsherum zogen: „Das ist der Tschambesi, welcher rings um diese Stelle fließt und den Bangweolo bildet, ehe er um jene Landspitze geht und den Namen Luapula annimmt.“ Das war der Augenblick der Entdeckung und nicht bloß der Übergang über einen kleinen Fluß.

„Soviel ich gesehen habe, ist dieser See (der Bangweolo) überall von flachem Lande umgeben, obwohl dasselbe 1300 m über der Meeresfläche liegt. Als ich den See zuerst entdeckte, hatte ich kein Papier bei mir; ich borgte jedoch ein wenig von einem Araber und sandte einen kurzen Bericht nach Hause. Ich hatte auch so viele Unannehmlichkeiten mit der Mannschaft, daß ich nur das Allernotdürftigste mitteilte. Sobald aber die Entdeckung an der Küste gemeldet worden war, wurde der Bombay-Regierung sofort die offizielle Beschreibung zugeschickt, der See sei, gleich dem Njassa, Tanganjika und Albert-Njansa, von hohen Gebirgen umgeben, welche in weite Ebenen abfallen, die in der Regenzeit überschwemmt werden, so daß die Karawanen tagelang knietief durch Wasser marschieren und ihr Nachtquartier dort aufschlagen, wo sie eine höher liegende Stelle antreffen. Die einzigen Erhöhungen sind Ameisenhügel bis 7 m hoch. Dieselben können kaum hoch genannt werden, es sei denn, daß man sie sich als auf der Höhe von 1300 m ruhend dächte. Diese Angaben sind von der Wahrheit ebenso entfernt wie die, daß die Stadt des Kasembe am Ufer des Luapula liege. Leute, welche eine Liebhaberei für Kartenmachen haben, spürten jedem Schritt der portugiesischen Sklavenexpeditionen nach Kasembe nach und bauten die Stadt in 8° 43′ südl. Br., das ist im tiefen Wasser am Nordende des Sees Moero und über 50 Meilen vom Luapula. Ich fand sie 9° 57′ südl. Br. und am Ufer einer Lagune, welche in keiner Verbindung mit dem Luapula steht, einem Flusse, der 6 oder 7 Meilen westlich von der Stadt fließt, die man in den Moero gesetzt hat.

„Es ist sehr unangenehm für mich, diese falschen Angaben zu rügen und als rechthaberisch zu erscheinen. Was soll ich aber thun? Sir Roderick Murchison konsultierte mich betreffs der gegenwärtigen Expedition, und ich empfahl den Verfasser des Obigen als den Führer. Sir Roderick teilte mir darauf mit, daß das Anerbieten abgelehnt wurde, weil nicht ein guter Gehalt und eine gute Stellung nach der Rückkehr zugesichert worden, wie Speke und Grant es mit ihrem Offizier gehalten hatten. Er drang sodann in mich, die Führung zu übernehmen, sobald das Buch, mit dem ich beschäftigt war, herausgekommen sein werde. Mein guter, gutmütiger Freund fügte in einer Art von pathetischem Tone hinzu: „Sie werden der wirkliche Entdecker der Nilquellen sein!“ Ich wünschte nicht, mit meinen Thaten großzuthun; allein ich brauche sie nicht zu vergessen.“ —

Sir Bartle Frere, der Präsident der Geographical Society, früher Gouverneur der Präsidentschaft Bombay, erzählt in einem Aufsatze über Livingstone im Aprilhefte der Londoner Zeitschrift „Good Words“ von der merkwürdigen Veranlassung, welche Livingstone mit Bombay und mit den „Nassikburschen“, den in der englischen Missionsanstalt Nassik bei Bombay erzogenen jungen Negern, die für ihn so große Wichtigkeit erlangten, in Verbindung brachte. Als seine Expedition in Afrika im Jahre 1864 zu Ende kam, fand er sich in Sansibar belastet mit dem Flußdampfer Lady Njassa, für dessen Ankauf er einen beträchtlichen Teil seiner durch seine Schriften und die Güte seiner Gönner erworbenen Mittel verwandt hatte. Da er sah, daß er ihn in Sansibar nicht vorteilhaft verkaufen konnte, so beschloß er, in dem Dampfkahn nach Bombay zu fahren. Seine Mannschaft bestand aus 16 Burschen, befreiten Negersklaven, welche meistens das Meer vorher nicht gesehen hatten. Ihn selbst ausgenommen, verstand keiner etwas von Schiffahrt oder von der Dampfmaschine. Auf Gott vertrauend und die gelenke Kraft, fuhr er ab und gelangte wohlbehalten nach Bombay, wo der kleine Kahn einen ganzen Tag lang in dem großen Hafen lag, ehe er von den Mautbeamten bemerkt wurde. Unter den dortigen Missionären traf er mehrere, die nicht nur mit seinen großen Zwecken sympathisierten, sondern ihm auch auf verschiedene Weise behilflich waren. Livingstone ließ einige von den Negerburschen, die ihn begleitet hatten, unter der Obhut des Dr. John Wilson, Vorstand der dortigen Missionsanstalt der presbyterianischen Free Kirk, zurück. In der anglikanischen Missionsanstalt zu Nassik bei Bombay, die unter dem Vorstand von W. Price stand, war eine Anzahl durch englische Kreuzer befreiter junger Neger, welche dort eine christliche, industrielle und allgemeine Schulbildung erhielten. Als Livingstone dann im Jahre 1865 wieder nach Afrika ging, nahm er seinen Weg über Bombay und fand, daß die Burschen, welche er bei Wilson in der Schule gelassen, recht gute Fortschritte gemacht hatten, und nahm sie und eine Anzahl der Negerburschen in Nassik in seinen Dienst, damit sie ihn in ihre Heimat begleiteten. Die indischen Sepahi oder die Leute von der Insel Johanna, welche er ebenfalls in Dienst nahm, erwiesen sich als äußerst meuterisch, während die erwähnten Neger aus Bombay, namentlich die „Nassikburschen“, ihrem Herrn bis in den Tod und bis über den Tod hinaus eine so

bewunderungswürdige Treue bewahrten. In der Deputation, welche in der „Malwa“ zu Southampton die Leiche Livingstones empfing, befand sich, wie wir oben erwähnten, Hr. Price, der Vorstand der Nassikmission, welcher die Freude hatte, hier seinen Schüler Jakob Wainwright zu begrüßen, der seinem Herrn eine so lange Begräbnisbegleitung gegeben hatte, wie sie in der Weise wohl noch keinem Sterblichen zu teil geworden ist.

Die Strapazen eines monatelangen Sumpfmarsches, verbunden mit einer immer heftiger und bedenklicher sich einstellenden Dysenterie, hatten zuletzt auch die eiserne Natur Livingstones gebrochen. Von der Mitte des Monats April an sehen wir seine körperlichen und geistigen Kräfte einem raschen Verfalle entgegengehen. Am 21. April versuchte er wieder auf einem Esel zu reiten, hatte aber kaum eine kurze Strecke zurückgelegt, als er völlig erschöpft zu Boden sank; von da ab wurde er von den Dienern in einer Kitanda, einem roh gezimmerten, mit Gras bedeckten Ruhebette, von Dorf zu Dorf getragen. Die nächstfolgenden Tage sind in Livingstones Aufzeichnungen nur mit dem Datum aufgeführt; am 27. schreibt er noch mit schwacher Hand: „Völlig erschöpft; bleibe hier, um zu genesen; schickte meine Leute, Melkziegen zu kaufen. Wir sind an den Ufern des Molilamo.“ Dies ist die letzte schriftliche Nachricht von ihm. Die Karawane befand sich damals im Dorfe des Häuptlings Kalunganjanvu, welcher seinem kranken Gaste jede mögliche Unterstützung zu teil werden ließ. Am 29. April wurde der Molilamo überschritten und das etwa eine Stunde davon entfernte Dorf Tschitambos erreicht, wo die Diener eine Hütte für den Kranken herrichteten. Man befand sich hier in der Landschaft Ilala, welche die südlichen Uferdistrikte des Bangweolosees umfaßt.

Über Livingstones letzte Stunden enthält ein Telegramm aus Sansibar an den New-York-Herald folgende Einzelheiten: „Als die Krankheit ihn überfiel, äußerte er seinem Gefolge gegenüber, daß er alles gegen Elfenbein umtauschen und den Genossen geben wolle, dann nach Udschidschi und Sansibar vordringen und England zu erreichen suchen werde. Er sprach viel und traurig von der Heimat und von seiner Familie, auch betete er viel, und in Ilala angekommen, sagte er: „Ich gehe heim.“ Dort in Ilala, jenseit des Sees Bemba, sagte er zu seinen Leuten: „Baut mir eine Hütte, damit ich darin sterben kann.“ Das Gefolge baute eine Hütte und legte den Kranken auf ein Bett, er litt heftige Schmerzen und stöhnte Tag und Nacht. Er konnte keine Nahrung zu sich nehmen und verlor die Sehkraft in so hohem Grade, daß er es kaum bemerkte, wenn ein Licht angezündet wurde. Am dritten Tage sagte er: „Ich friere sehr, legt mehr Gras auf die Hütte.“ Sein Gefolge sprach nichts und kam ihm nicht nahe. Tschitambo, der Häuptling in Visa, sandte Mehl und Bohnen und zeigte sich überhaupt freundlich gegen die Expedition.“

Am 30. April kam der Häuptling zu Livingstone, letzterer war aber bereits zu schwach, um sich mit ihm unterreden zu können. Um 11 Uhr nachts war noch Susi bei Livingstone, welcher ihn fragte, wie weit es noch an den Luapula sei; Susi meinte, man könne ihn in etwa drei Tagen erreichen. Später wurde Susi nochmals zu seinem Herrn beschieden, um ihm den Medizinkasten zu bringen, aus welchem Livingstone eine Dosis Kalomel nahm, und

den Diener dann wieder entließ. Um 4 Uhr morgens des 1. Mai rief Majwara, einer der jungen Leute aus der Nassikanstalt, die Diener zusammen, um nach ihrem Herrn zu sehen, welcher, wie er sagte, nicht mehr am Leben zu sein scheine. Sie kamen zur Thür der Hütte und sahen den vom matten Scheine einer Wachskerze erleuchteten Körper Livingstones vor dem Bette knieend, etwas vorgebeugt, das Haupt in die Hände gestützt, als ob er betete. Majwara sagte, er habe ihn schon geraume Zeit zuvor in dieser Stellung beobachtet und er rege sich durchaus nicht. Die Diener traten nun alle herzu; einer derselben, Matthew, legte dem Knieenden die Hand auf die Schulter. Er regte sich nicht; Atem und Pulsschlag waren erloschen, der Körper bereits kalt.


Transport des kranken Livingstone.

Der große Entdeckungsreisende hatte sein thatenreiches Leben beschlossen, und der Umstand, daß Susi kurz vor Mitternacht mit ihm gesprochen, läßt mit ziemlicher Gewißheit den 1. Mai 1873 als den Tag seines Todes annehmen.

Die Diener berieten nun über die Maßregeln, welche sie weiter zu ergreifen hätten, und sie waren sofort darüber einig, daß Susi und Tschuma, die ältesten und erfahrensten unter ihnen, den Oberbefehl übernehmen und die Karawane nach der Küste zurückführen sollten; Jakob Wainwright, welcher schreiben konnte, nahm das Inventar von Livingstones Hinterlassenschaft auf. Dem Häuptling Tschitambo sollte nach dem anfänglichen Plane Livingstones Tod verheimlicht werden, da die abergläubische Furcht der Afrikaner vor

Leichen und vor allem, was mit dem Tode in Zusammenhang steht, den Dienern nicht unbekannt war. Er erfuhr indes gleichwohl bald von dem Vorgefallenen und erklärte den Dienern, sie sollten deswegen ohne Sorge und seiner ferneren Unterstützung gewiß sein. Er kam auch mit seinem ganzen Hofstaate, seinen Weibern und Kriegern, dem Toten die letzte Ehre zu erweisen. Trommeln wurden geschlagen, während Livingstones Diener nach arabischer Sitte Flintenschüsse abgaben. Die Diener wissen überhaupt von Tschitambos Verhalten nur lobens- und dankenswertes zu berichten und bezeichnen ihn als einen edlen und großmütigen Fürsten.

In einer besonders erbauten Hütte wurde dann die Präparierung des Leichnams vorgenommen, welchen die Diener mit sich zu nehmen und dem heimatlichen Boden wiederzugeben beschlossen, obwohl Tschitambo selbst dies für ein fast unmögliches Beginnen erklärte. Eingeweide und Herz wurden herausgenommen, in eine zinnerne Büchse verschlossen und an Ort und Stelle begraben, wobei Jakob Wainwright ein Gebet sprach. Der Körper wurde mit Salz und Brandy behandelt und 14 Tage lang an der Sonne getrocknet; hierauf wurde er in ein Stück Rinde eines Myongabaumes eingerollt, dies mit Segeltuch umnäht und der ganze Ballen an eine Stange befestigt, so daß er von zwei Mann mit Leichtigkeit getragen werden konnte.

An dem Platze, wo diese Verrichtungen geschahen und wo auch Herz und Eingeweide begraben wurden, schnitt Wainwright in einen großen Myulabaum den Namen und Todestag des großen Entdeckers ein. Nahe dabei errichteten die Diener aus Stangen, welche sie mit Teer bestrichen, eine Art von Thor oder Bogen, ein Merkzeichen, von welchem sie eine ziemlich lange Haltbarkeit erwarteten. Tschitambo versprach auch, den Ort sorgfältig von Gras freizuhalten, damit nicht die jährlichen Grasbrände diese Wahrzeichen zerstörten, und er erhielt schließlich noch eine Zinnbüchse und englische Zeitungen, woran etwaige künftige Besucher dieser Gegenden ihn oder sein Dorf wieder erkennen könnten.

Nun begann der weite Marsch der getreuen Diener vom Bangweolosee nach der Sansibarküste zurück, eine in der geographischen Entdeckungsgeschichte einzig dastehende That. Zwei Strecken dieser etwa 300 deutsche Meilen umfassenden Marschroute sind für uns als vorher noch unbetreten von europäischen Reisenden, von großem Interesse: die Umkreisung des Bangweolosees von Süden nach Westen und Norden, und der gerade Marsch quer durch die Fipa, vom Südende des Tanganjikasees nach dem Ngombe Nullah südlich von Unjanjembe. Auf sie möge schließlich noch ein kurzer Blick geworfen werden.

Vom Bangweolosee und dem Luapula, welchen die Reisegesellschaft wieder überschritt, erhalten wir leider durch sie nur dürftige Nachrichten, zunächst wohl veranlaßt dadurch, daß die Krankheiten in den ungesunden Sumpfdistrikten, welchen Livingstone selbst erlegen war, auch seinen Dienern in der Folge noch hart zusetzten und die Karawane durch sie wiederholt zu längerem Stillliegen genötigt war. Diese Sumpfländer gelten bei den Eingebornen selbst als notorisch ungesund. Die Diener gelangten erst nach einem Dorfe von Tschitambos Bruder, dann zu dem Häuptlinge Muanamagunga,

welcher am südwestlichen Ende des Sees wohnt; von beiden erfuhren sie freundliche und zuvorkommende Behandlung. Während eines längeren Aufenthaltes, der in Muanamagungas Dorfe gemacht werden mußte, unternahmen ihrer einige einen Ausflug gegen Westen und stießen dabei auf einen großen, tiefen Fluß, welcher in den Luapula sich ergießen soll. Von Muanamagungas Dorfe nordwärts gehend, gelangten sie dann nach dem Sitze Tschisalamalamas und nahe dabei (am 25. Juni) an den Luapulastrom, welcher in einer Breite von etwa 4 engl. Meilen aus dem Nordwestende des Sees austritt. Er selbst gleicht hier noch einem See; einen Mann auf dem jenseitigen Ufer zu erkennen ist unmöglich, auch die Bäume erscheinen nur ganz klein; kaum daß der Knall eines Gewehres von Ufer zu Ufer noch vernehmbar ist. Bei der Durchfahrt, welche über 2 Stunden in Anspruch nahm, hatte man bald seichte, schilfige Stellen zu passieren, in welchen die Kanoes mit Stangen fortgestoßen werden konnten, bald tiefe Flußarme, in welchen gerudert werden mußte; auch einige Inseln zeigten sich über dem Wasserspiegel. Durch endlosen Sumpf und Morast verfolgten die Diener ihren Weg längs des nördlichen Seeufers gegen Osten. Sie kamen dabei wiederum an Mapunis Dorfe vorüber, von welchem aus Livingstone seine erste Fahrt auf dem Bangweolosee im Jahre 1868 angetreten hatte, und zu einer großen, dem Häuptlinge Nkossu gehörigen Ansiedelung. Das Volk, welches diese Gegenden bewohnt, neuerdings aber von den eingewanderten Wanjamuesi immer mehr verdrängt wird, nennt sich Kawende und treibt viel Viehzucht; ein eigentümlicher Umstand ist, daß der Höcker, welchen die meisten zentralafrikanischen Rinderrassen besitzen, in den sumpfigen Umgebungen des Bangweolosees völlig verschwindet. — Bis zu der Stadt Tschawendes, wo ein durch den Übermut der betrunkenen Bevölkerung hervorgerufener Angriff mit Erfolg abgeschlagen wurde, verfolgten die Diener die Ufer des Bangweolosees; dann aber wandten sie sich langs des Liposchosiflusses gegen Norden und stießen nun bald auf die Route, welche sie mit ihrem dahingeschiedenen Herrn vom Tanganjika- nach dem Bangweolosee verfolgt hatten; über ihren Marsch nach dem Kulongwesiflusse, welcher am 10. August überschritten wurde, dann durch das gebirgige Land im Süden von Itawa nach Urungu und nach dem Liembasee können wir daher ohne weitere Bemerkung hinweggehen.

Die seinerzeit auf der Hinreise gemachten Erfahrungen über die Schwierigkeiten der Bereisung der Ostküste des Tanganjikasees ließen die Diener zu dem Entschlusse gelangen, einen neuen Weg quer durch Fipa zu versuchen, und es erwies sich diese Wahl in der Folge als eine höchst glückliche, so daß man nur lebhaft bedauern kann, daß Livingstone soviel Zeit und einen so großen Teil seiner bereits hinsinkenden Kräfte auf jenem ersteren Wege zum Opfer brachte. Vom Südende des Tanganjikasees in nordnordöstlicher Richtung vorschreitend, gelangten die Diener nach dreitägigem Marsche an die steile, ungefähr 1200 m hohe Kette der Lambalamfipaberge, welche das ganze Land von Osten nach Westen durchzieht. Als sie die Höhe des über dieselbe führenden Passes erreicht hatten, sahen sie vor sich eine endlose glitzernde Fläche gegen Norden sich ansdehnen, einem See gleich, in der That aber

eine ungeheure Steppe, deren Boden fast durchweg mit Salzinkrustationen bedeckt ist. Gleichwohl ist dieselbe nicht völlig unbewohnt, und die Befürchtungen, welche die Reisenden beim ersten Anblicke dieser Salzwüste hegten, erwiesen sich glücklicherweise als unbegründet. Kleine Dörfer fanden sich auf dem ganzen Wege, und auch an Wasser war kein allzu großer Mangel, obwohl dasselbe brackig schmeckte. Zudem ist der Reichtum an Großwild in dieser Gegend ein ganz außerordentlicher; natürlich ist dasselbe vorzugsweise von solcher Art, daß es seine Subsistenzmittel aus weiter Ferne sich holen muß; seine hauptsächlichsten Vertreter sind Giraffen und Zebras, auch Elefanten und Löwen. Auch Karawanen auf der Tour von Unjanjembe nach dem Innern durchziehen nicht selten die Landstriche, und die Diener begegneten zweien derselben, welche die bereits am oberen Lofu erhaltene Nachricht von einer neuen, nach dem Tanganjikasee gehenden englischen Expedition ihnen bestätigten.

Im Osten der großen Salzsteppe soll ein ziemlich ausgedehnter Salzsee, Bahari ya Muaruli genannt, liegen; in nördlichem Vormarsche trafen die Diener auf den ostwärts fließenden Likwa, dessen brackiges Wasser, wie ihnen gesagt wurde, in den Salzsee sich ergießen soll; auch jenseit desselben behält die Gegend noch fortwährend den Charakter der Salzsteppe bei, und die Leute Livingstones sammelten von den am Boden umherliegenden Kristallen eine Ladung auf, welche sie in Unjanjembe gut zu verwerten hoffen durften.

Erst am Lungwaflusse, welcher in felsigem, mit großen Blöcken überworfenem Bette dem Tanganjikasee entgegenströmt, erhielten die Leute wieder süßes oder trinkbares Wasser. Durch dichte Dschangeln ging es nun über Baula und Tschilundas Dorf nach dem Ngombe Nullah. Bereits von Baula aus war Tschuma mit einem von Wainwright geschriebenen Berichte vorausgeeilt, um die englische Expedition zu treffen, welche in Unjanjembe sich befinden sollte. Er erreichte die Suaheliniederlassung ohne Hindernis am 20. Oktober und wurde hier von Leutnant Cameron empfangen, welcher durch ihn die erste bestimmte Nachricht von Livingstones Tode erhielt. Einige Tage später kam der große Troß mit der Leiche selbst nach; die ungeheure Aufgabe, welche die Diener des großen Entdeckers im Süden des Bangweolosees auf sich genommen, war zum weitaus überwiegenden Teile nunmehr glücklich gelöst.

Während Leutnant Cameron seine Reise, deren erster Zweck nunmehr hinfällig geworden war, in neuen geographischen Entdeckungen zu verwerten beschloß, traf er Anstalten, die Karawane der Diener Livingstones mit dessen Leiche nach der Küste zurückzusenden. Seine durch Krankheit völlig erschöpften Reisebegleiter, Leutnant Murphy und Dr. Dillon, sollten sich ihr anschließen; der letztere verfiel kurze Zeit darauf infolge ungemein heftiger Fieber und Dysenterie in Wahnsinn und erschoß sich zu Kasekera.

Da von dem Marsche durch die näher an der Küste gelegenen Landschaften, namentlich durch Ugogo, noch größere Schwierigkeiten infolge der Mitführung einer Leiche zu erwarten standen als bisher, so nahmen Susi und Tschuma ihre Zuflucht zu einer List; sie öffneten den am Bangweolosee verfertigten Baumrindensarg, nahmen den Leichnam heraus, verschlossen ihn in einen neuen Überzug aus der Rinde des Ngombebaumes und umwickelten

ihn mit Kaliko in der Art, daß das Ganze einem gewöhnlichen Tuchballen der Handelskarawanen glich. Eine aus Mapirastengeln verfertigte, mit Kleidern angethane Puppe dagegen wurde unter großem Pompe aus Kasekera gegen Unjanjembe hin transportiert, unter dem Vorgeben, daß bei der Unmöglichkeit, die Leiche weiter zu bringen, dieselbe dort begraben werden solle. Als die Träger den Wald erreicht hatten und die Nacht hereinbrach, zerrissen sie die Puppe, zerstreuten ihre Überbleibsel nach allen Seiten und kehrten auf verborgenen Pfaden zu den Ihrigen zurück.



Livingstones Leiche am Bord der „Malwa."

Niemand ahnte die Täuschung, und da auch in Afrika die Fama schnell ihre Wege wandert, konnten die Diener nunmehr ungestört ihre Marschroute verfolgen; denn jedermann wußte bereits, daß Livingstone in Unjanjembe begraben liege.

Im Februar 1874 wurde Bagamojo an der Sansibarküste errreicht, Livingstones Leiche von den britischen Behörden in Empfang genommen, ihre Identität an den zwar eingetrockneten, aber noch wohlerkennbaren Zügen konstatiert und hierauf in einem wohlverzinnten Sarge eingeschlossen. Der Körper liegt in den Kleidern, mit welchen er im Leben bedeckt war. Über dieselben ist ein Totenhemd gezogen, und über die Leiche hat man den rauhen Teppich gebreitet, unter dem Livingstone bei seinen Reisen zu schlafen pflegte.

Von Sansibar wurde die Leiche vom Dampfschiff „Kalkutta" der British-Indian-Company nach Aden, dann von Aden ab durch den Suezkanal vom

Dampfschiff „Malwa" der Peninsular- und Oriental-Kompany nach Southampton befördert. Am 15. April 1874 landete dieser Dampfer mit der Leiche Livingstones daselbst. An Bord war der Sarg mit der Flagge der Dampfschiffahrtsgesellschaft bedeckt gewesen; die Kajüte, in welcher er stand, war mit der britischen Flagge ausgeschlagen. Jakob Wainwright und noch einer seiner schwarzen Kameraden folgten den Überresten ihres im Leben so hoch verehrten Herrn an die englische Küste. Sie trugen ein weißes Banner mit schwarzem Rande und der Inschrift „Livingstone, der Freund der Sklaven."

Drei Tage später ward die Leiche von Savile Row aus, dem Gebäude der Geographischen Gesellschaft, zu Grabe geleitet. Im Gefolge des Sarges, der den Namen, den Geburts- und Sterbeort des Verblichenen trug, befanden sich außer den Anverwandten, dem greisen Dr. Moffat, Livingstones Schwiegervater und seinen Söhnen Thomas und Oswell, der Herzog von Southerland, Sir Bartle Frere, Sir H. Rawlinson, Dr. Kirk, Henry Stanley (sein früherer Reisegefährte am Tanganjikasee), Young, Webb, Vizeadmiral de la Roncière le Noury, Präsident der französischen Geographschen Gesellschaft, und zahlreiche andre bedeutende Männer des Staates und der Wissenschaft. Die Königin hatte zur Ausschmückung des Sarges einen prachtvollen Kranz gesendet.

Die Teilnahme der Bevölkerung war eine so allgemeine, wie sie seit der Bestattung Palmerstons nicht in gleichem Maße beobachtet worden war. — Die Beisetzung der Leiche erfolgte am 18. April 1874 in Westminsterabtei, wo das britische Volk die größten, edelsten seiner Söhne bestattet. Dort ruhen die Gebeine Livingstones neben denen des Majors Rennel, des Freundes und Ratgebers Mungo Parks, des Vaters der englischen Geographie und Mitbegründers der Afrikanischen Gesellschaft, aus welcher nachmals die weltberühmte Geographische Gesellschaft Londons hervorging.

Über dem Grabe erhebt sich jetzt ein Denkstein aus schwarzem Marmor, der in goldenen Buchstaben folgende Inschrift trägt: „Durch treue Gefährten von jenseit des Meeres gebracht, ruht hier David Livingstone, der Missionär, Reisende und Menschenfreund; geboren am 19. März 1813 zu Blantyre in Lanarkshire, gestorben am 4. Mai 1873 im Thale von Kitambo im Lande Ilala. Während dreißig Jahren seines Lebens hat er sich unablässig bestrebt, die Eingebornen Afrikas zu zivilisieren, die Geheimnisse der Natur aufzudecken, und den Sklavenhandel im Innern Afrikas zu zerstören. Seine letzten Worte lauteten: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit thun kann, besteht darin, die Segnungen des Himmels auf alle diejenigen, mögen sie nun Engländer, Amerikaner oder Türken sein, herabzurufen, welche dazu beitragen, daß diese Geißel vom Erdboden verschwinde."

Die gewaltige, achtjährige Reise aber, welche der große Länderentdecker — zuletzt seine entseelte Hülle — durch den afrikanischen Kontinent vollführte, hat, wie kaum jemals eine andre — die erste Reise Livingstones selbst von Küste zu Küste vielleicht allein ausgenommen — zur Erweiterung unsres geographischen Wissens beigetragen, das Dunkel erhellt, das über dem Innern des vordem unbekanntesten aller Weltteile lagerte. Freilich sind es oft nur Streiflichter, welche die Schatten des Unerforschten neben sich nur um so

schwärzer hervortreten lassen, Andeutungen, die Hunderte von neuen Fragen wachrufen, deren glückliche endliche Lösung wir den beiden Nachfolgern Livingstones, Stanley und Cameron, zu verdanken haben.

Wir schließen unser Buch, in welchem wir uns bestrebten, dem Werk und der Bedeutung des großen Afrikareisenden gebührende Würdigung zu verschaffen, mit den Worten seines Freundes Sir Bartle Frere: „In allen seinen Unternehmungen war die geographische Entdeckung höheren Zwecken gänzlich untergeordnet. Er wünschte das schwierigste Problem der afrikanischen Geographie bloß deshalb zu lösen, weil es ihm ein notwendiger erster Schritt dazu war, in das Herz Afrikas das Licht des Geistes einzulassen. Er wußte, daß der Reisende dem Kaufmann und Missionär vorangehen müsse, und schätzte deshalb alles, was er als Entdecker ausrichten konnte, nur insofern, als es der Ausbreitung des Christentums und der Zivilisation behilflich werden möchte. Sein letztes Ziel war stets die Hebung der Negerrasse Afrikas, die Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei."

„Die Geographen können, denke ich", so fährt Sir Bartle fort, „es immerhin gelten lassen, daß Livingstone die geographischen Entdecker bloß als Vorläufer des Handels und der Gesittung schätzte. Was den Handel anbelangt, so kann man die Resultate, zu welchen die Arbeiten Livingstones zur Erschließung des innern Afrikas führen müssen, kaum zu hoch anschlagen. Man darf schlechtweg behaupten, daß es unter den Erzeugnissen, welche jenes Land hervorbringen kann, wenige gibt, welche wir nicht brauchen und nicht gern kaufen werden, sowie es wenige Manufakturwaren gibt, welche Europa, Asien und Amerika liefern können und die nicht in Afrika einen guten Absatz finden werden. Es ist augenscheinlich, daß der Neger weit über den Rassen, die weder selbst Fähigkeit zu den industriellen Künsten haben, noch auch für europäische Manufakturen Interesse zeigen, steht. Die Neger sind in der Regel große Liebhaber von feinen Kleidern, von Metallsachen und sonst von allerlei Waren, welche Europa, Asien, Amerika erzeugen. Auch erweisen sie sich bereitwillig zu der Arbeit, welche erforderlich ist, um solchen Austausch mit den Erzeugnissen ihres Landes zu ermöglichen, mit Getreide, Baumwolle und andern Faserstoffen, Ölen, Metallen, Bauhölzern, Häuten, Fellen, Farbestoffen, welche, wie unzählige andre Dinge, sie in Überfluß liefern können. Sicherheit des Kaufmanns und Abschaffung des Sklavenhandels sind die beiden Bedingungen zur Entwickelung eines Handels, welcher unsern Verkehr mit andern Nationen wahrscheinlich weit übersteigen wird. Es ist augenscheinlich nur aus Mangel an Mitteln, sich Kleidungsstücke zu verschaffen, daß die Afrikaner gewöhnlich mit so geringer Kleidung fürliebnehmen. Könnten sie sich nur einmal überzeugen, daß es ihnen vergönnt ist, die Früchte ihres eignen Ackerbaues zu genießen, und daß der Kaufmann mit ihnen in Sicherheit verkehren kann, so würden alle Webstühle in Europa nicht hinreichen, die Stoffe zu liefern, welche Afrika gebrauchen würde. Dasselbe gilt von Metallware, Kurzware, Töpferware und andern Fabrikaten. Überall werden solche Waren mit Begierde gegen Rohstoffe ausgetauscht, wo Handel und Verkehr nur bestehen.

„Über Livingstones Charakter ist es für diejenigen, welche ihn genau kannten, schwer, ohne den Anschein von Übertreibung zu reden. Von der Kraft und Energie seiner Intelligenz hat er Beweise gegeben wie wenige. In jedem fünfjährigen Abschnitt seines Lebens hätte er sich in irgendeiner andern Beschäftigung einen Namen und ein Vermögen erwerben können, wie es nur den Tüchtigsten unsrer Rasse gelingt. Solche Beobachtungsgabe, solchen praktischen Scharfsinn habe ich niemals wahrgenommen. Die Lebensweise, die er führte, schärfte wahrscheinlich diese Fähigkeiten; er besaß jedoch das schnelle Auge, das Urteil über Kraft und Resultat, das dem großen Organisator, Politiker, General eigen ist. Ebenso hatte er eine merkwürdige Menschenkenntnis. Keine Schmeichelei konnte ihn blenden, keine Verlockung ihn verleiten. Seinen Hauptcharakterzug aber bildeten seine Einfachheit, Hingebung und Aufrichtigkeit. Seine Absichten mochten manchem vielleicht sonderbar vorkommen; allein niemand konnte ihn einen Augenblick der Doppelzüngigkeit zeihen, argwöhnen, daß er etwas anders beabsichtige, als was er angab und auf dem geradesten und offensten Wege zu erreichen strebte. Ihm fehlte zwar nicht jene Zurückhaltung, welche seinen Landsleuten eigen ist, doch niemand war offener als er in allem, was er zu sagen oder sein Fragsteller zu fragen ein Recht hatte. Einige, die mit ihm näher in Berührung kamen, behaupteten, er sei unfähig und abgeneigt, mit andern Leuten gemeinsam zu handeln; er fühlte sich so stark und bedurfte so wenig des Rats und Beistandes andrer, daß er gewöhnlich einsah, er komme allein am besten fort. Wenn er ganz seinen eignen Weg ging, so konnte man sich auf niemand mehr als auf ihn verlassen; dabei sprach er jedoch seine Meinung, wie sehr sie auch von der seiner Gefährten abweichen mochte, immer ohne Anmaßung aus. Wie alle Männer von eiserner Körperbildung und festem Willen, schien er oft keine Nachsicht für die Schwäche andrer zu haben. Sah er sein Ziel deutlich erreichbar, so zögerte er nicht, den Preis zu berechnen, für den es zu erreichen war, und die Entschlossenheit, welche bei einem General oder einem Chirurgen sofort als Inspiration des Genies angesehen worden wäre, wurde von seinen Reisegefährten zuweilen als Mangel an Rücksicht auf ihre Leiden betrachtet. Livingstone war für sich selbst längst gewissermaßen abgestorben und erwartete von andern dieselbe Hingebung, welche ihm zur Natur geworden war.

„Wir können in unsern Tagen die ganze Größe des Werkes, welches Livingstone ausgeführt hat, nicht ermessen. Mag seine Lebensbeschreibung auch in einem Stile gegeben werden, welcher sie zum Lieblingsbuche für jung und alt macht, gleich demjenigen, welches von der Tapferkeit Nelsons erzählt, oder dem von den Abenteuern des schiffbrüchigen Helden Defoes, so werden doch Generationen darüber hingehen, ehe unsre Kinder erkennen, wie groß das Werk ist, welches der willensstarke, herzensfeste Schotte vollbrachte, der in seinen jahrelangen einsamen Wanderungen die Wildnis durchzog, um dem Missionär und dem Kaufmann den Weg zu eröffnen, auf dem sie die dunkeln Millionen Zentralafrikas erreichen könnten.“

Ende.

